

**Freiheit, Kunst und Wissenschaft:
Historische Grundlegungen
der modernen Gesellschaft**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 48, März 2025

**Freiheit, Kunst und Wissenschaft:
Historische Grundlegungen der modernen Gesellschaft**

mit Beiträgen von

Irmtraud Bast-von Humboldt-Dachroeden, Peter J. Brenner,
Annika Brieber, Udo von der Burg, Helen Geyer, Tobias Hirschmüller,
Georg von Humboldt-Dachroeden, Kai Kähler, Michael Maurer,
Hanspeter Münch, Alexis Papathanassis, Ulrich Stottmeister

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-96031-070-9

Copyright 2025 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.
Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Peter J. Brenner, Mering

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH,

Bruchwiesenweg 19, 64380 Roßdorf, E-Mail: service@tz-verlag.de

www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

PETER J. BRENNER Zur Einführung in den 48. Band der „Abhandlungen der Humboldt- Gesellschaft“	5
UDO VON DER BURG Albert Schweitzer und die Humboldt-Gesellschaft	11
KAI KÄHLER Bremerhaven – eine Stadt erfindet sich neu	17
UDO VON DER BURG Wilhelm von Humboldt und das Meer	29
ALEXIS PAPATHANASSIS UND PETER J. BRENNER Kreuzfahrt Quo Vadis? Betrachtung der Kreuzfahrtzukunft mittels eines ressourcen- orientierten Ansatzes	41
ANNIKA BRIEBER Eintauchen, Mitfühlen, Mitmachen: Wie eine Ausstellung von Klima und Klimazukunft erzählt	51
HANSPETER MÜNCH Der Atelierbesuch der Humboldt-Gesellschaft am 6. Oktober 2024 bei Prof. Hanspeter Münch in Ettlingen	61
IRMTRAUD BAST-VON HUMBOLDT-DACHROEDEN Santa Teresa-Kirche in Heidelberg-Ziegelhausen Die künstlerische Gestaltung des Kircheninneren durch HP Münch	65
HELEN GEYER „Barbare“ – das Fremde Überlegungen und Beobachtungen zu einigen Opern Luigi Cherubinis	83
UDO VON DER BURG Wilhelm von Humboldts Bemühungen um eine Verfassung	101
MICHAEL MAURER „Sehnsucht nach Freiheit“. Humboldts Liberalismus	111

TOBIAS HIRSCHMÜLLER Biographische Wege aus der Revolution Eine kritische Auseinandersetzung mit der Erinnerung an die Revolution von 1848/1849	127
ULRICH STOTTMEISTER „Mit Schrekken höre ich...“ Neue Fakten zum Diebstahl aus dem Mineralogischen Museum der Berliner Universität 1839.....	147
GEORG VON HUMBOLDT-DACHROEDEN Die astronomischen Instrumente Alexander von Humboldts in Straßburg	181
ULRICH STOTTMEISTER Gustav Rose und die „ <i>Probirkunst mit dem Löthrohre</i> “ Ein Beitrag zur russisch-sibirischen Reise Alexander von Humboldts im Jahr 1829	197
Aus der Humboldt-Gesellschaft	
PETER J. BRENNER Porträt Prof. em. Dr. Kurt A. Heller	223
Wahlen zum Präsidium der Humboldt-Gesellschaft	227
Tagungsankündigungen 2025	229
Nachruf Prof. Dr. Peter Nenniger	231
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	233
Hinweise zur Manuskriptgestaltung	237

Zur Einführung in den 48. Band der „Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft“

VON PETER J. BRENNER

„Zukunft braucht Herkunft“ war der Titel eines Aufsatzes des 2015 verstorbenen Gießener Philosophen Odo Marquard. Das könnte auch das Motto einer Gesellschaft sein, die sich den Namen der Brüder Humboldt gegeben hat. Ihrem Satzungsauftrag gemäß will sich die Humboldt-Gesellschaft schwerpunktmäßig „drängenden Zeitfragen“ widmen. Als Leitbild dienen ihr dabei die Brüder „Wilhelm und Alexander von Humboldt als Vorkämpfer eines freien Geisteslebens“. „Drängende Zeitfragen“ gibt es in der Gegenwart genug, und manchmal hilft ein Blick in die Vergangenheit, auf das Wirken der Brüder Humboldt und auf die Zeit, in der sie gewirkt haben.

Am Anfang dieses 48. Band der „Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung“ steht ein Beitrag von programmatischer Bedeutung. Inspiriert durch den *genius loci* Straßburgs, das die Humboldt-Gesellschaft während ihrer 116. Tagung besuchte, betrachtet PRIV.-DOZ. DR. UDO VON DER BURG den Einfluss Albert Schweitzers – der Arzt, Philosoph und Musiker war Straßburg eng verbunden – auf den Gründer der Humboldt-Gesellschaft Herbert Kessler. Unter Berufung auf Albert Schweitzer hob Herbert Kessler die Freiheit des Denkens, die Abkehr vom Zeitgeist, die Offenheit der Diskussion und die Verpflichtung auf humanistische Ideale als Grundlagen der Humboldt-Gesellschaft hervor.

Aus diesem Geist heraus gründete er 1962, ein Jahr nach dem Bau der Berliner Mauer und im Zeichen sich verschärfender Konflikte, die Humboldt-Gesellschaft. In seinem Buch „Die Humboldt-Gesellschaft als Dienerin am freien Geist“ gibt er über seine Beweggründe Auskunft: Die Humboldt-Gesellschaft dürfe sich den „*Gefahren wachsender kultureller Spannungen* nicht verschließen. Sie drohen unser Volk zu spalten und zeigen, wie sehr die *Spielregeln einer pluralistischen Gesellschaft* noch immer verkannt werden.“ Drei Jahre später schrieb er in der Vorbemerkung zu dem von ihm herausgegebenen Buch „Unterwegs wohin?“: Die Humboldt-Gesellschaft „besitzt keine Doktrin; unabdingbar sind für sie Menschenwürde, Menschenrecht und die ehrliche Bereitschaft zum Gespräch“. Ein besonderes Augenmerk richtete Kessler zudem auf die damals viel diskutierte Frage nach dem Verhältnis von Geistes- und Naturwissenschaften. Die Versöhnung oder doch zumindest der Dialog zwischen diesen beiden immer weiter auseinander driftenden Wissenschaftsbereichen war einer der treibenden Impuls bei der Gründung der Humboldt-Gesellschaft.

Es ist also kein Zufall, dass Kessler der Gesellschaft den Namen der beiden Brüder Humboldt gab. Beide Brüder waren Gelehrte mit einem universalen Wissenshorizont, aber sie waren Gelehrte, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Der jüngere war, in moderner Terminologie, Naturwissenschaftler, der ältere Geisteswissenschaftler; der eine war ein weitgereister Forscher, der einen uferlosen Briefwechsel mit Gelehrten in der ganzen Welt führte; der andere war Staatsbeamter und Diplomat, als Wissenschaftler aber ein Stubengelehrter, der abertausende von Manuskriptseiten beschrieb, von denen zu Lebzeiten nur ein winziger Bruchteil veröffentlicht wurde; der eine war einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, der Ruhm des anderen, der ihn zu einem der bedeutendsten Sprachforscher, Bildungs- und auch Staatstheoretiker werden ließ, stellte sich erst mit der Publikation seiner Gesamtausgabe fast siebenzig Jahre nach seinem Tod ein.

Aber eins waren beide nicht: Dogmatiker oder gar Fanatiker. Die Brüder Humboldt hatten das Privileg, in einer Zeit aufzuwachsen, in der man sich noch nicht der Illusion hingeben konnte, mit ein paar Mausclicks sich das Wissen dieser Welt anzueignen. Sie wussten, dass Wissenschaft harte Arbeit ist, und wenn es einen „Geist der Brüder Humboldt“ gibt, dann ist es ihr Wissen um die Vorläufigkeit allen Wissens. Mit dem „Wissen wächst die Skepsis“, schrieb der alte Goethe in Weimar, mit dem die beiden Brüder in jungen Jahren freundschaftlichen Umgang pflegten, und das könnte man auch als ihr Lebensmotto nehmen.

Von diesem Geist sind auch die Aufsätze geprägt, die im vorliegenden Band der „Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft“ veröffentlicht werden können. Nach den vier von Ulrich Schmidt-Denter herausgegebenen Bänden 43 bis 46, von denen zwei wegen der Corona-Maßnahmen keine Tagungsbeiträge publizieren konnten, hat der Band 47 wieder auf die bewährte Kontinuität von jeweils zwei Jahrestagungen zurückgreifen können und eine erfreuliche Resonanz bei den Mitgliedern der Humboldt-Gesellschaft gefunden.

Auch der jetzt vorliegende 48. Band der „Abhandlungen“ kann wieder eine Dokumentation von zwei Tagungen des Jahres 2024 vorlegen. Sie muss jedoch wie stets lückenhaft bleiben, da viele Referenten wegen ihrer beruflichen Beanspruchung oder aus anderen Gründen ihre Vorträge nicht zu Aufsätzen ausarbeiten und für einen Abdruck zur Verfügung stellen konnten. Im Gegenzug finden sich einige weitere Beiträge, die unabhängig von den Tagungsthemen erarbeitet wurden.

Die Tagung in Bremerhaven Anfang Mai 2024 wurde unter der Federführung von Prof. Dr. Ulrich Sander als Tagungspräsident sach- und ortskundig organisiert und wies einige Höhepunkte auf, wie sie nur den Tagungsteilnehmern der Humboldt-Gesellschaft zugänglich sind. Die Humboldt-Gesellschaft war

zunächst im „Thünen-Institut für Seefischerei und Fischereiökologie“ zu Gast. Nach der Begrüßung durch den Kulturstadtrat Bremerhavens Michael Frost und den Institutsleiter Prof. Gerd Kraus stellte UDO VON DER BURG, Präsidiumsmitglied der Humboldt-Gesellschaft, im Rückgriff auf den unerschöpflichen Fundus seiner Humboldt-Expertise die Bezüge Wilhelm von Humboldts zum Tagungsthema und zum Tagungsort her. Mit seinen Ausführungen über „Wilhelm von Humboldt und das Meer“, die das bislang bekannte Lebensbild und das Persönlichkeitsprofil Wilhelm von Humboldts um aufschlussreiche Facetten bereicherten, trug er wie so oft wieder wichtige Bausteine zur Humboldt-Forschung bei. Der Vortrag ist im vorliegenden Band abgedruckt.

Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-Otto Pörtner vom Alfred-Wegener-Institut Bremerhaven, Leitautor am 4. und 5. IPCC-Bericht und Co-Vorsitzender der Arbeitsgruppe II des 6. IPCC-Berichts, berichtete über den Stand der Klimakrise nach der Dubai-Konferenz, und der Hausherr des Thünen-Instituts, der Fischereibiologe Prof. Gerd Kraus, stellte die Auswirkungen des Klimawandels auf die Fischerei dar. Der Direktor des Historischen Museums Bremerhaven DR. KAI KÄHLER schließlich gab einen Überblick über die wechselhafte Geschichte des Tagungsortes Bremerhaven.

Ein besonders eindrucksvoller Höhepunkt war die von Ulrich Sander ermöglichte Fahrt mit dem Bus durch den Container-Terminal Bremerhaven, einem der bedeutendsten europäischen Containerhäfen, und das Autoterminal Bremerhaven, ebenfalls eines der größten Seehafenterminals Europas. Die Hafenrundfahrt durch das für Besucher normalerweise nicht zugängliche Areal erlaubte einen Blick auf die gigantischen Krananlagen und vermittelte einen Eindruck davon, was „Gloablisierung“ von Handelsbeziehungen bedeutet.

Das im Museums- und Kulturareal „Havenwelten“ gelegene „Klimahaus“ konnte anschließend besichtigt werden. Hier hielt die Meteorologin ANNIKA BRIEBER den Gästen einen Vortrag über Wetterextreme und Klimawandel. Im vorliegenden Band ist sie mit einem Beitrag über das „Erzähl“-Konzept des „Klimahauses“ vertreten. Am Nachmittag führte Dr. Lars Kröger durch den Museumshafen und zeigt die dort liegenden Schiffe des „Deutschen Schifffahrtsmuseums“.

Die Hochschule Bremerhaven schließlich bot mit dem Vortrag ihres Rektors PROF. DR. DR. H.C. ALEXIS PAPATHANASSIS über die Zukunft des Kreuzfahrttourismus einen Einblick in die Forschungsarbeit dieser „Hochschule am Meer“. Im vorliegenden Band ist der Beitrag abgedruckt, mit einigen ergänzenden Hinweisen zur historischen Entwicklung des Kreuzfahrttourismus von PROF. DR. PETER J. BRENNER. Andreas Preusser informierte anschließend über die MOSAiC-Expedition der „Polarstern“ in die Arktis von 2019–2020, an der er als Meereisphysiker des Alfred-Wegener-Instituts teilgenommen hatte.

Am Schluss der Tagung stand ein Besuch im „Deutschen Auswandererhaus“. Hier konnten die Teilnehmer die Geschichte der Amerikaauswanderung, für die

Bremerhaven im 19. Jahrhundert eine zentrale Rolle spielte, nachvollziehen. Der wissenschaftliche Mitarbeiter Dr. Ewgeniy Kasakow berichtete in seinem Vortrag darüber und schlug abschließend einen Bogen zu den durch den Ukrainekrieg hervorgerufenen Migrationsbewegungen.

Die Herbsttagung fand Anfang Oktober 2024 in Rastatt statt, mit einem Tagesausflug nach Straßburg. Tagungspräsidenten waren diesmal Irmtraud Bast-v. Humboldt-Dachroeden gemeinsam mit Georg von Humboldt-Dachroeden. Wie die Tagung in Bremerhaven so war auch diese sehr durchdacht konzipiert und mit großem Engagement vorbereitet und durchgeführt worden.

Das Leitthema waren die „Freiheitsbewegungen in Deutschland und die Demokratie in Europa“. Tagungszentrum war das Rastatter Schloss mit der vom Bundespräsidenten Gustav Heinemann initiierten Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in Deutschland. UDO VON DER BURG eröffnete die Vortragsreihe im Schloss Rastatt mit seiner Darstellung von Wilhelm von Humboldts Ende der 1780er Jahre einsetzenden Bemühen, eine verfassungsmäßige Ordnung für Deutschland zu entwerfen und dabei der staatlichen Gewalt Grenzen zu setzen. Politisch ist Wilhelm von Humboldt mit seinen Vorstellungen nicht durchgedrungen, aber der Grundgedanke, dass nicht Gewalt und Unterordnung, sondern „Freiheit und Notwendigkeit“ die Leitideen einer Verfassung sein sollten, bleibt bis in die Gegenwart bedenkenswert.

PROF. DR. MICHAEL MAURER von der Friedrich-Schiller-Universität Jena, der mit seinem Buch über Wilhelm von Humboldt der Humboldt-Forschung neue Impulse gegeben hat, arbeitete die Entwicklung von Wilhelm von Humboldts Freiheitsdenken von der frühen Schrift über die „Gränzen der Wirksamkeit des Staats“ bis zur „Denkschrift über die deutsche Verfassung“ heraus. Zugleich zeigt er, dass „Freiheit“ für Wilhelm von Humboldt nicht nur ein staatstheoretisches Programm, sondern auch ein persönlicher Lebensentwurf war, der in seiner „Sehnsucht nach Freiheit“ seinen Ausdruck fand.

TOBIAS HIRSCHMÜLLER stellte auf der Basis seiner breiten, auf eigenen umfangreichen Forschungsarbeiten beruhenden Quellenkenntnis exemplarisch liberale Politiker aus der Zeit um 1848 vor. Er kann anhand ihrer Schriften und Reden zeigen, dass ihre programmatischen Vorstellungen teilweise große Diskrepanzen aufwiesen, die aber von der nachfolgenden Geschichtsschreibung geglättet wurden. Der Vortrag warf auch einige Seitenblicke auf die manchmal recht selektive Aneignung dieser Vorgänge im Umfeld der Paulskirche in der westdeutschen politischen Erinnerungskultur. Alle drei Vorträge sind im vorliegenden Band abgedruckt

Der Ausflug nach Straßburg führte in ein kulturelles Zentrum der gemein-

samen, nicht immer konfliktfreien deutsch-französischen Geschichte. Irmtraud Bast-von Humboldt-Dachroeden stimmte die Teilnehmer der Exkursion mit einem Überblick über die bewegte Geschichte Straßburgs ein; es folgte ein Stadtrundgang mit einer Besichtigung der Kathedrale, und es bestand auch die Möglichkeit, die von Alexander von Humboldt selbst benutzten, im „Observatoire de Strasbourg“ lagernden Instrumente im Original besichtigen – ein Privileg, das nur den Mitgliedern der Humboldt-Gesellschaft dank des Engagements GEORG VON HUMBOLDT-DACHROEDENS gewährt wurde. Aus seiner Feder stammt auch der in diesem Band abgedruckte Aufsatz, in dem er aufgrund eigener intensiver Forschungen die wechselvolle Überlieferungsgeschichte dieser Instrumente nachzeichnet und damit wiederum das Wissen der Alexander-von-Humboldt-Forschung bereichert.

Nachmittags konnten das Besucherzentrum und der Sitzungssaal des Europäischen Parlaments im Straßburger Europaviertel im Rahmen einer Führung besichtigt werden.

Schließlich konnte noch die herausragende Bedeutung Straßburg für die deutsche Literaturgeschichte gewürdigt werden. 1770 waren Johann Gottfried Herder und Johann Wolfgang Goethe in Straßburg zusammengetroffen. Damit begann die kurze Periode des „Sturm und Drang“, die für die deutsche Literatur- und Kulturentwicklung weitreichende Bedeutung erlangen sollte. Bei der Rückfahrt von Straßburg nach Rastatt setzte der Besuch in Sessenheim, heute Sessenheim, gut 30 Kilometer nordöstlich von Straßburg gelegen, einen besonderen Akzent. In Sessenheim erinnert ein Goethe-Denkmal an die Bedeutung, welche dieser Ort für die deutsche Literaturgeschichte hat: Goethe besuchte hier 1771 mehrfach seine Geliebte, die Pfarrerstochter Friederike Brion, die ihn zu seinem erst spät publizierten Zyklus der „Sessenheimer Lieder“ inspirierte. Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte dieser Begegnung durch Irmtraud Bast-v. Humboldt-Dachroeden rezitierte Friederike Pasquay-Münch mit „Willkomm und Abschied“ und „Maifest“ zwei der berühmtesten dieser Sessenheimer Lieder, die einen epochalen Neuanfang in der deutschen Lyrikgeschichte markieren.

Am nächsten Tag hatte die Humboldt-Gesellschaft die Gelegenheit zu einer Führung durch das Barockschloss Ettlingen mit der Schlosskapelle und den Räumen der Markgräfin Augusta Sibylla. Den Abschluss und einen weiteren Höhepunkt der Tagung bildete ein Besuch im Atelier des Bildenden Künstlers PROF. HANSPETER MÜNCH in Ettlingen, wo die Humboldt-Gesellschaft vom Künstler und seiner Gattin, der Cellistin Friederike Pasquay-Münch, gastfreundlich empfangen wurde. Prof. Münch stellte den Gästen seinen künstlerischen Werdegang im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Kunstentwicklung vor. Eine Kurzfassung dieses Vortrags ist im vorliegenden Band enthalten

Es ist erfreulich, dass in diesem 48. Band der „Abhandlungen“ die „Kunst“, ein manchmal etwas stiefmütterlich behandelter Namensbestandteil der „Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung“, besonders gut repräsentiert ist. IRMTRAUD BAST-V. HUMBOLDT-DACHROEDEN vertieft mit ihrem Beitrag im vorliegenden Band die Ausführungen von Prof. Münch durch ihre exemplarische Interpretation von Hanspeter Münchs künstlerischer Ausgestaltung der St. Teresa Kirche in Ziegelhausen

Und nicht nur die Bildende Kunst, sondern auch die Musik kommt in diesem Band zu ihrem Recht. Die in Rastatt neu gewählte Präsidentin der Humboldt-Gesellschaft, PROF. DR. HELEN GEYER, stellt Ergebnisse aus ihren umfangreichen Forschungen zum italienischen Komponisten Luigi Cherubini vor. Sie untersucht die musikalische Darstellung des „Fremden“ in Cherubinis Opern, ein Thema von zeitenübergreifender Bedeutung.

Schließlich finden sich zwei mit minutiöser Akribie aus den Quellen erarbeitete Beiträge zum weiteren Umfeld der Alexander-von Humboldt-Forschung von PROF. DR. ULRICH STOTTMEISTER. Er berichtet über den Diebstahl aus den Beständen des Berliner Mineralogischen Museums im Jahre 1839. Diesem Diebstahl fielen auch Exponate zum Opfer, welche Alexander von Humboldt von seinen Reisen mitgebracht und dem Museum überlassen hatte. Der zweite Beitrag behandelt das gerne unterschätzte Thema der Entwicklungsgeschichte von naturwissenschaftlichen Mess- und Analyseinstrumenten. Gustav Rose, Begleiter Alexander von Humboldts auf seiner Russlandreise, entwickelte eine Technik zur Analyse von Mineralien „mit dem Lötrohr“, die noch 150 Jahre lang Bestand hatte.

In einem abschließenden Teil widmet sich dieser Band der „Abhandlungen“ dem Innenleben der „Humboldt-Gesellschaft“. In einem Porträt wird die außerordentliche akademische Laufbahn von Prof. Dr. Kurt A. Heller dargestellt, einem der renommiertesten Bildungsforscher der Bundesrepublik, der seit Jahrzehnten Mitglied der Humboldt-Gesellschaft ist.

Zum Schluss muss die Humboldt-Gesellschaft Abschied von ihrem Alt-Präsidenten nehmen: Prof. Dr. Peter Nenniger, Präsident der Humboldt-Gesellschaft von 2013 bis 2018, ist im November 2024 verstorben. Ein Nachruf erinnert noch einmal an seine Persönlichkeit, seine wissenschaftliche Laufbahn und an seine Verdienste um die Humboldt-Gesellschaft.

Albert Schweitzer und die Humboldt-Gesellschaft

VON UDO VON DER BURG

Zusammenfassung

Auf dem Hintergrund der Geschichte der Universität Straßburg im Elsass skizziert der Artikel mit Albert Schweitzer die Bedeutung des Schaffens eines der berühmtesten Absolventen und Hochschullehrers der Universität. Herbert Kessler, der Gründungsvater der Humboldt-Gesellschaft, hat wesentliche, heute mehr denn je herausfordernde Gedankengänge der kritischen Kulturphilosophie von Albert Schweitzer in die 1962 entworfene Grundkonzeption unserer Gesellschaft einfließen lassen.

Abstract

Against the background of the history of the University of Strasbourg in Alsace, this article outlines the significance of the work of one of the university's most famous graduates and lecturers, Albert Schweitzer. Herbert Kessler, the founding father of the Humboldt-Gesellschaft, incorporated essential ideas of Albert Schweitzer's critical cultural philosophy, which are more challenging today than ever, into the basic concept of our society, which was drafted in 1962.

Die 116. Tagung der Humboldt-Gesellschaft vom 4. bis 6. Oktober 2024 in Rastatt mit einem Tagesbesuch in Straßburg regt dazu an, auf einige Grundgedanken in Albert Schweitzers Kulturphilosophie einzugehen, die Herbert Kessler (1918–2002), der Gründungsvater der Humboldt-Gesellschaft, in sein Leitkonzept aufgenommen hat. Im Folgenden seien hier im Nachhinein wenigstens einige Gedankensplitter festgehalten:

Vorläufer der Universität Straßburg war ein 1538 von der Stadt Straßburg errichtetes protestantisches Gymnasium; 1621 kam es sodann zur Universitätsgründung. Ludwig XIV. (1643 – 1715) ließ bei der Inbesitznahme der Stadt Straßburg in das Königreich Frankreich die Universitätsverfassung unangetastet, auch blieben die Protestanten im Elsass unbehelligt. Elsass-Lothringen und die Universität Straßburg wirkten als kulturelle Brücke zwischen Deutschland und Frankreich. Jedoch fühlte man sich der deutschen Nation zugehörig, allein schon daran erkennbar, dass die meisten Studenten aus dem Reich stammten. Bekanntlich studierte Johann Wolfgang von Goethe (1749 – 1832) in Straßburg Rechtswissenschaft (1770/71), nachdem der Vater ihm das Studium in Leipzig verboten hatte, weil er dort zu oft in Auerbachs Keller pokulierte. Auch hat

Clemens Wenzel Lothar Reichsgraf von Metternich (1773 – 1859) in Straßburg studiert. In der Zeit zwischen Napoleon I. (1804 – 1815) und Napoleon III. (1852 – 1870), Elsass-Lothringen war nunmehr geschlossenes Frankreich angegliedert, wurde die Universität in Personal und Struktur eine französische Universität.

Ab 1871 gehörte Elsass-Lothringen zum – neuen – Deutschen Reich. Es galt als „Reichsland“, es unterstand direkt dem Reichskanzleramt in Berlin, da keines der deutschen Bundesländer ältere legitime Besitzansprüche vorweisen konnte. Daraus entwickelte sich die allgemeine Einschätzung als Reichsterritorium zweiter Klasse. Es zählte faktisch zum Deutschen Kaiserreich, besaß jedoch keinen gekrönten Bundesfürsten an der Spitze. Zugleich liebäugelten manche Elsässer mit der Wiederherstellung der Zugehörigkeit zum politisch liberaleren Frankreich. Diese Bestrebungen versuchte die Reichsregierung zum Beispiel durch die freigebige Kulturpolitik gegenüber der Universität aufzufangen. So wurden die im Kriege teilweise verbrannte, mit kostbaren Beständen ausgestattete Universitätsbibliothek bei ihrer Wiedereröffnung im Herbst 1871 durch reichliche Dubletten-Spenden von allen anderen Universitäten im Reich ausgestattet, die 1872 eröffnete Universität durch große finanzielle Zuwendungen unterstützt. Die „Reichsuniversität“¹ Straßburg besaß eine evangelisch-theologische, eine philosophische, eine juristische, eine medizinische und ab 1903/04 auch eine katholische Fakultät. Die evangelische Fakultät verfügte über ein Lehrpersonal, das weitgehend aus dem Elsass stammte,² in die anderen Fakultäten wurden namhafte Gelehrte aus dem gesamten Reich berufen. Zwischen den Weltkriegen lief die Universität als französische Neugründung und setzte sich nach der Zwischenexistenz als erneute „Reichsuniversität“ (1911 bis 1944), diesmal unter NS- Ideologie, weiter fort.

Albert Schweitzer (1875 – 1965) entstammte einer Elsässer Pastorenfamilie und begann nach dem Abitur 1893 das Studium an der Universität Straßburg. Bereits der Studienverlauf war spannend: 1899 Promotion zum Dr. phil., 1901 zum Lic.³ theol., 1913 zum Dr. med. Als eines seiner wohl berühmtesten Bücher gilt sein 1913 erschienenes Werk: „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“, das in der Fachwelt neue Impulse zum Verständnis von Jesu Leben und Wirken brachte. Bereits 1902 hatte er sich in Evangelischer Theologie habilitiert und

1 Die in den größeren Bundesländern des Reiches gegründeten Universitäten wurden als Landesuniversitäten bezeichnet und trugen durchweg den Namen ihres landesherrlichen Gründers.

2 Die Reformation im südwestlichen Deutschland war durch Eigentraditionen regionaler Reformatoren mitbestimmt, die bei der Ausbildung der Geistlichkeit zu berücksichtigen waren.

3 Das Lizentiat entsprach dem in den ev.-theol. Fakultäten verliehenen Doktor-Grad und wurde im Gegensatz zu dem eigentlichen Dr. theol. gebührenfrei an nachweislich wenig vermögende Kandidaten verliehen.

lehrte an der theologischen Fakultät, die ihn 1912 den Titel eines Professors verlieh. Schon früh hatte sich bei Albert Schweitzer eine musikalische Begabung gezeigt, insbesondere im Orgelspiel. Albert Schweitzer war begeisterter Besucher der Bayreuther Wagner-Festspiele.

Einer seiner akademischen Lehrer war Theobald Ziegler (1846 – 1918), der, aus Württemberg stammend, seine Berufslaufbahn in Süddeutschland und der Schweiz durchlief und folglich abseits der in Norddeutschland vorherrschenden wissenschaftlichen Theorie-Sozialisierungen stand. Seine kritischen Gedankengänge fanden nur in Straßburg Akzeptanz, in der regierungsaffirmativen Kultur- und Bildungspolitik des Reiches galt er als Außenseiter. Zieglers Charakter war von einem starken Aktivitätsdrang gekennzeichnet: Dem Denken müsse das Handeln folgen. Das Humane sei der Weg aller Erziehung, die Aufgabe heiße: „Menschen zu Menschen zu erziehen“, es komme darauf an, „immer unzufrieden zu sein mit dem bisher Geleisteten und Erreichten“.⁴

Als Herbert Kessler und seine Freunde 1962 die Humboldt-Gesellschaft gründen, gilt Albert Schweitzer mit seinem Schaffen als die ethische Idealpersönlichkeit im europäischen, insbesondere im deutsch-romanischen Lebensraum.⁵ Für 1952 ist ihm der Friedensnobelpreis zuerkannt worden. Im Verständnis der Öffentlichkeit sticht sein Schaffen unübersehbar deutlich gegenüber der Barbarei des Zweiten Weltkrieges wie auch jeglicher Kriegsgewalt ab. Grundlegend bei Albert Schweitzer ist eine kritische Kulturphilosophie, die Herbert Kessler in seine Konzeption der Humboldtgesellschaft aufnimmt.

Herbert Kessler schließt in seiner Grundlagentext „Das Wahre in der Vielfalt“⁶ das VI. Kapitel („Von der öffentlichen Verantwortung der Wissenschaft“) mit folgendem Zitat von Albert Schweitzer: „Durch seine Geringschätzung des Denkens hat unser Geschlecht den Sinn für die Wahrheit verloren. Darum ist ihm nur dadurch zu helfen, dass man es wieder *auf den Weg des Denkens* bringt.“ Das heißt für Albert Schweitzer – ebenso von Herbert Kessler zitiert: „Der wahre Wirklichkeitssinn besteht in der Einsicht, dass wir allein durch ethische Vernunftsideale in ein normales Verhältnis zu Wirklichkeit kommen. Nur durch sie gewinnen der Mensch und die Gesellschaft so viel Macht über das Geschehen, als sie besitzen können. Ohne sie sind wir, wir mögen tun, was wir

4 Zitiert in: von der Burg, Udo: Theobald Ziegler (1846 – 1918); „Mit den Problemen bin ich noch nicht fertig“, in: Suchbewegungen. Wertperspektiven, Formenbildungen. Festschrift für Werner E. Spies, Bochum 1993, S. 228 (= Dortmunder Beiträge zur Pädagogik Bd. 10).

5 Allen Schulkindern in der Bundesrepublik wurde der Film gezeigt: „Es ist Mitternacht, Doktor Schweitzer!“.

6 Beiträge der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft. Kunst und Bildung e.V. Band 1, März 1963. Die Schrift ist unpaginiert: die folgenden Zitate werden dem jeweiligen Kapitel zugeordnet.

wollen, dem Geschehen ausgeliefert“ (gegen Ende Kap. VII: „Vier Tafeln“).⁷ Die gegenwärtige – zu Beginn der 1960er Jahre – bestehende öffentliche Meinung „erhält sich durch die Presse, die Propaganda, die Organisationen und die Macht- und Geldmittel, die ihr zur Verfügung stehen. Dieser unnatürlichen Verbreitung von Ideen hat sich die natürliche entgegenzusetzen, die von Mensch zu Mensch geht, und nur mit der Wahrheit des Gedankens und der Empfänglichkeit für Wahrheit rechnet.“⁸ Die Regeneration der Kultur – so Herbert Kessler im Sinne von Albert Schweitzer –, deren Verfall wir beklagen, kann nur in einem inneren Geschehen vor sich gehen. Geistigkeit und Ethik sind „ein und dasselbe“.⁹

In seiner Schrift: „Grundzüge meines Denkens“ (zuerst 1931)¹⁰ schreibt Albert Schweitzer: „Die organisierten staatlichen, sozialen und religiösen Gemeinschaften unserer Zeit sind darauf aus, den Einzelnen dahin zu bringen, dass er seine Überzeugungen nicht aus eigenem Denken gewinnt, sondern sich diejenigen zu eigen macht, die sie für ihn bereit halten. Ein Mensch, der eigenes Denken hat und damit geistig ein Freier ist, ist ihnen etwas Unbequemes und Unheimliches.“ (96f.) Diese Ermahnung könnte auch der Humboldt-Gesellschaft als Leitfaden für ihre Diskussionen über kontroverse Sachverhalte dienen. Der Geist der Zeit lässt den Menschen „nicht zu sich selber kommen“. Der Mensch verliert sein „geistiges Selbstvertrauen“ und wird für autoritative Wahrheit empfänglich“ (98), die er „als etwas Unverstandenes für richtig“ (98) hält. Deshalb gilt: „Verzicht auf Denken ist geistige Bankerotterklärung.“ (99) Unserem Geschlecht, das „den Sinn für Wahrhaftigkeit und mit ihm auch den für Wahrheit“ verloren hat, ist „nur dadurch zu helfen, daß man es wieder auf den Weg des Denkens bringt.“ (100) Elementarer Ausgangspunkt dazu ist „das Denken, das von den fundamentalen Fragen des Verhältnisses des Menschen zur Welt, des Sinnes des Lebens und des Wesens des Guten ausgeht.“ (101) Die Menschen dürfen sich nicht durch ein Fremddenken gängeln, von Resignation beherrschen lassen, sondern müssen „ihr eigenes Denken wieder finden.“ (105) Das heißt als Lebensgestaltung: Zu dem Leben der Welt, soweit es in meinen Bereich tritt, habe ich mich nicht nur leidend, sondern auch tätig zu verhalten. Indem ich mich in den Dienst des Lebendigen stelle, gelange ich zu einem sinnvollen, auf die Welt gerichteten Tun.“ (106)

⁷ Zitiert nach: Schweitzer, Albert, Kultur und Ethik, Sonderausgabe Hamburg 1960, S. 51. Die Erstauflage von 1930 war Kessler offensichtlich nicht zugänglich.

⁸ Ebd., S. 60.

⁹ Kessler, gegen Ende von Kapitel VII.

¹⁰ Albert Schweitzer, Wie wir überleben können. Eine Ethik für die Zukunft, hrsg. von Harald Schützeichel, Freiburg/Basel/Wien 1994, S. 96-117. Die Seitenverweise erfolgen im fortlaufenden Text.

Welchen Auftrag erteilt dieser abschließende Satz in Albert Schweitzers Beitrag: „Grundzüge meines Denkens“ der Humboldt-Gesellschaft? Sie macht sich für ihr Handeln und Wirken bewusst: „Finden sich Menschen, die sich gegen den Geist der Gedankenlosigkeit auflehnen und als Persönlichkeiten lauter und tief sind, daß die Ideale ethischen Fortschritts als Kraft von ihnen ausgehen können, so hebt ein Wirken des Geistes an, das vermögend ist, eine neue Gesinnung in der Menschheit hervorzubringen.“(117)

Bremerhaven – eine Stadt erfindet sich neu

VON KAI KÄHLER

Zusammenfassung

In ihrer kurzen Geschichte haben Bremerhaven und seine Vorgängergemeinden eine ganze Reihe von tiefgreifenden Veränderungen durchlaufen. Die Geschichte der Stadt ist vom Auf und Ab wirtschaftlicher und politischer Konjunkturen geprägt. Auswanderer- und Passagierschifffahrt, Fischfang und Fischverarbeitung, Schiffbau, Hafenumschlag und Containerverkehr sowie der Militärstandort waren die prägenden Wirtschaftszweige. Mit deren Niedergang wurde Bremerhaven in den 1970er Jahren zum Armenhaus Deutschlands. Seit der Jahrtausendwende profilierte sich Bremerhaven als „Stadt der Wissenschaft“ und leitete mit vielfältigen kulturellen und touristischen Attraktionen einen langsamen Wiederaufschwung ein.

Abstract

In its short history, Bremerhaven and its predecessor municipalities have undergone a whole series of far-reaching changes. The history of the city is characterized by the ups and downs of economic and political cycles. Emigrant and passenger shipping, fishing and fish processing, shipbuilding, port handling and container traffic as well as the military base were the defining economic sectors. With their decline, Bremerhaven became Germany's poorhouse in the 1970s. Since the turn of the millennium, Bremerhaven has made a name for itself as a “City of Science” and has initiated a slow recovery with a wide range of cultural and tourist attractions.

Vorgeschichte der Stadtgründung

Vor rund 200 Jahren, zur Zeit der Brüder Humboldt, gab es in der Region des heutigen Bremerhaven noch keine Stadt. Die größte Ansiedlung war nördlich des Flusses Geeste ein Flecken namens Lehe. Er blickte auf eine rund 600-jährige Geschichte zurück. Südlich der Geeste lag Geestendorf, ein kleines Dorf, von wo aus immerhin schon ab und an Vieh nach England verschifft wurde. Insgesamt lebten keine 3000 Menschen auf der Fläche des heutigen Stadtgebietes.

Das umliegende Marschland, die Wurster Marsch, war fruchtbar und ertragreich, aber es war auch ein unwegsames Gelände, das über Jahrhunderte immer

wieder überflutet wurde. Bis zur frühen Neuzeit trug diese Unzugänglichkeit der Marschgebiete zu einer gewissen politischen Eigenständigkeit bei, denn man verschwendet keine metallbewehrten Ritter- oder teure Söldnerheere, wenn sich die Kosten einer militärischen Unterwerfung nicht zeitnah refinanzieren. Insofern stand die Region am Rande der deutschen Lande über Jahrhunderte auch politisch nicht im Fokus.

Nautisch war die Mündung des Flusses Geeste in das Mündungsdelta der Weser allerdings günstig. Die Engländer schifften hier 1775 in einer bemerkenswerten Landungsaktion die hessischen Söldner ein, die im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf der Seite Großbritanniens gegen die Kolonialisten kämpften. Ein nachhaltig betriebener Hafenplatz erwuchs aus dieser Aktion allerdings ebenso wenig wie aus einem Versuch der Schweden, an der Wesermündung eine barocke Großstadt als Konkurrenz zu Bremen anzulegen. Der Carlsburg oder Carlstadt entzog die Niederlage des schwedischen Königs Karl XII. 1709 bei Poltawa in der Ukraine die machtpolitische Grundlage. Als Bremerhaven 116 Jahre später gegründet wurde, war von dieser Stadt nichts mehr zu sehen. Nur noch eine Apotheke zeugt heute im Stadtgebiet von der Schwedenzeit.

Weder aus den regionalen Gegebenheiten noch aus internationalen Glaubens- oder Großmachtbestrebungen heraus hatte sich also über Jahrtausende ein nachhaltiger Grund ergeben, hier eine Stadt anzulegen. Erst menschengemachte Katastrophen gaben Anfang des 19. Jahrhunderts den Anstoß und die wirtschaftliche Basis für eine nachhaltige Stadtgründung.

Nach dem Ende der napoleonischen Befreiungskriege und dem Ende der Kontinentalperre gelang es bremischen Kaufleuten seit 1813 erfolgreich, wieder in der transatlantischen Fracht- und Passagierschiffahrt mit Latein- und Nordamerika Fuß zu fassen. Dabei trat zu dem traditionellen Import von Baumwolle, Tabak und Zucker zunehmend der Export von Auswanderwilligen hinzu. Migration als Reaktion auf politische oder religiöse Repressionen, auf Enttäuschung und Verfolgung sowie wirtschaftliche Notlagen in Folge von Missernten und materielle Ungleichheit – alles eine Folge menschengemachter „Katastrophen“ – war somit ein neues, legales Transportgut, das Bremerhaven begründete.

Für diesen Handel wurden neue, größere Schiffe benötigt. Auf Werften entlang der Weser wurden sie gebaut. Das Holz wiederum kam vom Oberlauf der Weser, aus dem Weserbergland. Nachdem dort über einen gewissen Zeitraum Raubbau betrieben wurde, blieb die Erde, die von den Wurzeln der Bäume gehalten und vom Blätterdach gegen Sturzregen geschützt gewesen war, auch nicht mehr im Weserbergland, sondern folgte den Bäumen. In der Folge dieser zweiten von Menschen verursachten Katastrophe versandete die Weser.

Bremen verlagerte daraufhin die Abfertigung seiner neuen, großen Schiffe in die oldenburgischen Häfen von Brake und Elsfléth. Als der Herzog von Olden-

burg daraufhin den Namen von Bremen aus den Frachtpapieren streichen lassen wollte, begann der Bremer Bürgermeister Johann Smidt angesichts des Sprichworts „aus den Augen aus dem Sinn“ mit Geheimverhandlungen mit Hannover über den Ankauf eines Landstücks an der Geeste für die Anlage eines Hafens.

Die Gründung der Stadt 1827 und ihr wirtschaftlicher Aufschwung

Diese Verhandlungen führten zum Erfolg. Am 1. Mai 1827 übernahm die Freie Hansestadt Bremen vom Königreich Hannover Land für die Anlage Bremerhavens mit 19 neuen Staatsbürgern, die darauf wohnten.

Beabsichtigt war von bremischer Seite allerdings in erster Linie die Anlage eines Hafens mit der notwendigen Begleitbebauung. Eine neue, eigenständige Stadt stand zunächst nicht im Fokus. Expressis Verbis ging es vielmehr um eine „*Colonie*“. Ihre wirtschaftliche Grundlage sollte „*hin und wieder ein Knochen*“ sein, der vom „*wohlbesetzen*“ Tische Bremens abfiel. An ihm sollten „*die Leute in Bremerhaven nagen wollen, so mag man ihnen das gönnen.*“ So formuliert es wohlwollend der Kaufmann, Ältermann und spätere Senator Wilhelm Fritze, der Bürgermeister Johann Smidt in der Zeit der Gründung Bremerhavens beriet.

Entsprechend war für den neuen Hafenort die Verwaltung durch einen Bremer Amtmann vorgesehen und die Gewerbefreiheit eingeschränkt. Das Reedereigeschäft und der Überseehandel waren hier nicht vorgesehen. Diese Geschäfte sollten in Bremen bleiben.

Diese Rahmenbedingungen, die Bezeichnung als Kolonie und die Äußerungen Fritzes verweisen die Gründung Bremerhavens ideengeschichtlich nach dem Vorbild Travemünde – Lübeck, Swinemünde – Stettin, Warnemünde – Rostock, Ritzebüttel/Cuxhaven – Hamburg oder Vegesack – Bremen noch in die Tradition der neuzeitlichen und merkantilen Vorhafengründung und weniger in die Zeit der Aufklärung, der Demokratisierung und der aus England her kommenden Industrialisierung.

Doch gerade die Demokratisierung, der Wunsch nach menschenwürdigen Lebens- und Mitbestimmungsrechten in Form der Auswanderung sowie die aufkommende Industrialisierung verhalfen der Neugründung zu einem Aufschwung, der den Goldgräberstädten Nordamerikas in nichts nachstand.

Dieser Aufschwung ging mit technik- und wirtschaftsgeschichtlichen Superlativen einher. Das erste künstliche Hafenbecken an der deutschen Küste, die ersten Trockendocks, die breiteste Schleuse an der Küste, die ersten senkrechten Kaimauern, die längste Telegrafienverbindung, die erste transatlantische Dampfschiffsverbindung, Liegeplatz der ersten deutschen Flotte und so weiter. Jahrzehnte bevor Bremen oder Hamburg ihre Hafenanlagen ausbauten, war Bremerhaven bzw. die Unterweserregion der hafenbautechnische Hotspot

Deutschlands, für den die Profite aus der Auswanderung Not leidender Menschen die wirtschaftliche Grundlage lieferten.

In der Folge entwickelte sich Bremerhaven mit rund sieben Millionen Menschen, die bis in die 1950er Jahre über diesen Hafenplatz ausgewandert sind, zum größten Auswandererhafen der Nordseerange, noch vor Hamburg, Antwerpen oder Rotterdam, wobei das eigentliche Geschäft in Bremen verblieb.

Ein Vorteil Bremens war im Übrigen in diesem Zusammenhang Bremerhavens städtischer Charakter als „Außenlager“. Während die Auswandernden in anderen Hafenstädten vor den Toren der Städte bis zur Abfahrt ihrer Schiffe lagern mussten oder in Barackenlagern kaserniert und kanalisiert wurden, bot Bremerhaven attraktivere menschenwürdigere Rahmenbedingungen, wobei die Unterbringung, Verköstigung und Verproviantierung der Auswandernden neben der Schiffsabfertigung und den ersten Schiffbaubetrieben die wirtschaftliche Grundlage der Neugründung bildeten.

Von Bremerhavens Dynamik profitierte zunächst auch der schon erwähnte Nachbarort Lehe. Seine Einwohnerzahlen wuchsen noch rasanter als die Bremerhavens, weil der Platz im bremischen Bremerhaven begrenzt war und die Ansiedlungswilligen ins benachbarte hannoverische, seit 1866 preußische günstigere Lehe auswichen. Allerdings erfuhr der ländliche Marktflecken durch den stetigen Zuzug von Arbeiterfamilien eine soziale Überformung, die letztlich, keine 100 Jahre nach der Gründung Bremerhavens, mit der Mehrheit der Linksparteien das Ende seiner kommunalen Selbstständigkeit bringen sollte.

Zunächst wurde die dynamische Entwicklung der Region jedoch vom Königreich Hannover angeheizt. Das prosperierende Wachstum Bremerhavens vor Augen wollte Hannover partizipieren und initiierte deswegen als weitere Neuansiedlung den Ort Geestemünde.

Aus heutiger Sicht ist es interessant, dass man in Hannover nicht Lehe oder das schon erwähnte Geestendorf förderte, sondern auf kleinstem Raum etwas Neues schuf. Geestemünde war jedoch mental und soziologisch etwas ganz anderes als die erwähnten Ansiedlungen und Bremerhaven. Hannover gewährte der Neugründung zeitweise Steuerfreiheit und Gewerbefreiheit. Darüber hinaus benötigte man hier mehr Geld, um sich anzusiedeln, als in Bremerhaven. Die Folge: Geestemünde entwickelte sich zu einem Ort industrieller und kaufmännischer Start-ups; zunächst im Bereich des Schiffbaus und des Überseehandels mit Holz, Reis und Weizen oder Vieh, dann Ölimport und Fischfang.

Hier wurde die erste regionale Bank gegründet, über die sich die Unternehmer gegenseitig Kredit für ihre Start-ups gaben, und hier wurde eine Industrie- und Handelskammer gegründet, die schließlich das ganze Weser-Elbe-Dreieck umfasste, d.h. inkl. der Regionen um Cuxhaven, Osterholz-Scharmbeck und Stade.

Die Folge war ein rasantes Wachstum auf dem südlichen Geesteufer, das nach der Eingliederung des Königreichs Hannover in das Königreich Preußen seit 1866 mit einer stetigen Eingemeindung der bestehenden Umlandgemeinden einherging, so dass Geestemünde nach 40 Jahren bevölkerungstechnisch gleichauf mit dem älteren, gewachsenen Lehe sowie mit Bremerhaven lag.

Auch diese Entwicklung ging technisch und wirtschaftsgeschichtlich mit einer Reihe von Superlativen einher. Geestemünde war ebenfalls Stützpunkt der ersten Deutschen Flotte, es besaß in den 1860er Jahren die modernste deutsche Hafenanlage mit der zweitgrößten Schleuse in Europa (ebenfalls vor Bremen und Hamburg), es war der größte Erdölimporthafen Deutschlands, hier wurde das erste Tankschiff und der erste Tankdampfer gebaut und bereedert, hier wurden die ersten Fischauktionen nach englischem Vorbild eingeführt und ebenfalls nach britischem Vorbild der erste deutsche Fischdampfer gebaut, die „Sagitta“. Von Geestemünde ging somit die industrielle Hochseefischerei Deutschlands aus und von hier fand die Versorgung von Millionen mit günstigen Eiweißprodukten statt. Darüber hinaus entstanden hier die größten Segelschiffe, die Flying P-Liner bis hin zur „Preußen“. Drei große Werften, darunter die sechsgrößte Deutschlands und eine der innovativsten, besaßen hier ihren Sitz.

Nördlich und südlich der Geeste erfolgte also rasantes Wachstum um die drei Ortskerne Bremerhaven, Lehe und Geestemünde, so dass aus den einstmaligen 3000 Bewohnern in zwei Generationen 100 000 und bis 1914 110 000 geworden waren. Dieses Wachstum fand in Deutschland im Zuge der Industrialisierung an vielen Orten statt. Doch aus dem Nichts heraus ist es selten.

Wirtschaftliche Krisen und Transformation

Allerdings gab es auch Rückschläge. Damit komme ich zu den Transformationen. Die erste Transformation, den ersten Wandel, erlebte Bremerhaven durch den Anschluss an die Eisenbahn im Jahre 1862. Durch die Kombination von Eisenbahn und Dampfschiff wurde der Just-in-Time-Transport der Auswandernden möglich und die lokalen Wirtschaftsfelder des Beherbergungs-, Verköstigungs- und Verproviantierungsgewerbes fielen weg. Konkurse waren die Folge, auch in Bremen. Wirtschaftlich kompensierte Bremerhaven diesen Strukturwandel durch den im Ganzen prosperierenden Hafenumschlag, allerdings dürfte es auf der Mikroebene – insbesondere für Frauen – erhebliche Arbeits- und Einkommenseinbußen gegeben haben.

Den nächsten Rückschlag betrieb Bremen aktiv. Als dort seit den 1880er Jahren die stadtbremischen Häfen ausgebaut und das Weserfahrwasser entsprechend vertieft wurde, verlagerte sich in der Folge nahezu der gesamte Getreide-, Reis-, Baumwoll- und Holzumschlag aus Bremerhaven und Geestemünde

nach Bremen. Gerade für das preußische Geestemünde bedeutete dies einen erheblichen Wirtschaftseinbruch, der zu einer Konfrontationshaltung gegenüber Bremen führte. In den Verhandlungen Bremens mit Preußen über die Vergrößerung des Bremerhavener Gebietes sollte sich diese Emanzipation des Unterweserraums gegenüber Bremen deutlich niederschlagen.

Doch auch Geestemünde kompensierte den Verlust traditioneller Wirtschaftsfelder durch zwei neue Einnahmequellen: den Import von Petroleum und die industrielle Hochseefischerei. Zeitweise machte der Geestemünder Kaufmann Wilhelm Anton Riedemann, der spätere Begründer der ESSO AG, Geestemünde zum führenden Rohölimporthafen Deutschlands. Als es um die Frage der Erweiterung der dafür benötigten Hafenterritorien ging, gab das Wirtschaftsministerium in Berlin allerdings dem rohen Fisch den Vorzug und Riedemann ging nach Hamburg. Dort zeugt sein Haus an der Alster, das ehemalige Amerikanische Honorarkonsulat, noch heute von seinem einstigen Wohlstand und transatlantischen Verflechtung.

Statt eines Erdölhafens baute man in Geestemünde in den 1890er Jahren einen neuen Fischereihafen. Er sollte in vier Jahrzehnten zum größten Fischereihafen des europäischen Kontinents wachsen. Und parallel dazu expandierte Geestemünde territorial stetig, erhielt Stadtrechte und aus der Vereinigung mit Lehe entstand 1924 die preußische Stadt Wesermünde. Diese avancierte innerhalb weniger Jahre zur Großstadt und zur zweitgrößten Stadt in der preußischen Provinz Hannover.

Hochseefischerei und Schiffbau auf der südlichen, Auswandererverkehre auf der nördlichen Geesteseite, das waren um die Wende zum 20. Jahrhundert die maßgeblichen Wirtschaftsfelder Bremerhavens und Geestemündes.

Im Selbstverständnis und in der Außendarstellung schlug sich dies in den Slogans „Brücke nach Übersee“ für Bremerhaven sowie in nationalsozialistischer Propaganda-Diktion „Stadt der Hochseefischerei“ für Wesermünde nieder. Zwei Wirtschaftsfelder, auf deren Dualität nebeneinander unter den beiden Landeshoheiten von Preußen und Bremen innerhalb von 75 Jahren im Mit- aber vor allem im konkurrierenden Gegeneinander zwei Städte von sehr unterschiedlichem Charakter entstanden waren.

1938/39 wurden sie vereinigt. Vereinigt zur preußischen Großstadt Wesermünde mit über 110 000 Einwohnern. Die Häfen in Bremerhaven blieben allerdings bei Bremen. Sie wurden zu stadtbremischem Gebiet. Das sind sie noch heute.

Das für Bremen wirtschaftlich und emotional unbedeutende Stadtgebiet, die Menschen, wurden hingegen mit Wesermünde vereinigt. Spätestens jetzt musste sich die Stadt, oder besser das Städtekonglomerat Wesermünde, neu erfinden, denn was so naheliegend erscheint, war die Vereinigung zweier unterschiedlicher Kulturen ohne gemeinsame bauliche Mitte und Identität. Bremisch kultu-

rell großstädtisch aber abhängiger und unselbstständig auf der einen Seite sowie preußisch territorial die größte Stadt im Weser-Elbe-Dreieck prosperierend und eigenständig auf der anderen Seite.

Und dazu kam noch ein weiterer Wandel. Im Bemühen, den Verlust der Werften in der Weltwirtschaftskrise zu kompensieren, war Wesermünde, seit 1939 inklusive des ehemals bremischen Bremerhaven, nach Kiel und Wilhelmshaven zum drittgrößten Marinestandort Deutschlands ausgebaut worden. Neben den Schiffbau, die Passagierschiffahrt und den Hafenumschlag sowie der Hochseefischerei mit der Fischverarbeitung trat das Militär als die Wirtschaft und das Stadtbild prägender Faktor.

Nachkriegsentwicklung: Zugehörigkeit zu Bremen und wirtschaftlicher Aufschwung

1945 kam der nächste Wechsel. Zunächst ersetzten die US-Amerikaner die deutsche „Kriegsmarine“. Der Status als Garnisonsstadt blieb, doch nun mit dem neuen kulturellen und wirtschaftlichen Potential von Coca Cola und Rock and Roll. Wichtiger war jedoch, dass die preußische Großstadt Wesermünde 1947 als Teil der amerikanischen Enklave in der britischen Besatzungszone in das wieder gegründete Land Bremen eingliedert und in Bremerhaven umbenannt wurde. Aus bremischer Sicht wurde damit die alte Ordnung mit Bremerhaven wieder hergestellt. Aus lokaler Sicht nicht. Vor Ort gab es zwar eine starke Bremen-orientierte Fraktion, aber keine Mehrheit. Bis heute hält sich die Begeisterung der Einwohner Bremerhavens für das Land Bremen in Grenzen. In einer repräsentativen Umfrage von Radio Bremen gab es vor einigen Jahren eine knappe Mehrheit für eine Zugehörigkeit zu Niedersachsen.

Damals, 1946, entschieden die Briten und Amerikaner. Den Bremern war es Recht. Sie mussten keine Angst mehr um die hoheitliche Zukunft ihrer stadtbremischen Häfen in Bremerhaven haben, und dem Stadtgebiet gab die Haltung des bremischen Senators Duckwitz – „Wir kümmern uns hier, ihr kümmert Euch dort“ – die größte kommunalpolitische Freiheit einer Stadtgemeinde in der heutigen Bundesrepublik.

Aus der einstigen Kolonie wurde so die freieste Stadt Deutschlands. Ein erfolgreiches Beispiel von Dekolonialisierung. Allerdings ist Bremerhaven die ewige zweite Stadt im Bundesland Bremen.

Für das tägliche Leben waren diese hoheitlichen Verschiebungen nachrangig. Im Vordergrund standen nach 1945 das Überleben und der Wiederaufbau. Dafür besaß Bremerhaven mit dem Fischereihafen, den amerikanischen Besatzungstruppen sowie der Passagierschiffahrt gute Voraussetzungen. Wie im übrigen Deutschland und mitunter schneller ging es rasch wirtschaftlich aufwärts. Mit

dem Fall der Schiffbaubeschränkungen kam ab 1951 auch die Werftindustrie wieder dazu.

Allerdings war Bremerhaven, nach dem Landkreis Baumholder, den Amerikanern sei Dank, auch die Stadt mit der höchsten Rate unehelicher Geburten in der jungen Bundesrepublik. Ein Superlativ mit sozialen Auswirkungen bis in die Gegenwart.

Dessen ungeachtet erlebte Bremerhaven basierend auf seinen fünf Wirtschaftsfeldern Fischfang und Fischverarbeitung, Schiffbau, Passagierschifffahrt, Hafenumschlag und den Amerikanern eine Wirtschaftswunderzeit. Innerhalb einer Generation erhöhte sich die Bewohnerschaft von rund 78 000 bei Kriegsende auf über 140 000 Mitte der 1970er Jahre. Rund drei Jahrzehnte kontinuierliches, nahezu rasantes Wachstum, die wenigsten werden dieses Gefühl kennen. Euphorisch planten Politik und Verwaltung für eine Stadt von 170 000 und mehr Einwohnern. „Jung, modern, weltoffen“ löste als Slogan die alten Schlagworte von der „Brücke nach Übersee“ und der „Stadt der Hochseefischerei“ ab.

Das kam indes nicht von ungefähr, denn beide Wirtschaftsfelder befanden sich in einem Wandel. Während die Politik Anfang der 1970er Jahre euphorisch die „zweite Stadtgründung“ einleitete, die zu einer erheblichen Verschuldung führte, was die Handlungsmöglichkeiten in den kommenden Jahrzehnten stark einschränken sollte, setzte in vier von fünf Wirtschaftsfeldern, die Bremerhavens Existenz begründeten, ein Strukturwandel ein und im fünften sollte er bald folgen.

Als erstes kam das Ende des traditionellen Auswanderer- und Passagierschiffsverkehrs. Im Flugzeug erwuchs dem transatlantischen Schiffsverkehr eine Konkurrenz, die dazu führte, dass die 1962 noch einmal neu gebaute Fahrgastanlage des sogenannten Columbusbahnhofs zehn Jahre später verwaist dalag, als die letzte Linienverbindung eingestellt wurde. Seit einigen Jahren knüpft das Kreuzfahrtgeschäft an die Tradition des ehemaligen Passagierschiffsverkehrs an, aber in diesem Wirtschaftsfeld ist Bremerhaven lediglich eine günstige Alternative zu attraktiveren Häfen.

Den nächsten Wandel leitetet am 6. Mai 1966 die „Fairland“ ein. Hierbei handelte es sich um das erste Vollcontainerschiff, das im regelmäßigen transatlantischen Liniendienst verkehrte. Anlaufhafen in Deutschland war Bremen. Die Abfertigung markiert für Deutschland den Beginn der Containerisierung, die einhergehend mit der Einführung des Computers vielfach als eigentlicher Beginn der Globalisierung angesehen wird. Für Bremerhaven bedeutete dies zunächst das Wegbrechen der klassischen Hafearbeit im konventionellen Stückgut- und Frachtumschlag.

Allerdings erfolgte auch der Ausbau eines Containerterminals mit der heute längsten Containerkaje Deutschlands. Erneut lagen Bremen/Bremerhaven ha-

fenbau- und transporttechnisch an der Spitze der Hafenwirtschaft in Deutschland und Europa. Aber für den Arbeitsmarkt und die Mentalitätsgeschichte brachte der Rationalisierungsgewinn des Containerverkehrs das Ende des traditionellen Stückgutumschlags und einen Wandel der Hafearbeit. Nur noch ein Bruchteil der Menschen wurde gebraucht und ebenfalls nur noch ein Bruchteil des einstigen Fachwissens.

Positiv entwickelte sich jedoch der Umschlag von Fahrzeugen. Zeitweise war Bremerhaven in den 1980er/90er Jahren das führende Autoumschlagszentrum Europas. Doch die Tendenz ist in Abhängigkeit von der deutschen Automobilindustrie zurzeit volatil und die Wertschöpfung vor Ort ist überschaubar.

Die dritte Veränderung betraf die industrielle Hochseefischerei. Die Dekolonialisierung im Nordatlantik, Neufundland und Labrador (britisch) sowie Island und Grönland (dänisch), wirkte sich unmittelbar auf Bremerhaven aus. Sie brachte die Ausweitung der Hoheitszonen auf See, was der deutschen Hochseefischerei ihre traditionellen Fischgründe entzog. Verbunden mit der technischen Innovation des Übergangs vom Seiten- zum Heckfänger sowie vom Teil- zum Vollfroster veränderte sich die Hochseefischerei grundlegend und Bremerhaven verlor seinen wirtschaftlichen und mentalen Markenkern als größter Fischereihafens Europas.

Geblichen ist die Lebensmittelindustrie mit Firmen wie „FrozenFish International“, dem größten Gefrierfischanbieter Deutschlands, der „Nordsee-Kette“ (beide in der Hand von internationalen Investmentgesellschaften) und „Frosta“. 80 Prozent aller Fischstäbchen weltweit kommen heute aus den Fabriken dieser Firmen und somit aus Bremerhaven. Doch das Ende der Frischfischfängerei bedeutete einen tiefgreifenden Wandel im Selbstverständnis der Stadt.

Zumal mit dem Ende der Frischfischfänger die gesamte Zuliefererindustrie für die Fischdampfer wegfiel und die lokalen Werften ihr „Butter-und-Brot-Geschäft“ verloren: den Bau und die Reparatur von Fischereifahrzeugen. Vor dem Hintergrund der europäischen Werftenkrise führte dies auch an der Unterweser in den 1980er/1990er Jahren zu einer Reihe von Werftschließungen. Heute ist nur noch ein diversifiziertes Unternehmen vorhanden, dessen Basis das Reparatur- und Projektgeschäft ist. Schiffsneubau findet zurzeit nicht mehr in Bremerhaven statt.

Krise der Jahrtausendwende und Neuanfang als Wissenschafts- und Kulturstadt

Und nachdem sich innerhalb von drei Jahrzehnten mit dem Ende der Passagierschifffahrt, dem Auslaufen der Hochseefischerei, dem weggebrochenen Stückgut- und Frachtumschlag sowie den Werftschließungen in vier von fünf Wirt-

schafts- und Mentalitätsfeldern ein grundlegender Wandel vollzogen hatte, zogen nach einem halben Jahrhundert als Folge von Glasnost und Wiedervereinigung Mitte der 1990er Jahre die US-Amerikaner ab. Tausende von Arbeitslosen waren die Folge.

So, wie der einst prosperierende Aufschwung im 19. und 20. Jahrhundert zu Superlativen geführt hatte, ging auch diese Negativspirale mit Superlativen einher: Höchste Arbeitslosenquote in Deutschland, höchster Anteil von Sozial- und Transferleistungsempfängern in Deutschland, die Stadt mit der höchsten Kinderarmut und dem niedrigsten Bildungsniveau in Deutschland, die höchste Pro-Kopf-Verschuldung in Deutschland und natürlich ein Bevölkerungsrückgang sowie immer wieder Negativschlagzeilen, weil rechtsradikale Parteien hier bei Landtagswahlen die Fünf-Prozent-Hürde überwandten und damit erstmals in Landesparlamente einzogen.

Seit den 1990er Jahren geht Bremerhaven der Ruf als Armenhaus Deutschlands voraus.

Doch natürlich gab und gibt es auch Gegenentwicklungen. Vier habe ich bereits benannt: den Containerumschlag, den Autoumschlag, die Lebensmittelindustrie und das Kreuzfahrtgeschäft.

Vorrübergehend boomte hier in den 2000er Jahren auch das sehr zukunftsweisende Feld der Offshore-Windenergie. Bremerhaven stand dank des vorausschauenden Engagements seiner Wirtschaftsförderer an der Spitze der deutschen Seehäfen. Aber die Landespolitik und mehr noch die unglückliche, auf Braun- und Steinkohle sowie die auf Öl und Gas aus Russland ausgerichtete Energie- und Wirtschaftspolitik der CDU-geführten Koalitionsregierungen beendeten den Innovationsvorsprung, was zum Verlust von rund 7000 sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplätzen führte.

Aus eigenem Vermögen ist Bremerhaven nicht in der Lage, diesen Entscheidungen auf Landes-, Bundes- oder EU-Ebene entgegenzuwirken. Aktuell setzt die Stadt auf Wasserstoff, doch auch dabei ist sie auf die flankierende Hilfe eines Bundeslandes angewiesen, dessen Hauptstadt um seine eigene Zukunft kämpft.

Zum Abschluss gibt es auch positive Entwicklungen zu vermerken.

Zum einen setzte Bremerhaven in den 2000er Jahren im Windschatten einer entsprechenden Landeswirtschaftsstrategie mit dem Ausbau des Schaufensterfischereihafens, sowie den ehemaligen innerstädtischen Hafenbrachen zu den „Havenwelten“ erfolgreich auf Tourismus als neues Wirtschaftsfeld. Heute besuchen hier in Bremerhaven mehr Menschen Museen und Ausstellungshäuser als in Bremen oder in den meisten deutschen Großstädten vergleichbarer Größe.

Eingeleitet wurde diese Entwicklung bereits Mitte der 1960er Jahre, als die regierenden Sozialdemokraten entschieden, die Innenstadt durch eine Bündelung von Kultureinrichtungen attraktiv zu machen sowie zu einer Bildungsstätte aus-

zubauen. Neben einem Stadttheater entstanden so eine Kunsthalle, eine Stadtbibliothek und eine Volkshochschule.

Sie bildeten einen Nukleus von Kultur- und Bildungseinrichtungen, der in den 1970er Jahren um die Anlage eines Museumshafens und die Gründung des „Deutschen Schifffahrtsmuseums“, heute eine Forschungseinrichtung der „Leibniz-Gemeinschaft“, sowie durch die Hochschule Bremerhaven erweitert wurde. 1986 kam, ein sehr bedeutender Schritt, das „Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung“ hinzu, in das das bereits vorhandene „Institut für Meeresforschung“ und ein naturwissenschaftliches Nordsee-Museum integriert wurden.

In den 1990er und 2000er Jahren kamen kleinere und größere Windenergie-Institute des „Fraunhofer“-Forschungsverbundes hinzu sowie das „Deutsche Auswandererhaus“ und das „Klimahaus“ und zuletzt zwei „Thünen-Institute“. Angesichts dieser Bündelung von Einrichtungen der Wissenschaft und Kultur überraschte das bildungsferne Armenhaus Deutschlands im Jahre 2005 mit dem erstmals ausgelobten Titel „Stadt der Wissenschaft“. Verliehen bekam Bremerhaven den Titel nicht alleine. Gemeinsam mit Bremen erhielt der Stadtstaat diese Auszeichnung.

Aber Bremen und Bremerhaven, nicht Tübingen, Heidelberg, Marburg oder Berlin. Wer hatte das zuvor geglaubt? Tatsächlich ist Bremerhaven heute die Stadt in Deutschland, deren Zentrum nicht durch adlige oder geistliche oder Repräsentationsbauten, durch kein Rathaus und keine Börse gekennzeichnet wird, sondern durch Bauten der Wissenschaft und Kultur. Was für ein Wandel!

Wilhelm von Humboldt und das Meer

VON UDO VON DER BURG

Zusammenfassung

Wilhelm von Humboldt hielt sich in den 1830er Jahren mehrfach auf Norderney, dem zum Königreich Hannover gehörenden, per Schiff nur mit Umständen erreichbaren Seebad auf. Er erhoffte sich Linderung seiner Krankheit, die man nach heutigem Wissensstand als „Morbus Parkinson“ diagnostizieren kann. Die Heilmaßnahmen seiner Kur betrieb Wilhelm von Humboldt mit großer Gewissenhaftigkeit. Am geselligen Leben des damals schon mondänen Heilbades nahm er jedoch nicht teil, sondern setzte in seiner Zurückgezogenheit die gewohnte wissenschaftliche Arbeit fort. Indessen in seinen Briefen, insbesondere an seine Jugend-Bekanntschafft Charlotte Diede, zeigte er sich tief beeindruckt von der Landschaft der Insel sowie der Naturgewalt des Meeres. Er wird gewusst haben, dass diese ostfriesische Region eine lange, ins 17. Jahrhundert zurückreichende preußische Handels- und sogar Kolonialgeschichte aufwies und dass mit Peter Colomb, dem Onkel seiner Mutter, auch ein Mitglied seiner Familie als Präsident der Kriegs- und Domänenkammer zu Aurich im 18. Jahrhundert dort eine maßgebende Rolle in der Verwaltung der preußischen Provinz Ostfriesland gespielt hatte.

Abstract

In the 1830s, Wilhelm von Humboldt stayed several times on Norderney, a seaside resort belonging to the Kingdom of Hanover that was difficult to reach by ship. He hoped to alleviate his illness, which according to current knowledge can be diagnosed as “Parkinson’s disease”. Wilhelm von Humboldt was very conscientious about his cure. However, he did not take part in the social life of the spa, which was already fashionable at the time, but continued his usual scientific work in seclusion. However, in his letters, especially to his childhood acquaintance Charlotte Diede, he was deeply impressed by the island’s landscape and the natural power of the sea. He will have known that this East Frisian region had a long Prussian trading and even colonial history dating back to the 17th century and that Peter Colomb, his mother’s uncle, a member of his family had also played a decisive role in the administration of the Prussian province of East Frisia as President of the War and Domain Chamber in Aurich in the 18th century.

1. Einleitung: Brandenburg entdeckt den Welthandel

Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1640–1688), der Große Kurfürst, verdankt seinen staatsmännischen Ruhm nicht zuletzt dem von ihm erlassenen Edikt zu Potsdam (1685), mit dem er den von Ludwig XIV. (1643–1713) aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in seinen Territorien Aufnahme, Ansiedlung sowie soziale und wirtschaftliche Integration bot. Als nicht weniger weitschauend erwies sich das am 1. Januar 1686 erlassene Edikt: „Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Etats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erhalten.“

Das Edikt markiert den Beginn des deutschen Welthandels. Als letzte europäische Macht schickte sich Brandenburg-Preußen als Vorkämpfer für Deutschland an, seinen Handel auf die großen Weltmeere zu verlegen. 1683 wird in Westafrika die Kolonie Groß-Friedrichsburg gegründet. Der Große Kurfürst hatte seine Jugendzeit in den Niederlanden verlebt und dort die Bedeutung des Welthandels kennengelernt. Obwohl die kurbrandenburgische Kriegsmarine zunächst nur über 28 Schiffe verfügte, erwachten sofort der Neid und die Konkurrenz der schon etablierten Seemächte. Hier sollen keine Einzelheiten über diese Entwicklung genannt werden – der Anfang war jedenfalls überaus bescheiden: Von Pillau in Ostpreußen aus, dem einzigen bedeutenderen Seehafen des Kurfürsten, wurden zwei gemietete Fregatten nach Westafrika geschickt, um Handelsware zu besorgen sowie sechs Einheimische mitzubringen, die man mit dem Namen „Mohr“ bezeichnete. An Ort und Stelle schloss man Freundschafts- und Handelsverträge mit drei Häuptlingen ab, die die Oberhoheit des brandenburgischen Kurfürsten anerkennen mussten – wohl kaum dürften sie irgendwelche Vorstellungen von ihrem neuen „Oberhäuptling“ besessen haben. Gleichzeitig wurde die Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie (1682) mit Sitz in Emden gegründet. In den Folgejahren entstanden weitere Stützpunkte. Da jedoch auf die Dauer der Unterhalt von Flotte und Kolonie die Finanzkraft von Brandenburg-Preußen überforderte, verkaufte der auf Unternehmensrentabilität bedachte König Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) die Kolonie für 7200 Dukaten und 12 „Schwarzafrikaner“ an die Niederländisch-Westindische Compagnie. Zwar erneuerte 1751 Friedrich der Große (1740–1786) die Handelsaktivitäten durch Gründung der Emder Ostasiatischen Handelskompanie, die jedoch unter den Hindernissen infolge des Siebenjährigen Krieges litt und 1765 vom König wieder aufgelöst wurde.

Gleichwohl blieb Emden als günstig gelegener Hafen in der Nordsee für den überseeischen Handel ein höchst interessanter Ausgangspunkt. So beschloss 1769 die Magdeburgische Kaufmannschaft, in Emden eine Herings-Kompanie zu gründen, um von dem Herings- sowie allgemeinen Fischhandel der ver-

schiedenen Anrainer-Staaten in Nord- und Ostsee unabhängig zu werden.¹ Insbesondere nachdem Ostfriesland 1744 an Preußen gefallen war, bot Emden für Preußen eine willkommene maritime Entwicklungsbasis, da Elb- sowie Wesermündung ansonsten fremden Territorien angehörten. Das Herings-Projekt tangierte zugleich den Salzhandel, den Preußen von seinem Fürstentum Minden betrieb. Vorsitzender der Gesellschafterversammlung war der Präsident der ostfriesischen Kriegs- und Domänenkammer zu Aurich Peter Colomb. Die Gesellschaft hatte etwa 720 Aktien ausgegeben, von denen eine der Mindener Kriegs- und Domänenkammer-Präsident Carl Friedrich von Dacheröden (1732–1809)² gezeichnet hatte. Die Gesellschaft war durch Privilegien und Zölle geschützt.

2. Onkel Peter

1744 verstirbt Karl Edzard, der letzte Circesena-Fürst von Ostfriesland. Im Erbgang fällt das Land an Preußen, dessen Verwaltungsstrukturen augenblicks eingeführt werden. Es wird eine Kriegs- und Domänenkammer eingerichtet. Dort arbeitet ab 1746 der 26jährige Peter Colomb als Kriegs- und Domänenrat, nachdem er, seit 1744 im preußischen Staatsdienst, zunächst für zwei Jahre der Mindener Kammer zugeteilt war.

Nach dem Besuch des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin studiert Peter Colomb Rechtswissenschaft an den Universitäten Halle und Wittenberg. Möglicherweise hat der einflussreiche Onkel mütterlicherseits, der geheime Finanzrat im Generaldirektorium Georg Wilhelm Duhram (1702–1756), Peter Colomb den Weg in das Generaldirektorium geebnet, die Oberbehörde der Kriegs- und Domänenkammern in den einzelnen Provinzen. Duhram gehörte der Kommission zur Regelung des ostfriesischen Schuldenwesens an.³ Verwandtschaft hilft sich untereinander: Es ist Vetternwirtschaft, jedoch gelegentlich fördert sie auch die Tüchtigkeit. Peter Colomb wird 1765 Dritter Geheimer Finanzrat im III. Departement des Generaldirektoriums; in dieser Funktion verfasst er Instruktionen und Verwaltungsordnungen, er wird beurteilt, er sei „ein Mann von Ordnung, worauf es bei einer jeden Direktion ankömmt.“⁴ Bei seinem Abgang nach Aurich, wo er 1768 das Amt des Präsidenten der Kriegs- und

1 Dazu: Dr. Leonhard: Die Kaufleute-Bruderschaft zu Magdeburg. Von der Zerstörung der Stadt bis zum Ausgange der westfälischen Zeit, Magdeburg o. J., S. 125-133 (= Sonderabhandlungen der Industrie- und Handelskammer zu Magdeburg H. 2).

2 Die Familie zählte zur Magdeburger Adelsgesellschaft.

3 Schulden zu hinterlassen, das war damals unter Fürsten ziemlich üblich.

4 Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert, hg. von der Kgl. Akademie der Wissenschaften: Behördenorganisation und allgemeine Staatsverwaltung. Bd. XIV, bearb. von Ernst Posner, Berlin 1934, S. 493.

Domänenkammer bekommt, heißt es, er sei ein „würdiges Mitglied“ des Generaldirektoriums gewesen und er kenne die Provinz Ostfriesland so gut wie kein anderer Verwaltungsbeamter.

Wer näher hin war dieser Peter Colomb (geb. 1719 in Neustadt a. d. Dosse, verst. 1797 in Aurich; 1786 geadelt), der 1760 in Aurich Marie Elisabeth Bacmeister, Tochter des Auricher Richters und Regierungs- und Konsistorialrates Georg Albrecht Bacmeister (1702–1785) geheiratet hatte?⁵

Peter Colomb ist der jüngere Bruder von Johann Heinrich Colomb (1695–1756), beider Vater: Henri Colomb (1647–1719), Kaufmann zu Kopenhagen, dann Übernahme der Spiegelfabrik zu Neustadt an der Dosse. Beider Mutter ist Madelaine de Moor (ca. 1674–1751). Der Altersunterschied der Eltern beträgt etwa 27 Jahre. Die Mutter bringt den Sohn Peter im Alter von 45 Jahren zur Welt, Peter, ein Posthumus, ist 24 Jahre jünger als sein Bruder Johann Heinrich. Im Verlauf der 30er Jahre siedelt die Colomb'sche Verwandtschaft nach und nach von Neustadt nach Berlin über. Die Spiegelfabrik, an der ursprünglich die gesamte Familie beteiligt bzw. darin beschäftigt war, wird 1741 verkauft.

Als sich Peter Colomb noch im Studium befindet, kommt seines älteren Bruders Tochter zur Welt, Marie Elisabeth (1741–1796), später verheiratete von Humboldt. Peter Colomb ist mithin der Onkel von Marie Elisabeth und damit der Großonkel ihrer drei Söhne. Onkel Peter hat mehrere Kinder, darunter den Sohn Peter (1775–1854; später Generalleutnant) sowie die Tochter Katharina Amalia (1772–1859) – vielleicht hatte sich Mutter Humboldt dieses Mädchen als Wilhelms Gattin vorgestellt: Sie zögert, als Wilhelm ihr Karoline von Dache-roeden (1766–1829) präsentiert, Amalie ist jünger als Wilhelm, Karoline jedoch älter. Im Jahre 1795 ist es dann aber der verwitwete Generalmajor Gebhard Leberecht von Blücher (1742–1819), der Katharina Amalia zu Gesicht bekommt und kurzentschlossen befiehlt: Vorwärts, Amalie, jetzt wird geheiratet.⁶ Blücher wird angeheirateter Vetter von Marie Elisabeth von Humboldt. Blücher ebnet die militärische Anfangslaufbahn seines Schwagers Peter des Jüngeren. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse funktionieren: Wilhelm bringt 1813 seinen kriegsbegeisterten Sohn Theodor (1797–1871) in Peter Colomb's Einheit unter, damit, soweit möglich, ein Auge darauf geworfen wird, dass Theodor den Krieg übersteht, er hatte sich ohne Wissen der Eltern freiwillig zum Militär gemeldet.

Zurück zu Onkel Peter: König Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) sowie sein Sohn Friedrich d. Gr. (1740–1786) zeichneten sich nicht zuletzt durch intensive Bereisung ihrer Provinzen aus, um aus den daraus gewonnenen Erkenntnis-

5 Bacmeister war zunächst fürstlicher Legationsrat und Resident in Bremen gewesen. Die Heirat erleichterte Peter Colomb den sozialen Zugang zur regionalen Gesellschaft und deren Akzeptanz.

6 Die Ehe blieb kinderlos.

sen das Land politisch und wirtschaftlich möglichst gewinnbringend verwalten zu können. Im Jahre 1751 ist die Provinz Ostfriesland Visitationsobjekt. Dabei dürfte dem König – wenn nicht schon früher – zum ersten Mal dem Auricher Kriegs- und Domänenrat Peter Colomb begegnet sein.

Der König kennt also das Fürstentum, als Peter Colomb 1768 auf Vorschlag des zuständigen Ministers Ludwig Philipp vom Hagen (1724–1771) zum Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer Aurich ernannt wird. Letztendlich entscheidet der König über die Stellenbesetzung. Am 24. Juli 1768 findet eine Prüfungs-Audienz statt, der König instruiert Peter Colomb auf das Genaueste.⁷ Anschließend hat Peter Colomb den Verlauf der Audienz schriftlich festgehalten. Ausdrücklich weist der König den neuen Kammerpräsidenten Colomb darauf hin, dass er insbesondere auf den Küstenschutz, auf sorgfältige Kassenführung, auf detaillierte monatliche Berichterstattung und auf die Schaffung rechtlicher Sicherheit zu achten hat.

3. Norderney um 1830 – Reisemöglichkeiten

Als Wilhelm von Humboldt zu Beginn der dreißiger Jahre seine Norderney-Kuren durchführt, ist die Verwaltungsära seines Großonkels Geschichte geworden. Die Nordseeküste zwischen Ems und Elbe gehört seit 1815 zum Königreich Hannover. Insbesondere Norderney erlebt einen Aufschwung als Seebad, nachdem die Insel ab 1837 königliche Sommerresidenz geworden ist und für diese Zeit als gesellschaftliches – geradezu standesgesellschaftliches – Kur- und Erholungsziel gilt. Häufigste Gäste sind zunächst der hannoversche Adel und die hohen bürgerlichen Gesellschaftskreise, später – je auch nach der Verbesserung der Anreisemöglichkeiten – gesellschaftsbewusste auf eine Kur bedachte Gäste aus dem ganzen deutschen Reich.⁸ Berühmt ist die Insel wegen ihres Wellenschlages: Am Weststrand kommt das Wasser am höchsten, es ist der Badestrand, bei Ebbe dient er den Gästen zum Spaziergang.

Es gibt mehrere Anreise-Möglichkeiten: Ab Norden bringt ein Pferde-Om-

7 Der allgegenwärtige König Friedrich der Große im Kabinett und auf Reisen. Nach teils unveröffentlichten Quellen bearbeitet und herausgegeben von Carl Hinrichs, Berlin 3/1943, S. 175–179. – Wie dort geschildert, dürften wohl alle Prüfungen des Königs abgelaufen sein, auch die von Carl Friedrich von Dacheroeden.

8 Die Literatur über Norderney als Seebad im 19. Jahrhundert ist erheblich. Hier sei nur aufgeführt: Handbuch für Reisende durch Deutschland und dem Oesterreichischen Kaiserstaate. Dritte, umgearbeitete Auflage, Coblenz 1846, S. 460f. (= Baedecker); Die Badereise nach Norderney. Das Seebad Norderney in Reiseberichten des 19. Jahrhunderts, hg. v. Heimatverein Norderney, Norderney 1996 (= Norderneyer Schriften Heft 2); „Meine Abwesenheit datierte 4 Wochen und kostete mir 100 Taler“ (Bade-Cur des Johann Willibald Coring 1831), in: Archiv-Journal Nr. 13, 2019 (Stadtarchiv Norderney).

nibus die Reisenden nach Norddeich, von dort benötigt das Fährschiff je nach Wind und Wetter etwa eine Stunde für die Überfahrt zur Insel. Allerdings gelten die Fährschiffe als unbequem eingerichtet, teilweise wird nur ein Platz auf offenem Deck angeboten.

Eine Schnellpost fährt in 19 Stunden von Bremen über Oldenburg, Aurich, nach Norden. Von Norden aus benutzt man einen Postwagen zum Hilgenrieder Siel, von dort aus erreicht man bei Niedrigwasser in 2 Stunden durch das Watt an der Postbake vorbei das Dorf Norderney; die Route ist nur per Wagen gestattet. Bei unkundigen Kutschern muss der Hilgenrieder Strandvogt, der auch Übernachtungsmöglichkeiten anbietet, als Begleiter durchs Watt mitfahren. Der König reist stets über das Hilgenrieder Siel an, Majestät wollen sich die Überfahrt per Schiff nicht zumuten.

Im Sommer können Schiffsverbindungen aus Bremen benutzt werden, ferner von Hamburg über Helgoland. Die Fahrten mit Segelschiff hängen vom Wind ab und können mehrere Tage dauern. Auch als Dampfschiffe statt der Segler die Fahrten übernahmen, war bei Sturm die Überfahrt von z. B. Bremen kein Kinderspiel. Die Fahrt von Bremen nach Norderney dauerte gewöhnlich 13 Stunden. Die Ankunft der Schiffe wurde durch Abfeuern einiger Kanonenschüsse auf dem Schiff wie ihrer entsprechenden Beantwortung auf der Insel angekündigt.

4. Die Insel

Die Insel, 1833 von 769 Insulanern in rd. 180 Häusern bewohnt, hält gute Unterkünfte vor und bietet für einfache Gäste wie auch die elegante Welt ein umfassendes Angebot an Geselligkeiten und Zerstreuungen. Ausflugsfahrten zu den Nachbarinseln sind möglich. Im sog. Konversationshaus, einem öffentlichen Gebäude, dem Zentralpunkt des Ortes, können 400 Gäste zugleich beschäftigt werden, denn in den Quartieren wird Verpflegung zumeist nicht angeboten. Im Konversationshaus finden auch Tanzbälle, Konzerte, Theateraufführungen und Vorlesungen statt. Im Badehaus daneben, wie auch in einigen privaten Häusern, kann man Bäder einnehmen. Eine Apotheke und ein Wundarzt sind ansässig, zudem praktizieren im Sommer weitere Ärzte und Apotheker auf der Insel. Im Konversationshaus gibt es seit 1820 eine Spielbank, die häufig von Damen aufgesucht wird, während die Herren sich an der Kaninchen- und Vogeljagd vergnügen. Galanterie-Waren und der in Badeorten übliche Tand werden angeboten. Wer im Meerwasser baden will, bedient sich einer Badekutsche, in der man ins Wasser geschoben wird, worauf laut Badeordnung die Badewärterin oder der Badewärter die Klappe am Gefährt öffnet und man in das Nordsee-Nass hineinsteigt. Beginnt man im Wasser zu frösteln, so klettert man in das Kutschengefährt zurück, betätigt eine Klingel und wird von der Bade-Dienerin oder vom

Bade-Diener zurück an Land gezogen. Um 5 Uhr am Nachmittag beginnt die allgemeine Strandpromenade, man lässt sich sehen und sieht andere und genießt Wind und Wellen. Bettler sowie Bettlerinnen werden von der Insel ferngehalten.

5. Der Kurgast Wilhelm von Humboldt

Standesgemäß reist Wilhelm von Humboldt⁹, mit der eigenen sowie Begleitkutschen von Berlin kommend, über das Hilgenrieder Siel an. Das Stadium seiner bestehenden Erkrankung dürfte eine Beförderung mit öffentlichen Verkehrsmitteln ausgeschlossen haben. Außerdem müssen Stücke der der Bequemlichkeit dienenden heimischen Wohnausstattung sowie Arbeitsmaterialien mitgeführt werden. Wilhelm logiert separat im sog. Kleinen Logierhaus, unweit des Conversationshauses. Der Vorzug dieser Unterkunft besteht darin, dass Wilhelm die Mahlzeiten nicht im Conversationshaus einnehmen muss, sondern diese im Logierhaus zubereitet werden. Wilhelm kann mit seiner kleinen Begleitung¹⁰ ganz zurückgezogen für sich wohnen, vereinzelt besucht er den einen oder anderen Mit-Kurgast oder dieser ihn. Wilhelm ist den Alltagsumgang mit „Krethi und Plethi“ abhold, er nimmt an den gesellschaftlichen Kommunikationsmöglichkeiten und Vergnügungen so gut wie nicht teil. Bald spricht sich auf der Insel herum: Dieser Herr will ganz für sich sein, ungestört, und für sich denken und philosophieren.

Die Aufenthalte auf Norderney bilden für Wilhelm keine Luxusreise, sondern eine Heil-Kur. Seit 1829, also dem Tod seiner Gattin Karoline, machen sich bei Wilhelm Anzeichen dafür bemerkbar, dass er an der Parkinson-Krankheit („Morbus Parkinson“) leidet. Er beschreibt die Symptome und die körperliche Entwicklung, und zwar an verschiedenen Stellen seiner schriftlichen Aufzeichnungen, sehr ausführlich und genau, besser als der Arzt James Parkinson (1755–1824) selbst, der sie erstmals 1817 an die Öffentlichkeit brachte.¹¹ Bis dahin und noch später wurden die betreffenden Erscheinungen diffus als „Altersschwäche“ bezeichnet, und Wilhelm selbst benutzt diese Bezeichnung ebenfalls: Die Hand „gehört nicht mehr dem Willen“, er benötigt einen Schreiber. Die Sehfähigkeit lässt immer mehr nach. Bilder von Wilhelm im Alter lassen die für die Krankheit typischen Gesichtszüge erkennen.

⁹ Trotz anfänglicher umfassenderer Planung musste sich der Vortrag auf Wilhelm beschränken.

Zu Alexander hier nur ein Hinweis: Jan Drees, Alexander von Humboldt und Ostfriesland, in: Ostfriesland. Zeitschrift für Kultur, Wirtschaft, Verkehr. 1969, Nr.43, S. 6-9.

¹⁰ Tochter Karoline, unverheiratet. Man gab die Hoffnung nicht auf, einen Lebenspartner für sie zu finden.

¹¹ In seiner Schrift: An Essay on the Shaking Palsy. Die Krankheit wird erst 1865 als „Morbus Parkinson“ bezeichnet.

Wilhelm führt seine Badekur sehr gewissenhaft durch. Am 8. August 1831 teilt er seinem Schwiegersohn August von Hedemann (1784–1859) mit: „Von dem Fortgang meiner Badekur kann ich bis jetzt nur Gutes sagen. Ich gehe immer mit großer Freude in das Meer, fühle mich sehr wohl darin und danach, und kann gar nicht klagen, daß das Bad mich sehr angreift.“¹² Wilhelm weiß, dass die Wirkung einer Badekur erst nach deren Abschluss einzutreten pflegt, deshalb sind seine Erwartungen zurückhaltend, er hofft, dass das Leiden aufs Jahr wenigstens zum Stillstand komme. Insgesamt trägt Wilhelm seine Erkrankung mit Gelassenheit und Geduld. Auch in den Jahren 1832 und 1833 nimmt Wilhelm einen Kur-Aufenthalt auf Norderney wahr, jeweils im Juli bis in den August hinein. Für 1834 meldet er sich zwar noch einmal an,¹³ doch dann reichen die Kräfte für eine vierte Kur nicht mehr aus.

6. Die Briefe an Charlotte Diede

Wilhelm führt während seines Aufenthaltes seinen umfangreichen Briefwechsel mit den gewohnten Briefpartnern weiter: Hochgeistige Problemerkörterungen und wissenschaftliche Forschungen lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Briefe enthalten diese oder jene Bemerkung zu seiner Kur. Sehr deutlich davon heben sich indessen die drei Norderney-Briefe an Charlotte Diede (1831; 1832; 1833) ab, der Brieffreundin seit 1814.

Charlotte Diede (1769–1846) und Wilhelm begegneten sich 1788 für drei Tage in einer Unterkunft in Bad Pyrmont, wo Charlotte den Vater zur Kur begleitete. Nach missglückter Ehe und Verlust ihres Vermögens während der napoleonischen Kriege wandte sich die verarmte Charlotte 1814 an den berühmt gewordenen Wilhelm und bat um Unterstützung. Daraus entstand ein Briefkontakt bis zu Wilhelms Tod. Ob Karoline darum wusste, bleibt unklar. Der Tenor der bisweilen sehr umfangreichen Briefe Wilhelms zeigt häufig dozierende bzw. behelrende Züge. Alexander, diese Haltung des Bruders missbilligend, hielt Wilhelm vor, der Bruder möge doch der armen Frau statt der vielen altväterlichen Ratschläge besser ein paar Reichstaler zukommen lassen. Schließlich, nach Wilhelms Tod, gewährte der König, es war Friedrich Wilhelm IV. (1840–1861), eine bescheidene Pension.

Die Briefe an Charlotte gewinnen dadurch ihren besonderen Wert, dass Wilhelm, der zum ersten Mal die Nordsee erlebt, von dem sonst üblichen behelrenden Stil abweicht und vielmehr sehr gefühlsbetont seine persönlichen Eindrücke

¹² Michael Fleischer, *Berühmte Gäste Norderneys im königlichen Seebad 1800-1914*, Norderney 2015, S. 37.

¹³ Ebd., S.46.

cke und Empfindungen mitteilt. Der erste Brief an Charlotte vom 26. Juli 1831¹⁴ enthält eine Beschreibung der Insel. Ihn beeindruckten die Dünen – und wo die Strecke zwischen Strand und Dünen sehr breit ist, „da gleicht die Insel einer afrikanischen Wüste“. In der Mitte der Insel befinden sich „grüne Anger und Wiesen, auf denen Vieh weidet.“ Auf der Insel wachsen viel Gesträuch und Laubengänge und schützen gegen Wind und Sonne, höhere Bäume würden dem Sturm zum Opfer fallen. Die Badegäste wohnen „in kleinen, aber sehr reinlichen Wohnungen“, eingerichtet in Annäherung an holländischen und englischen Stil; die Fischer- und Schifferhäuser haben große helle und gut gehaltene Glasfenster.

Wilhelm entschließt sich für den Sommer 1832 abermals zu einer Badekur auf Norderney. Der am 4. Juni von Tegel aus an Charlotte gesandte Brief gibt einen Einblick in Wilhelms Entscheidungsfindung, seine beharrende Lebenseinstellung im Verhältnis zu seiner Erkrankung:

„Ich gehe recht ungern an diese Reise; nicht daß mir Norderney oder das Baden in der See zuwider wäre, aber ich verlasse ungern Tegel, meine gewohnte Lebensart, und störe mich sehr ungern in wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten, welchen ich den besten Theil meines Tages widme und die jetzt das Hauptinteresse meines Lebens ausmachen. Nicht nur, daß mein Arzt auf der Cur besteht, ich fühle auch selbst, dass sie mir nothwendig und gut ist. Die kranken und störenden Zustände, die das Bad verringert hat, sind nach und nach wieder bedeutender geworden. [...] Wenn man durch irgendetwas auf den Punkt gekommen ist, wo die Jahre, mehr oder minder vorgertückt, auf die Kräfte und die Gesundheit einen sichtlich alterirenden Einfluß ausüben, so muss man körperliche Schwächen und selbst ernsthafterer und beschwerlichere Uebel, als nicht wegzuräumende Bedingungen, mit dem Dasein aufnehmen, in das man alsdann tritt.“

Wilhelms Gedankengänge klingen eigentlich resignierend, doch dann gesteht er:

„Norderney hat mir im vorigen Jahre doch sehr wohlgetan. Ich leide wahrscheinlich an einer krankhaften Beschaffenheit des Rückenmarks,¹⁵ und dagegen, nicht gerade um das Uebel ganz zu heben, aber um den Fortschritten entgegenzuarbeiten, ist das Seebad und besonders der Wellenschlag so wohlthätig.“

Der zweite Brief an Charlotte aus Norderney, datiert vom 2. August 1832, befasst sich am Anfang nur mit wenigen Sätzen mit Wilhelms Kur. Sodann geht

14 Die Briefe liegen in verschiedenen Ausgaben vor. Deshalb genügt hier die Angabe des Datums.

15 Es ist nicht auszuschließen, dass den Berliner Ärzten und auch Wilhelm selbst die Schrift von Parkinson bekannt war. Zudem: Wilhelm war zur Zeit des Ersterscheinens Gesandter in London.

Wilhelm auf seine Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller, seine Bekanntschaft mit Anna Louise Germaine de Staël (1766–1817) und das Thema: Ehe über. Zurück auf Tegel, resümiert Wilhelm im Brief vom 3. September 1832, dass diesmal das Wetter „sehr schön“ gewesen sei, „ohne Regen und Sturm und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt“. Er habe sich diesmal „vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie doch natürlich ist, bloß auf seine Gesundheit Rücksicht nimmt und nicht weichlicherweise die Unannehmlichkeit scheut, man sich schlechtes und kein gutes Wetter wünschen muß.“

Auch der dritte Brief vom 2. August 1833 geht auf Wilhelms Bekanntschaft mit Goethe, Schiller, Frau von Staël und Marie Sophie Laroche (!731–1807) ein. Dies sind Gesprächsthemen, an denen Charlotte offensichtlich näher interessiert ist. Dann die Kur: „Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden“. Die wesentliche Aussage dieses Briefes stellt jedoch Wilhelms Bekenntnis der seelischen Kräfte seiner Daseinsauffassung und -empfindungen dar. Körperstärke, wie sie die Kur verlangt, ist erforderlich, allerdings „die Hauptsache ist doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es ist unglaublich, welche Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. [...] Die innere Sammlung reicht hin, nichts zu fürchten und nichts zu begehren, als was man selbst in sich abwehren und erstreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft.“ Man kann dabei „gerade von den tiefsten und ergreifendsten Gefühlen bewegt sein“, man strebt „die lebendige Empfindung von etwas Besserem und Schönerem“ an, „mit dem die Seele eng verwandt ist.“

7. Wilhelm und das Meer

Schon auf seiner Reise nach Norddeutschland (1796) war Wilhelm mit der Erscheinung eines Meeres in Berührung gekommen. Einem Meer zu begegnen und zu erleben, das bedeutete damals einen Sonderfall in der Erlebniswelt eines Binnenländers, der zumeist, es sei denn als Geschäftsmann, über die heimische Scholle zeitlebens nicht hinauskam. Wilhelm erfährt ein Naturleben, „das sich in einer bisher unbekanntem Weise zur Kategorie der ‚biologischen Natur‘ verdichtet. Sie grenzt sich von jener nach Veränderung strebenden, durch die menschliche Vernunft nicht beeinflussbaren, dabei aller Entwicklung zugrunde liegenden – metaphysisch hergeleiteten, ‚organischen Natur‘ ab und ermöglicht einen momentan möglichen Genuss.“¹⁶

Es ist kein Wunder, dass sich Wilhelm auf Norderney an seinen Aufenthalt

¹⁶ Renate Hinz, Wilhelm von Humboldt auf seiner Reise in das nördliche Deutschland. Tagebuchnotizen, Bochum und Freiburg 2020 (= Dortmunder Beiträge zu Pädagogik 26), S. 21f.

auf Rügen im Sommer 1796 erinnert. In dem Brief an Karoline von Wolzogen (1763–1847) am 28. Juni 1831 vergleicht er seine Empfindungen auf Rügen mit denen von Norderney: Die Küste auf Rügen, „ein hoher, mit schönen Eichen bewachsener Kreidefelsen, ist da viel malerischer; hier - auf Norderney - ist es ein flaches ödes Ufer, noch entstellt durch die gleich daranstoßenden Dünen, die niedrige, doch noch immer zu hohe, mit dem einförmigen langen, büschelartig stehenden harten Ufergras bewachsene Sandhügel sind“. – „Der Schönheit des Meeranblickes schadet das aber, meinem Gefühl nach, wenig. Die Erscheinung ist so groß, dass sie keines Schmuckes bedarf. Man wird ihrer nie müde, das fühle ich auch wieder hier.“¹⁷

Gerade der Anblick des Meeres, so bekennt Wilhelm gleich in seinem ersten Brief an Charlotte vom 26. Juli 1831, ist für ihn dasjenige, „was dem Aufenthalt seinen eigenen Reiz gibt“. Er beobachtet, wie die frischen Seewinde das Meer „bald nur lieblich kräuseln, bald in hohen Wellen bewegen“. Er besucht den Strand jeden Tag neben dem Baden gewöhnlich mehrmals täglich „und oft auf Stunden“. Die Bewegung des Meeres scheint einfach, doch „ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen.“ Wie sehr der Betrachter von der Bewegung des Meeres gefesselt ist, in Worte vermag er es nicht zu fassen, er erfährt es in der Empfindung als wahr und dauernd und unermesslich, indem der Zusammenhang zwischen der Stelle, an der man am Meere steht, mit der ganzen Masse des Meeres zu Bewusstsein kommt, die die Welteile miteinander verbindet. Jede einzelne Welle verdeutlicht einem diesen Zusammenhang. Aber damit nicht genug: Zu dem Blick und dem Gefühl in die Ferne eröffnet sich das Dunkle, Unergründliche der Tiefe, und weiter: die Masse der Luft und des Wassers, und beide zusammen, in dieser Zusammenheit, sind unerklärlich, unverständlich. Warum Wasser und Luft und wozu sie sich bewegen und dann wieder in Ruhe kommen, ist nicht einsehbar, wohl aber lässt sich sagen, dass sie ewigen Gesetzen gehorchen und deren Grenzen nicht überschreiten. „Denn die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus“.

Sind es während des ersten Aufenthaltes die ewigen Gesetze der Natur, die Wilhelm angesichts des Meeres und seiner Lebendigkeit bewusstwerden, so erkennt er als Rückblick auf den zweiten Besuch im Sommer 1832 in seinem Brief vom 3. September 1832 aus Tegel die mächtige Kraft des Meeres, der die Gesetze der Natur zugrunde liegen: „Wie das Meer in seiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannigfaltigen Bilder vor die Seele führt und die verschiedenartigsten Gedanken erweckt, so ist mir erst jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht sichtbar geworden, welche schmeichelnde Freundlichkeit das Meer

17 Fleischer, a. a. O., S. 35.

gerade in seiner größten Furchtbarkeit hat. Die Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst dem tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tückisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unsrer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreut und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.“

Es ist ein anderer Blick auf das Meer als die Perspektive, die Humboldt 1796 am Kap Arcona beschreibt. Dort erscheint das blaue Meer freundlich, als Harmonie und Ruhe schaffend. Die Natur strebt auf ein Vervollkommnungsideal hin, Harmonie lässt Sicherheit empfinden. 35 Jahre später, auf Norderney, dringt Humboldt mit der Stärke seiner Vorstellungs- und Empfindungskraft in die Unendlichkeit von Meer und Luft vor. Die Natur wird nicht in ihrer Lieblichkeit, sondern in ihrer Wildheit und Unermesslichkeit erfahren, unerklärlich und unverständlich, warum sie so ist und wozu sie so ist. Jedoch: sie beruht auf ewigen Gesetzen und innerhalb dieser gehorcht sie festen Grenzen. Die Natur hält sich selbst in Schach: Diese festen Grenzen, gerade diese festen Grenzen, aus denen die Natur heraus handelt, schenken dem Menschen – Festigkeit und Sicherheit.

Kreuzfahrt Quo Vadis?

Betrachtung der Kreuzfahrtzukunft mittels eines ressourcenorientierten Ansatzes

VON ALEXIS PAPATHANASSIS UND PETER J. BRENNER

Zusammenfassung

Der Kreuzfahrttourismus hat eine lange, mit seinen Vorläufern in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreichende Tradition. Wie die Tourismusbranche überhaupt, ist er aktuell ein wachsender Wirtschaftsfaktor. Allerdings steht die Kreuzfahrtbranche vor neuen Problemen: Sie muss unterschiedlichen Erwartungen einer generationenübergreifenden Klientele gerecht werden, die Rekrutierung des Personals wird schwieriger und vor allem sind Umwelt- und Klimaschutzanforderungen sowie die Kritik am Overtourism Herausforderungen, auf die mit neuen Angeboten reagiert werden muss.

Abstract

Cruise tourism has a long tradition, with its predecessors dating back to the mid-19th century. Like the tourism industry in general, it is currently a growing economic factor. However, the cruise industry is facing new problems: It has to meet different expectations of a cross-generational clientele, recruitment of staff is becoming more difficult and, above all, environmental and climate protection requirements as well as criticism of overtourism are challenges that need to be responded to with new offers.

Kreuzfahrt Quo Vadis?

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden von europäischen Reedereien die ersten Reisen angeboten, die man als „Kreuzfahrten“ im engeren Sinne verstehen kann. Als „Kreuzfahrten“ bezeichnet man seitdem Urlaubs- oder Erholungsreisen außerhalb des regulären Linienverkehrs mit Zwischenstationen in fremden Häfen. Kreuzfahrten werden von speziell dazu gebauten oder wenigstens umgebauten Kreuzfahrtschiffen durchgeführt.¹ Vorläufer als Mischformen zwischen organisierter Gesellschaftsreise und Kreuzfahrt lassen sich schon bis zum Be-

¹ Arnold Kludas, Vergnügungsreisen zur See. Eine Geschichte der deutschen Kreuzfahrt. Bd. 1: 1889-1939, Hamburg/Bremerhaven: Convent Verlag 2001 (Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums 55), S. 10.

ginn des modernen Massentourismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Die ersten echten Kreuzfahrten auf eigenen Kreuzfahrtschiffen gibt es seit 1882, in Deutschland war die „Augusta Victoria“ der Hamburg Amerika Linie das erste Kreuzfahrtschiff.²

Traditionell handelt es sich um hochwertige Urlaubsangebote für eine wohlhabendere Kundenschicht, es hat aber auch immer schon Versuche gegeben, Kreuzfahrten für den Massentourismus zu öffnen. Zum Teil waren diese Ansätze auch politisch motiviert. Im Reiseprogramm der nationalsozialistischen Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ standen auch Kreuzfahrten, die ab 1937 auf der eigens gebauten „Wilhelm Gustloff“ durchgeführt wurden. Diese Reisen hatten einen hohen Propagandawert, sie wurden ausdrücklich mit dem Argument beworben, dass damit exklusive Tourismusformen für die breite Bevölkerung der „Volksgemeinschaft“ zugänglich wurden.³ 1938 folgte der Stapellauf der noch größeren „Robert Ley“, die ebenfalls als Kreuzfahrtschiff konzipiert war. Mit Kriegsbeginn 1939 wurden die Kreuzfahrten wieder eingestellt, da die Schiffe für militärische Zwecke benötigt wurden.⁴

Auch in der DDR gab es gut 20 Jahre später sozialistische „Kreuzfahrtträume“. Zu Beginn der 1960er Jahre wurden die Urlauber und Kreuzfahrtschiffe „Fritz Heckert“ und „Völkerfreundschaft“ in Betrieb genommen. In der DDR wurde die Kreuzschiffahrt mit der gleichen „Sozialrhetorik“ beworben wie im „Dritten Reich“, aber hier wie dort war es so, dass diese exklusiven Reisen zwar sehr kostengünstig waren, aber in erster Linie von Parteifunktionären genutzt wurden.⁵

Seit den 1970er Jahren sind Kreuzfahrten Teil des globalen Wirtschaftssektors „Tourismus“, der über Jahrzehnte hinweg ein stetig zunehmendes Wachstum erfuhr, durch die Corona-Pandemie einen starken Einbruch erlitt und seitdem sich langsam wieder erholt und sich dem früheren Niveau annähert. Kreuzfahrten sind auch innerhalb des global wachsenden Wirtschaftssektors „Tourismus“ noch einmal ein besonders stark wachsendes Segment. In den fünf Jahrzehnten seit 1970 hat sich die Zahl der Kreuzfahrtschiffe von 21 auf 515 erhöht.⁶

2 Zur Geschichte der Kreuzfahrt vgl. ebd., S. 14-17.

3 Vgl. Peter J. Brenner, Schwierige Reisen. Wandlungen des Reiseberichts in Deutschland 1918-1945. In: ders., (Hg.) Reisekultur in Deutschland: Von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 127-176; hier S. 153.

4 Kludas, Vergnügungsreisen zur See, S. 149-170.

5 Hasso Spode, Urlaub macht Geschichte. Reisen und Tourismus in der DDR. Berlin: BeBra 2022, S. 32f; vgl. auch 28-36.

6 Biggest cruise ships today are more than twice as big as they were in 2000 (2024, 8. August). Transport & Environment. <https://www.transportenvironment.org/articles/biggest-cruise-ships-today-are-more-than-twice-as-big-as-they-were-in-2000>.

Aber trotz dieser positiven Entwicklungen steht der Kreuzfahrttourismus vor bedrohlichen Herausforderungen. Teils sind das die gleichen Herausforderungen, vor denen der Tourismus im Allgemeinen steht, teils sind es spezifische Herausforderungen, welche nur die Kreuzschiffahrt betreffen. Seit Jahrzehnten gibt es eine Kritik am Massentourismus, der sich vor allem an seinen ökologischen, aber auch an seinen sozialen Folgen für die betroffenen Regionen entzündet. Darauf reagieren neue touristische Angebote, die unter dem Etikett „sanfter Tourismus“ – der Begriff stammt wohl von Robert Jungk – seit den 1980er Jahren gefordert und seit langem vermarktet werden.⁷ Diese Kritik gilt im besonderen Maße auch für den Kreuzfahrttourismus, der aufgrund seiner technischen Voraussetzungen als besonders umweltschädlich wahrgenommen wird, da sein Beitrag zur Luftverschmutzung⁸ und zu den allgemeinen Umweltschäden besonders deutlich ist.⁹

Bei der Konzeption touristischer Reiseangebote dürfen also nicht nur die Bedürfnisse der Reisenden im Vordergrund stehen, sondern es müssen auch die der bereisten Regionen berücksichtigt werden. Vor Ort muss eine sozio-ökologische Wertschöpfung angestrebt werden:

„Regenerativer Tourismus konzentriert seine Interventionen auf den Aufbau der Regenerationsfähigkeit ganzer Systeme und nicht auf das Management sozialökologischer Auswirkungen bei gleichzeitigem Streben nach unbegrenztem Wirtschaftswachstum.“¹⁰

Der Kreuzfahrttourismus muss sich zudem noch dem Vorwurf stellen, dass er sich an eine elitäre Kundenschicht richtet. Deshalb ist es für die Kreuzfahrtindustrie besonders schwierig, auf das sich verändernde gesellschaftliche Umfeld zu reagieren. Ein einfaches Umstellen auf „sanften Tourismus“ ist schwer vorstellbar und wäre auch wenig glaubwürdig. Im Zusammenhang mit der „Klimawandel“-Diskussion hat sich dieser Konflikt zwischen den traditionellen Formen des Tourismus und den Erwartungshaltungen der Gegenwart noch einmal verschärft:

7 Karl-Heinz Rochlitz, Begriffsentwicklung und diskussion des „sanften Tourismus“, in: Freizeitpädagogik 10 (1988), H. 3/4, S. 105-115; hier bes. S. 106.

8 KreuzfahrtRanking 2023 - NABU. (o. D.). NABU - Naturschutzbund Deutschland e.V. <https://www.nabu.de/umwelt-und-ressourcen/verkehr/schiffahrt/kreuzschiffahrt/33548.html>

9 Transport & Environment (2024, 6. Mai). Cruise ships. <https://www.transportenvironment.org/topics/ships/cruise-ships>

10 Bellato, L., Frantzeskaki, N., & Nygaard, C. A. (2022). Regenerativer Tourismus: Ein konzeptioneller Rahmen, der Theorie und Praxis miteinander verbindet, in: Tourism Geographies, S. 1-21; hier S. 10. <https://doi.org/10.1080/14616688.2022.204437>

„Die zunehmende Besorgnis über den Klimawandel, den Übertourismus, die Verschlechterung der Beschäftigungs- und Arbeitsbedingungen und die Verschlechterung der Ressourcen hat deutlich gemacht, dass das derzeitige kapitalistische System nicht in der Lage ist, die Mängel des Massentourismus zu beheben. Jetzt, im Rahmen von COVID-19, wird gefordert, dass der Tourismus über das ‚business as usual‘ hinausgeht und einen Weg zu einem regenerativen Tourismus findet.“¹¹²

Die soziokulturellen Herausforderungen, vor denen der Tourismusmarkt heute steht, lassen sich nicht mit einfachen betriebswirtschaftlichen Marketingstrategien auflösen. Denn wie jede Form des Reisens sind Kreuzfahrten nicht nur ein kommerzielles, sondern auch ein kulturelles Phänomen. Sie befriedigen einen bestimmten kulturellen Bedarf und sind ihrerseits wieder an bestimmte kulturelle Voraussetzungen gebunden.

Deshalb ist der erste Zugang zum Thema „Kreuzfahrten“ ein ressourcenorientierter Ansatz.¹³ In diesem Zusammenhang wird „Kultur“ als eine Ressource betrachtet, die von Kreuzfahrten genutzt wird. „Kultur“ wird dabei einerseits als ein Ensemble von gemeinsamen Sinngebungen, Werten und Überzeugungen verstanden, in das andererseits auch das Wirtschaftssystem eingebunden ist. Erst im Zusammenwirken dieser Ressourcen kann ein Betrieb die Fähigkeit entwickeln, konkurrenzfähig zu sein und seinen Wettbewerbsvorteil aufrecht erhalten. Denn im Business stehen nicht einzelne Produkte im Wettbewerb, sondern ganze Produktionssysteme, und diese Produktionssysteme erfordern materielle und immaterielle Ressourcen. Zu den immateriellen Ressourcen gehören Überzeugungen und Werte – Überzeugungen und Werte erzeugen Objekte, und Objekte prägen wiederum die Überzeugungen und Werte.

Diese Fragestellungen werden an der 1975 gegründeten Hochschule Bremerhaven praxisnah erforscht. Sie ist als „Hochschule am Meer“ in ihrem Konzept von Anfang an darauf ausgerichtet, den spezifischen Bedürfnissen der Region gerecht zu werden. Obwohl unter den aktuell 3000 Studenten sich Angehörige von 60 Nationen finden, wird sie zum größeren Teil von Studierenden aus dem weiteren Umland besucht. Sie unterhält insgesamt 24 Studiengänge, die sich an

11 Cave, J., & Dredge, D. (2020). Regenerativer Tourismus braucht vielfältige wirtschaftliche Praktiken. *Tourism Geographies*, 22(3), S. 503-513; hier S. 504.

12 Jenny Cave & Dianne Dredge, Regenerative tourism needs diverse economic practices, in: *Tourism Geographies An International Journal of Tourism Space, Place and Environment*, Volume 22 (3), 2020; 503-513.

13 Barney, J.B. (2001), „Is the Resource-Based ‚View‘ a Useful Perspective for Strategic Management Research?“. *Academy of Management Review*. 26 (1): 41-56. doi :10.5465/AMR.2001.4011938

den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Küstenregion Bremerhaven orientieren: In zwei Fachbereichen werden Energie- und Meerestechnik und Life Sciences sowie Logistik, Informationssysteme und Tourismusmanagement in Lehre und Forschung angeboten.

„Nachhaltigkeitskultur“ und das Kreuzfahrtprodukt. Demografie und Anwerbung von Neukunden als Herausforderung

Eine Betrachtung der Zukunft der Tourismusform „Kreuzfahrt“ kann sich also nicht auf betriebswirtschaftliche Aspekte beschränken, sondern muss die Kreuzfahrt als einen Gesamtkomplex innerhalb einer Kultur betrachten. Als Ausgangspunkt dient der Befund, dass der Kreuzfahrttourismus einer der am schnellsten wachsenden Bereiche des Tourismus ist.

Zunächst muss sich der Blick auf die Kunden des Kreuzfahrttourismus richten. Nach einer weit verbreiteten Auffassung werden Kreuzfahrten nur von älteren Touristen wahrgenommen. Das lässt die Kreuzfahrten in der öffentlichen Wahrnehmung als ein Symbol für „Generationenungerechtigkeit“ und damit auch als Auslöser eines Generationenkonfliktes erscheinen.

Eine Marktforschungsstudie der „Cruise Lines International Association“ (CLIA) von 2024 zeigt jedoch, dass die Zukunft der Kreuzfahrt der jüngeren Generation gehört. Aktuell sind 35 Prozent der Gäste unter 40 Jahre alt, das Durchschnittsalter beträgt 36 Jahre.¹⁴ Gleichzeitig sind die Kreuzfahrttouristen aber auch generationenübergreifend vertreten. Das bedeutet eine besondere Herausforderung für das Marketing, da sich auf den Kreuzschiffen Alterskohorten mit sehr unterschiedlichen Werten und Lebenseinstellungen begegnen, die naturgemäß auch unterschiedliche Erwartungen an das Angebot haben.

Eine Analyse der Erwartungshaltungen lässt generationstypische Grundeinstellungen erkennen: Die zwischen 1940 und 1959 geborenen „Baby-Boomer“ sind geprägt von einer idealistischen, auch revolutionären und kollektivistischen Werthaltung. Davon grenzt sich die zwischen 1960 und 1979 geborene Generation X deutlich ab mit ihrer materialistischen, individualistischen und vom Konkurrenzdenken geprägten Lebenseinstellung. Die Generation Y, die „Millennials“, die zwischen 1980 und 1994 geboren wurde, setzt sich aus Globalisten zusammen. Sie sind selbstorientiert und stellen soziale Normen und Institutionen in Frage, wobei sie sich eher an einem informellen „Crowd Trust“ orientieren. Die zwischen 1995 und 2010 geborene Generation Z schließlich hat keine

¹⁴ The future of cruise is the younger generation. Millennials are the most enthusiastic about planning a cruise holiday. CLIA Cruise Traveler Sentiment, Perception, and Intent Survey (March 2024); cruise travelers who have cruised in the past two years

klar ausgeprägten übergreifenden Charakteristika. Sie ist gemeinschaftlich und dialogorientiert und hat eine grundsätzlich realistische Einstellung. Die Generationen Y und Z, also die heute 25- bis 40-Jährigen, bilden das Kundenpotential der Zukunft für den Kreuzfahrttourismus.

Damit wandeln sich die Erwartungen an eine Kreuzfahrt ebenso wie das Selbstverständnis des Kreuzfahrttourismus. Generell lässt sich der Trend einer Abkehr vom Hedonismus und vom Konsumdenken erkennen. Wer eine Kreuzfahrt unternimmt, hat eher postmaterialistische Erwartungen an seine Reise. Die Reisenden begleiten ihre eigenen touristischen Erwartungshaltungen auch mit gesellschaftskritischer Reflexion. Bei der angestrebten „neuen Nachhaltigkeit“ geht es nicht mehr nur um Erhaltung, sondern auch Regeneration:

Der Hedonismus, der früher einmal charakteristisch für Kreuzfahrttouristen gewesen sein mag, verliert inzwischen an Attraktivität. Moderne Kreuzfahrt-Touristen, Touristen überhaupt, distanzieren sich vom Konsumdenken. Es entsteht der neue Typus der „Super-Traveler“, die sich von der Erzählung eines transformativen Erlebnisses angesprochen fühlen und ein solches auch von ihrer Kreuzfahrt erwarten. Zu den Maximen dieser „Super-traveler“-Mentalität gehört die Erwartung, dass sich das Kreuzfahrt-Angebot um den Menschen, der die Kreuzfahrt unternimmt, und um die Gemeinschaft, der er angehört, kümmern. Diese Erwartungen wurden 2017 in einem „Super-Traveler-Manifest“ formuliert: Zu den Kernpunkten gehörten:

- „Wir wollen echte Marken, die sich tatsächlich um uns und die Gemeinschaften, die sie beeinflussen, kümmern“.
- „Wir wollen mit einem Gefühl der Verwandlung und Inspiration in unsere normale Welt zurückkehren.“
- „Wir wollen das menschliche Element in einem ansonsten kommerzialisierten und unpersönlichen Erlebnis zurück.“¹⁵

Den Reisenden geht es um „transformativ Erlebnisse“, die nicht nur oberflächliche Erfahrungen verschaffen, sondern den Sinn des Lebens berühren: „Das volle Potenzial des Tourismus liegt in der Vermittlung von Erfahrungen, die das Leben der Menschen verändern und ihm einen Sinn geben.“¹⁶ Diesen Erwartungen muss auch das Kreuzfahrt-Marketing gerecht werden. Es muss jene Aspekte des Kreuzfahrttourismus in den Vordergrund stellen, welche die „transformativ Kraft“ dieser Art des Reisens ausmachen.

15 Bujarski, L. (o. D.). The Supertraveler manifesto. <http://www.skift.com/supertraveler-manifest> (abgerufen am 10. Juni 2022)

16 Ebd..

Nachhaltigkeit und Ressourcen: Image, Fachkräftemangel und Destinationen

Die Kreuzfahrtbranche muss also in der Zukunft mit neuen Kundenbedürfnissen rechnen. Das veränderte Anforderungsprofil und Wertebewusstsein wirkt sich nicht nur auf die Kunden, sondern auch auf die Rekrutierung von Mitarbeitern aus. Allgemeiner Personalmangel hat sich als Auslöser für einen Wettbewerb um Talente erwiesen, der durch die Covid-19-Pandemie noch einmal verschärft wurde. Die wichtigsten Anreize für eine Beschäftigung in der Kreuzfahrtbranche waren traditionell neben den Arbeitsbedingungen und den Karriereperspektiven vor allem die „Work-Life-Balance“.

Das reicht heute jedoch nicht mehr aus.¹⁷ Diese Aspekte sind nur noch von untergeordneter Bedeutung. Inzwischen spielen andere Faktoren und Erwartungshaltungen eine größere Rolle. Wichtig für die Berufswahl ist es geworden, die Reisemöglichkeiten mit individueller kultureller Bereicherung verbinden und die Arbeit an Bord eines Kreuzfahrtschiffes in den eigenen Wertehorizont einpassen zu können. Diese Verschiebung der Erwartungshaltung hat erhebliche Auswirkungen auf den Kreuzfahrtsektor, denn jetzt spielen auch das Image des Sektors und sein wirtschaftliches Wachstum eine zentrale Rolle. Das derzeitige Rekrutierungskonzept des Sektors könnte sich unter diesen veränderten Rahmenbedingungen als unzureichend erweisen, um der negativen Publicity in Bezug auf Nachhaltigkeit und soziale Verantwortung entgegenzuwirken.

Neben den Erwartungshaltungen der potentiellen Kunden und der Mitarbeiter sind auch die infrastrukturellen und finanziellen Rahmenbedingungen für die weitere Entwicklung des „Produktionssystems Kreuzfahrt“ von großer Bedeutung. Die Besteuerung der Kreuzfahrtreedereien steht vor einer Neuordnung, die sich negativ auf die Ertragslage auswirken wird. Zunächst ist damit zu rechnen, dass sich die Kostenstruktur verändert. Ab 2024 wird die gesamte Seeschifffahrt in das „Emission Trading System“ (ETS) der Europäischen Union einbezogen. Damit verfolgt die Europäische Union das Ziel, die CO₂-Emissionen im Seeverkehr zu verringern und einen Beitrag zur Erreichung der EU-Klimaziele zu leisten.

Auch in anderer Hinsicht verändern sich die Rahmenbedingungen. Die Kreuzfahrt muss bei den Zugangsmöglichkeiten zu Häfen mit der Frachtschifffahrt konkurrieren, die für die Hafenbetreiber unter Umständen ein attraktiverer Kunde ist als die Kreuzschifffahrt. Auch für attraktive Touristikdestinationen stellt sich die Frage, ob sie nicht andere Tourismusformen bevorzugen

17 Papathanassis, A. (2021). Cruise tourism ‘brain drain’: Exploring the role of personality traits, educational experience and career choice attributes. *Current Issues in Tourism*, 24(14), 2028–2043. <https://doi.org/10.1080/13683500.2020.1816930>

sollen als das immer nur kurzfristige und für die einheimische Tourismusbranche nur wenig ertragreiche temporäre Anlegen von Kreuzfahrtschiffen. Venedig und Amsterdam sind Vorreiter bei der Beschränkung des Kreuzfahrttourismus.¹⁸ Sie reduzieren den Zugang zu den Häfen und den Innenstädten für übergroße Kreuzfahrtschiffe. Das sind Maßnahmen, die in der Tourismusbranche große Aufmerksamkeit und sicher auch einige Nachahmer finden. Dabei handelt es sich aber um eine schwierige Gratwanderung. Denn der Kreuzfahrttourismus ist auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die betroffenen Städte, dessen Ausfall sich nicht ohne weiteres kompensieren lässt.

Die Anbieter reagieren auf diese Entwicklungen, indem sie immer mehr ihrer Routen auf Destinationen außerhalb der EU verlagern. Der Trend ist absehbar, dass sich die Gesamtzahl der besuchten Häfen verringern und sich auf die wichtigsten Ausgangshäfen und Hauptanziehungspunkte konzentrieren wird. Diese verschiedenen Entwicklungen werden die Kostenstruktur in der Kreuzfahrtbranche verändern. Ein weiteres Marketingkonzept ist der Trend der Kreuzfahrtreedereien, Privatinseln exklusiv für ihre Kunden zu kaufen und mit einem umfassenden Freizeit- und Tourismusangebot auszustatten. Aktuell gibt es acht solcher Privatinseln, sieben in der Karibik und eine am Persischen Golf. Damit reagieren die Reedereien auf den Kostendruck der Häfen, zugleich verändert sich aber auch Tourismusstruktur der angelaufenen Destinationen, die zum großen Teil auf Tourismuseinnahmen angewiesen sind.

In der Summe steht die Kreuzfahrtbranche also vor einer dreifachen Herausforderung, die sich bündig zusammenfassen lässt: „Weniger Kunden, weniger Personal, steigende Kosten“.

Die Kreuzfahrtbranche hat auf diese Entwicklungen schon mit Umstrukturierungen ihres Angebots reagiert. Sie hat Megaschiffe in Betrieb genommen, die mehrere tausend Passagiere befördern können. Das zur Zeit größte Kreuzfahrtschiff der Welt ist die „Icon of the Seas“, die rund 5600 bis 7600 Passagiere aufnehmen kann.¹⁹ Das Schiff wurde von der US-Reederei „Royal Caribbean International“ in Auftrag gegeben und nach zweijähriger Bauzeit und Kosten von knapp 2 Milliarden Euro im Januar 2024 in Dienst gestellt. Es steht am Anfang einer neuen, der „Icon“-Klasse von Kreuzfahrtschiffen. Das Schiff wurde in der Werft Meyer Turku in Finnland gebaut, die zur 1795 gegründeten Meyer Werft in Papenburg gehört.

18 Bittner, M. (2023, 27. Juli). Städte verbieten Kreuzfahrtschiffe – nach Venedig auch Amsterdam. stern.de. <https://www.stern.de/wirtschaft/staedte-verbieten-kreuzfahrtschiffe---nach-venedig-auch-amsterdam-33682220.html>

19 Neumeier, F. (2024, 23. März). Icon of the Seas – Neues, weltgrößtes Kreuzfahrtschiff ausgeliefert. Cruisetricks.de Kreuzfahrt-Ratgeber. <https://www.cruisetricks.de/icon-of-the-seas-neues-weltgroesstes-kreuzfahrtschiff-ausgeliefert/>

Kreuzfahrtschiffe dieser Größenordnung sind „Monopole auf hoher See“. Sie können den Reisenden ein umfassendes Versorgungs- und Unterhaltungsangebot machen und sind dabei zugleich konkurrenzlos. Dadurch wird eine Captive-Pricing-Strategie bei der Vermarktung von Kreuzfahrten möglich und setzt sich immer mehr durch: Während die eigentliche Fahrt billiger angeboten werden kann, wird ein wichtiger Teil der Gewinne durch den Verkauf von Produkten an Bord erzielt, deren Preisgestaltung keinem Wettbewerbsdruck unterliegt. Im Jahr 2024 ist der Anteil der an Bord erzielten Einnahmen auf gut 30 Prozent angestiegen.

Kreuzfahrt Quo Vadis?

Entweder technologisch getriebene „Smarte-Evolution“ oder Marktrückgang und Verdrängung durch andere Urlaubsformen

Zugleich wird sich eine „Smarte Evolution“ vollziehen müssen, wenn die Kreuzfahrten gegenüber anderen Formen des Tourismus konkurrenzfähig bleiben und nicht vom Markt verdrängt werden sollen. Die Digitalisierung bietet die Möglichkeit, die Effizienz der Dienstleistungen an Bord zu steigern und damit das Personal in Relation zur Passagierzahl zu reduzieren. Digitale Serviceleistungen eröffnen auch größere Möglichkeiten, den Umsatz an Bord zu steigern.

Eine weitere große Herausforderung ist die technische Ausrüstung der Schiffe selbst. Die Reedereien stehen unter dem politischen und gesellschaftlichen Druck, energieeffizientere und damit kostensparende Schiffsantriebe einzusetzen, die zugleich auch einen verminderten CO₂-Ausstoß haben und damit den Forderungen der Klimapolitik entgegenkommen. Auch in dieser Beziehung gibt es erste Ansätze,²⁰ der allerdings durch die vorhandene Infrastruktur Grenzen gesetzt sind. Erste Neubauten von Kreuzfahrtschiffen sind darauf eingerichtet, mit klimaverträglicheren Treibstoffen wie vor allem Wasserstoff betrieben zu werden, allerdings gibt es noch kein ausreichend und gut verfügbares Angebot in diesem Segment. Die 2024 in Betrieb genommene „Icon of the Seas“ ist auf „Dual-Fuel-Betrieb“ ausgelegt. Sie verfügt über Motoren, die sowohl mit Schweröl als auch mit Flüssigerdgas (LNG) betrieben werden können. Während die Reederei den Dual-Fuel-Betrieb als umweltschonend und klimafreundlich bewirbt, kritisieren Umweltorganisationen die mit der LNG Verbrennung verbundene Emission des extrem klimaschädlichen Methangases.²¹

²⁰ Diese Ansätze reichen allerdings weit zurück: Das KdF-Kreuzfahrtschiff „Robert Ley“ war bereits mit einem dieselelektrischen Antrieb ausgestattet und das DDR-Kreuzfahrtschiff „Fritz Heckert“ mit einem aus dem Flugzeugbau bekannten Gasturbinenantrieb. Vgl. Kludas, Vergnügungsreisen zur See, S. 165f.; Spode, Urlaub macht Geschichte, S. 30

²¹ KreuzfahrtRanking 2023 - NABU. (o. D.).

„Kreuzfahrten“ sind ein Produkt, das sich auf einem Markt behaupten muss, dessen Rahmenbedingungen sich in den letzten Jahren deutlich verändert haben, Angesichts dieser Herausforderungen ist schwer abzusehen, wie sich das Tourismussegment „Kreuzfahrt“ künftig entwickeln wird. Der Bau übergroßer Kreuzfahrtschiffe lässt erkennen, dass die Branche der Zukunft optimistisch entgegen sieht. Dafür spricht auch eine Marktentwicklung, die stetige Zuwächse verzeichnen kann.

Es ist aber auch klar, dass der Kreuzfahrttourismus neue Wege finden muss. Denn grundsätzlich werden Kreuzfahrten teurer und liefern ein schlechteres Preis – Leistungsverhältnis, das nur bedingt durch die bereits eingeleiteten Maßnahmen ausgeglichen werden kann. Es ist davon auszugehen, dass sich in absehbarer Zukunft die Märkte wieder deutlicher polarisieren werden und dass das Kreuzfahrt-Marketing zu seinen Ursprüngen zurückkehren wird, sodass die künftigen Angebote wieder stärker dem Prinzip „Klasse statt Masse“ folgen werden.

Eintauchen, Mitfühlen, Mitmachen: Wie eine Ausstellung von Klima und Klimazukunft erzählt

VON ANNIKA BRIEBER

Zusammenfassung

Wie erzählt man vom Klimawandel? Wie verpackt man etwas so Abstraktes und Unfassbares in eine Geschichte? Und wie schafft man es, dass diese Geschichte die Buchseiten verlässt und mit allen Sinnen erlebbar wird?

Mit „Climate Fiction“ beschäftigen sich nicht nur die Literatur und Hollywood, sondern auch Ausstellungshäuser wie das „Klimahaus Bremerhaven“. Neben Büchern und Filmen sind Ausstellungen ein perfektes Medium, um Klima und Klimazukunft zu kommunizieren. Dabei sind sie nicht auf die Textform oder 2-D-Abbildungen beschränkt, sondern erweitern das Vermittlungserlebnis durch die interaktive Darstellung im dreidimensionalen Raum.

Abstract

How do you tell a story about climate change? How do you pack something so abstract and incomprehensible into a story? And how do you make this story leave the pages of a book and be experienced with all the senses?

It is not only literature and Hollywood that deal with “climate fiction”, but also exhibition venues such as the “Klimahaus Bremerhaven”. Alongside books and films, exhibitions are a perfect medium for communicating the climate and the future of the climate. They are not limited to the text form or 2D illustrations, but expand the communication experience through the interactive presentation in three-dimensional space.

Kein Bild im Kopf – das Unsichtbare sichtbar machen

Klima ist unsichtbar. Unser moderner Klimabegriff beschreibt ein abstraktes Konzept aus Mittelwerten, das man weder direkt wahrnehmen noch abbilden kann. Klimawandelfolgen kann man sehen und spüren, den Klimawandel selbst aber nicht. Dieses Problem der fehlenden Bilder wird auch deutlich, wenn man in einer Suchmaschine „Klima“ oder „Klimawandel“ eingibt.

Die Bilder, die dort ausgespuckt werden, zeigen brennende oder versinkende Weltkugeln, Tiere wie den berühmten Eisbären auf seiner schmelzenden Scholle, vertrocknete oder blühende Landschaften – und keinen einzigen Menschen weit und breit. Der global entrückte Blick aus der Vogel- bzw. Satellitenperspektive ist Ausdruck dafür, wie schwierig es ist, sich das Konzept Klimawandel vor dem geistigen Auge vor- und anschließend bildlich darzustellen. Das ist einer Gründe dafür, warum es uns so schwerfällt, die wissenschaftlichen Fakten für unser eigenes Leben zu übersetzen, eine emotionale Verbindung herzustellen und Motivation zum Handeln zu finden. „Climate-Fiction“ – Autoren und Autorinnen versuchen, diese Lücke zu schließen, indem sie die menschenleeren Zukunftsbilder mit persönlichen Schicksalen füllen. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt das Klimahaus Bremerhaven, indem es die menschliche Begegnung und persönliche Klima-Erfahrungen in den Vordergrund rückt, ohne dabei das große Ganze aus dem Blick zu verlieren. Mit den Mitteln einer Ausstellung nutzt das Klimahaus zudem seinen Vorteil, nicht nur die Augen, sondern auch alle weiteren Sinne ansprechen zu können. Das „Klimahaus“ in Bremerhaven schließt die Lücke zwischen den abstrakten statistischen Daten und der sinnlich erleb- baren Wirklichkeit. Es ist als ein Lernort konzipiert; der mit seinen Ausstellungen und Erlebnismöglichkeiten zum besseren Verständnis von Wetterphänomenen und allgemein zur Klimabildung beitragen soll. Mit dem „Klimahaus“ wurde den wissenschaftlichen, kulturellen und touristischen Angeboten der „Havenwelten“ zwischen Wesermündung und Bremerhavener City ein weiterer attraktiver Standort hinzugefügt.

Das „Klimahaus“ als Ankerattraktion in der Bremerhavener Stadtentwicklung (Exkurs von Peter J. Brenner)

Das „Klimahaus“ wurde 2009 eröffnet. Es ist ein Gemeinschaftsvorhaben der Stadt Bremerhaven und der privaten „Klimahaus Bremerhaven GmbH“; sein Schirmherr ist Dr. Robert Habeck. Das „Klimahaus“ ist ein markantes Gebäude, das einen eigenen städtebaulichen Akzent setzt. Auf den ersten Blick ist sichtbar, dass die Architekten vor einer besonderen Herausforderung standen. Die äußere Form des Gebäudes folgt dem Entwurf des Bremer Architekten Thomas Klumpp, der eine einzigartige Formensprache entwickelt hat. Die Fassade besteht aus dreidimensionalen, verformten Flächen, die keinen bekannten geometrischen Formen folgen und mit aufwendiger Computertechnik berechnet werden mussten. Auch das Innere des Gebäudes folgt keinen architektonischen Traditionen. Klassische Elemente der Raumgestaltung werden aufgelöst, Treppen, Geschosse, Wände und Decken sind gegeneinander versetzt und ineinander verschachtelt, sodass ein unkonventionelles Raumkontinuum entsteht.



Abb. 1: Das „Klimahaus“ am Alten Hafen in Bremerhaven

Eine ganz andere Herausforderung stellt die Frage der Energieeffizienz bei einem solchen Gebäude dar. Ein „Klimahaus“ soll nicht nur für die Besucher ein attraktiver Lern- und Erlebnisort sein, sondern auch zeigen, wie klimaverträgliches Bauen möglich ist. Das „Klimahaus“ in Bremerhaven hat aufgrund seiner Ausstellungskonzeption, zu der auch Aquarien und Kältekammern gehören, einen hohen Energiebedarf, der auf möglichst klimafreundliche Weise gedeckt werden soll. Durch die Konzeption vieler technischer Detaillösungen wurde ein ganzheitliches Konzept der Energieeffizienz entwickelt. Der Energiebedarf wird durch die an die Gebäudearchitektur und die Nutzungspraxis angepassten Klimatisierungskonzepte möglichst gering gehalten; selbst die Körperwärme der Besucher ist in das Energiekonzept mit eingebunden. Die im „Klimahaus“ genutzte elektrische Energie stammt aus Ökostrom, weitere Energiequellen sind eine hauseigene Photovoltaik sowie ein Fernwärmeanschluss, der die bei der Stromproduktion im Bremerhavener Müllheizkraftwerk entstehende Wärme nutzt. Selbst die Betonpfähle, auf denen das Gebäude aufgestellt ist, sind als „Energiepfähle“ ausgelegt und dienen als Wärmetauscher der Energieversorgung.

Mit dieser ganzheitlichen Konzeption ist das „Klimahaus“ ist eine weltweit einzigartige Wissens- und Erlebniswelt zu den Themen Klima, Klimawandel und Wetter. Als Klimaerlebniswelt ist es globaler Vorreiter, mit 11 500 Quadratmetern Ausstellungsfläche und über 400 000 Besucherinnen und Besuchern pro Jahr.

Gefühltes Klima

Klima ist über dreißig Jahre gemitteltes Wetter. Auf diese statistische Weise definieren wir heutzutage das Klima: abstrakte Zahlenwerte für Niederschlag und Temperatur, die sich uns nur über Diagramme und Kurven erschließen. Doch das war nicht immer so. Laut Alexander von Humboldt, einem der „Väter“ der Klimawissenschaft, umfasst das Wort „Klima“

„in seinem allgemeinsten Sinne alle Veränderungen in der Atmosphäre, die unsere Organe merklich affizieren: die Temperatur, die Feuchtigkeit, die Veränderungen des barometrischen Druckes, den ruhigen Luftzustand oder die Wirkungen ungleichnamiger Winde, die Größe der elektrischen Spannung, die Reinheit der Atmosphäre oder die Vermengung mit mehr oder minder schädlichen gasförmigen Exhalationen, endlich den Grad habituel-
ler Durchsichtigkeit und Heiterkeit des Himmels“.¹

Hierbei wird ein Aspekt von Klima betont, der in der 30-Jahre-Mittel-Definition fast vollständig verloren geht: Klima hat viel mit unserer Sinneswahrnehmung zu tun. Zwar gibt es aus rein wissenschaftlicher Sicht einen klaren Unterschied zwischen dem direkt spürbaren Wetter und dem durchschnittlichen Klima – doch letztendlich läuft es darauf hinaus, dass sich das Klima in den Tropen eindeutig anders „anfühlt“ als an den Polen. Das „Klimahaus“-Erlebnis kehrt ein Stück weit zurück zu den humboldtschen Wurzeln der Klima-Definition: Die Ausstellung versucht nicht, Klima sichtbar, sondern spürbar zu machen.

Du wirst auf eine Reise gehen ...

Das „Klimahaus Bremerhaven 8° Ost“ ist eine weltweit einzigartige Wissens und Erlebniswelt zu den Themen Klima, Klimawandel und Wetter. Der größte Ausstellungsbereich ist die sogenannte „Reise“: Hier können die Besucherinnen und Besucher auf Weltreise gehen und die Klimazonen der Erde hautnah erleben. Dabei durchqueren sie neun Orte auf fünf verschiedenen Kontinenten.

¹ Alexander von Humboldt: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, Bd. 1, Stuttgart: Cotta o.J., S. 233.

Sie treffen dort auf Menschen, die aus ihrem Alltag erzählen und berichten, wie das vorherrschende Klima ihr Leben beeinflusst. Die Reise um die Welt von und nach Bremerhaven führt immer entlang des Längengrades 8° Ost 34'. Dieser ist als „roter Faden“ auf dem gesamten Weg durch die Ausstellung präsent.

Die einzelnen Reisesstationen sind real existierende Orte, die alle durch den 8. Längengrad verbunden sind: Von Bremerhaven führt der Weg über Isenthal in der Schweiz, Seneghe auf Sardinien, Kanak in Niger, Ikenge in Kamerun bis zur Neumayer-Station in der Antarktis und dann auf der anderen Seite der Erde zurück nach Norden über die Inseln Samoa im Südpazifik, St Lawrence Island vor Alaska und die Hallig Langeness in der Nordsee, bis man schließlich wieder in Bremerhaven landet. Unter diesen Orten findet sich keine Großstadt, im Gegenteil: Die meisten von ihnen liegen eher ländlich oder sogar extrem weit abgelegen, sind von einer traditionellen Lebensweise (und damit von ihrem regionalen Klima) geprägt und stehen damit keinesfalls repräsentativ für das ganze Land oder die komplette Klimazone.

Die Idee der „Weltreise“ erhebt keinen Anspruch auf ein ganzheitliches oder allgemeingültiges Bild der Erde. Stattdessen verfolgte das „Klimahaus“-Gestaltungs-Team einen viel persönlicheren Ansatz: Alle Reisesstationen wurden vor über 15 Jahren tatsächlich besucht und die dabei entstandenen Filme, Fotos, Tagebücher Anhang und Mitbringsel bilden das Rückgrat der Ausstellung – als eine Art persönlicher Reisebericht, der bei einem „Klimahaus“-Besuch immer wieder neu durchlebt werden kann.

Sensibilisieren – mit allen Sinnen

Die Luft ist warm und schwül und das Wasser schwappt träge in der Lagune, in der sich bunte Fische tummeln. Im dichten Blätterwerk zwitschern unbekannte Vögel und tropische Pflanzen verströmen ihren süßlichen Duft. Der Liegestuhl unter der Palme lädt zu einer Pause ein ... Willkommen auf Samoa – im „Klimahaus Bremerhaven“!

Um die Atmosphäre der einzelnen Reisesstationen möglichst authentisch darzustellen, variieren auf dem Weg durch das Klimahaus nicht nur die Kulissen mit ihren Geräuschen und Gerüchen, sondern auch Temperatur und Luftfeuchtigkeit. Schwitzen bei 35 Grad in der Wüste Nigers oder Gänsehaut bei 6 Grad unter Null in der Antarktis – die Reise kann mit allen Sinnen erlebt werden. Die „verschlungenen“ Wege durch das Haus tragen dazu bei, dass die Orientierung für die Welt außerhalb der Ausstellung verloren geht und man als Besucher oder Besucherin das Gefühl bekommt, tatsächlich selbst auf dieser Reise zu sein. Durch den multisensorischen Zugang erhöht sich ganz automatisch die Aufmerksamkeit für die Umgebung: Wonach riecht es auf Sardinien, wenn in

trockenen Sommern die Wälder brennen? Wie fühlt es sich an, einen Trinkwasserreimer aus den Tiefen eines Brunnens in der nigrischen Wüste zu hieven? Und welche Tiere rascheln im nächtlichen Regenwald Kameruns?

Die überwältigende Summe der Eindrücke und Wahrnehmungen soll nicht einfach nur beeindrucken, sondern führt auch zu einem intensiveren und nachhaltigeren Austausch mit den Inhalten der Ausstellung. Das Konzept der Klimazonen und ihrer Naturräume wird so ganz anders fassbar als über eine Abbildung im Geografiebuch. Auch weil die Reisestationen nicht nur leblose Kulissen, sondern tatsächlich bewohnt sind: Überall auf der Reise trifft man auf Tiere, die in den jeweiligen Klimazonen zu Hause sind. Der Artenreichtum unserer Erde – und dessen Bedrohung – zeigt sich in Sardinien vielfältiger Insektenwelt oder beim Abtauchen zu Samoas bunt schillernden Korallenriffen besonders eindrücklich.

Doch auch wenn das Stumpfkrokodil oder die kleinen Galagos im kamerunischen Regenwald ein echter Hingucker sind – besonders nachhaltig in Erinnerung bleiben vor allem die Menschen, die man auf der Reise trifft.

Das betretbare Tagebuch

Genau wie die einzelnen Reisestationen nicht fiktiv sind, sondern als echte Orte existieren, ist auch der omniprésente Autor und Erzähler des Klimahaus-Reiseberichts eine ganz reale Person: Axel Werner, der das Klimahaus-Gestaltungsteams bei seiner initialen Reise zu den Originalschauplätzen begleitet hat. Als Besucher oder Besucherin erlebt man die Reise auf Axels Spuren und durch Axels Augen, auf Schritt und Tritt begleitet von seinem Tagebuch, in dem er seine Eindrücke und Erlebnisse festgehalten und liebevoll illustriert hat. Es sind diese persönlichen Geschichten, die aus den Buchseiten schlüpfen und in der Ausstellung lebendig werden. Doch noch wichtiger als der treue Reisebegleiter sind die Leute, denen man unterwegs begegnet: Menschen, die in den jeweiligen Reisestationen zu Hause sind und nicht nur über Fotos Einblicke in ihr Leben gewähren, sondern per Video- und Audioaufzeichnungen auch ganz unmittelbar aus ihrem Alltag berichten. Was machen Jutta und die anderen Halligbewohner und bewohnerinnen, wenn Langeneß bei Sturmflut unter Wasser steht? Und wie hat die Familie Toloa auf Samoa den letzten tropischen Wirbelsturm erlebt? So können den weit entfernten Orten konkrete Gesichter und persönliche Schicksale zugeordnet werden. Und so unterschiedlich das Leben in den verschiedenen Reisestationen auf den ersten Blick auch scheint, umso deutlicher treten im Verlauf der Reise die Gemeinsamkeiten hervor.



Abb. 2: Tagebuch „Alaska“ im „Klimahaus“

Eine Welt im Wandel

Die „Klimahaus-Reise“ will in erster Linie zeigen, wie vielfältig und schön unser Planet ist und wie im Ökosystem Erde alles miteinander zusammenhängt. Allerdings stößt man auf dem Weg durch die Ausstellung auch immer wieder auf Stolpersteine: schmelzende Alpengletscher, steigender Meeresspiegel, Korallenbleiche im Südpazifik ...

Begegnungen auf der „Klimahaus“-Reise

Auf jeder Reisestation sind die Folgen des menschengemachten Klimawandels bereits heute spürbar. Überall stellen sich die Menschen ähnliche Fragen zu ihrer Klimazukunft, ob in Hinblick auf die Trinkwasserversorgung, auf die Ernährungssicherheit oder extreme Wetterereignisse. Auf den Halligen sowie den südpazifischen Archipelen geht es dabei um nicht weniger als die persönliche Lebensgrundlage – und das im ganz wortwörtlichen Sinn. Bei der Darstellung heutiger und zukünftiger Klimawandelfolgen orientiert sich das Klimahaus streng an den Erkenntnissen der Klimawissenschaft. Doch die „typischen“ Abbildungen von Klimawandel und Klimazukunft, die uns wissenschaftliche Studien liefern, lassen sich oft nur schwer auf das eigene Leben übertragen. Weder



Abb. 3a



Abb. 3b



Abb.3c

in einer ansteigenden Kurve noch in einer rot eingefärbten Karte werden unser persönlicher Bezug zum Klimawandel und die menschliche Dimension seiner Auswirkungen deutlich.

Dieser konkreten, lokalen und emotionalen Betroffenheit nähert sich der Ausstellungsteil „Perspektiven“ an. Hier kommen Stimmen aus einem möglichen Zukunftsszenario zu Wort und schildern das Leben in den „Klimahaus“-Reise-stationen im Jahr 2050. Darunter ist beispielsweise auch die Stimme einer Nach-fahrin der Familie Toloa zu hören. Sie erzählt ihrem Baby die Geschichte ihrer Heimat, der Südseeinsel Tokelau, und wie diese durch zunehmende Sturmfluten und Trinkwassermangel nach und nach unbewohnbar geworden ist. Ein Nach-teil der Darstellung solcher konkreten Zukunftsbilder ist der Eindruck, der Weg in die Zukunft verlaufe – nachdem die Weichen einmal gestellt sind – in festen Schienen und das Ziel sei dadurch unausweichlich. Die Klimahaus-Ausstellung selbst greift diese Vorstellung auf, indem sie den Übergang von der Gegenwart in die Zukunft durch einen Straßenbahn-Waggon symbolisiert.

Und auch die Grafiken des Weltklimarats und andere wissenschaftliche Vi-sualisierungen von Zukunftsmodellen vermitteln diesen Eindruck des „Entwer-der-Oder“: Weiter-wie-bisher oder Klimaschutz, Dystopie oder Utopie – ein Abweichen vom einmal eingeschlagenen Pfad auf halber Strecke ist in der kon-ventionellen Art der Veranschaulichung von Klimazukunft selten vorgesehen. Dass die Streckenführung in der Realität ausschließlich aus Weichen besteht und es an jedem Punkt auf politische Entscheidungen, gesellschaftliches Um-denken und individuelles Handeln ankommt – diese Realität der multiplen Kli-ma-Zukünfte ist viel schwieriger abzubilden und erfordert ganz neue Bilder und

Wege der Klimakommunikation. Auch daran arbeitet das Klimahaus, das sich genau wie die Welt vor der Haustür ständig verändert: Neue Ausstellungskonzepte sind in Planung, auch weil sich die öffentliche Wahrnehmung der Thematik seit der Eröffnung des „Klimahauses“ maßgeblich verschoben hat.



Abb. 4: Installation im „Klimahaus“

Viele Besucherinnen und Besucher sind sich heute viel stärker der gesellschaftlichen Dimension bewusst und fragen nach der eigenen Rolle und Selbstwirksamkeit. Die direkte Interaktion mit den Menschen vor Ort und die Reaktion auf ihre Vorstellungen und Zukunftsträume ist eine weitere Stärke von Ausstellungen als Medium der wechselseitigen Klimakommunikation.

Am Ende der „Klimahaus“-Reise landet man wieder in Bremerhaven, mit jeder Menge Sinneseindrücken im Gepäck und einem Gespür dafür, dass die vielen unterschiedlichen Orte und Lebensräume auf der Welt wie durch eine unsichtbare Linie miteinander verbunden sind. Was auf der einen Seite des Globus passiert, wirkt sich auch auf der anderen Seite aus. Daraus entsteht ganz automatisch ein Gefühl von Verantwortung. Das „Klimahaus“ hat also seine

ganz eigene Art, von Klima und Klimawandel zu erzählen. Wie in einem guten Buch bleiben die liebevoll ausgestalteten Schauplätze nicht menschenleer, sondern werden von Protagonistinnen und Protagonisten bevölkert. Durch Empathie werden komplexe globale Zusammenhänge und der „Eine-Welt-Gedanke“ greifbarer.

Als Vermittlerin zwischen Wissenschaft, Gesellschaft, Politik, Schule und Tourismus/Wirtschaft spricht die „Klimahaus“-Ausstellung die unterschiedlichsten Zielgruppen an – und die menschlichen Eigenschaften, die wir alle gemeinsam haben, wie Neugier, Entdeckergeist, Spieltrieb und den Spaß daran, unsere eigene Klimazukunft mitzugestalten.

Der Text Annika Briebers wurde mit freundlicher Genehmigung des Verlags übernommen aus dem Band „Erzähler des Klimawandels“, hg. v. Fritz Heidorn und Kim Stanley Robinson, Hirnkost Verlag 2022.

Quellen der Abbildungen:

Abb. 1: © Jan Rathke/Klimahaus Bremerhaven

Abb. 2: © Klimahaus Bremerhaven

Abb. 3 a-c: © Manolo Ty

Abb. 4: © Klimahaus Bremerhaven

Der Atelierbesuch der Humboldt-Gesellschaft am 6. Oktober 2024 bei Prof. Hanspeter Münch in Ettlingen

VON HANSPETER MÜNCH

Liebe Mitglieder der Humboldtgesellschaft,

zum Abschluss unserer 116. Tagung in Rastatt – „Freiheitsbewegung in Deutschland“ – fügte es sich sehr passend, die Teilnehmer in mein Atelier im nahe gelegenen Ettlingen einzuladen.

Unsere 45 Personen zählende Gruppe wurde in zwei Führungen aufgeteilt, so dass sich auch Möglichkeiten zu Diskussionen ergeben konnten.

Ich habe einen historischen Entwicklungsgang anhand meiner Werkentwicklung an einigen meiner originalen Leinwandarbeiten aufgezeigt.

Beginnend mit einer abstrakten Arbeit aus den 70er Jahren, die noch im Dialog mit der Natur entstand (Naturform → Kunstform), und in jenem Prozess ihre Bildform fand, habe ich unseren interessierten Teilnehmern den Weg einer zunehmenden Autonomie der künstlerischen Mittel aufgezeigt.

Mit dem Abschluss des 20. Jahrhunderts – auch beeinflusst durch Figuren wie Joseph Beuys als auch der amerikanischen Malerei von Jackson Pollock bis Marc Rothko – hat sich ein Ende des sogenannten „Tafelbildes“ im Sinne eines traditionellen „Flächenbildes“ mit abstrahierten Flächenformen ergeben. Durch Übersetzungen von Naturformen in das gegenstandslose Bild entstand das „Bild als Objekt“.

Vor allem Pablo Picasso und Georges Braque haben, angeregt durch Paul Cézanne, ein kubistisches Formvokabular entwickelt, welches Fläche und Raum in nahezu unerschöpflichen Einfällen realisiert.

Die Entwicklung einer neuen, freien, gegenstandslosen Bildauffassung in Folge konnte ich anhand eigener „Farbraumbilder“ deutlich machen: Das Bild als Objekt.

Nicht mehr nur modellierende Hell/Dunkelwerte, vor allem die Kalt/Warmwerte der Farbe führten zu einer neuen Auffassung der Plastizität im Werk.

So fand ich ebenfalls im Studium Cézannes eine Möglichkeit, das Bildobjekt um Volumen oder Modulation, wie Cézanne es nannte, weiterzuentwickeln. Diese war im 20. Jahrhundert vernachlässigt, obwohl schon bei den Alten Meistern in Renaissance und Barock bewundernswert vorgetragen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass man diese schöpferischen Prozesse anschaulich erfahren muss, und ich hoffe, dass die Schritte anhand meiner Werkbeispiele und Ausführungen deutlich geworden sind. Den Beifall nahm ich als Bestätigung für die Präsentationsrunde und verabschiedete die Gruppen.



© *Friederike Pasquay-Münch, 2024*



© *Friederike Pasquay-Münch, 2024*

Ich darf zum vertiefenden Eindruck in die Materie auf drei Ausstellungen im Jahr 2025 hinweisen:

- Schloss Museum Ettlingen (23.02. bis 27.04.2025)
- Museum Langenargen, Bodensee (30.03. bis 02.11.2025)
- Forum Würth Rorschach (CH) (03.07.2025 bis 28.06.2026)

Infos auf www.hanspeter-muench-malerei.com

Prof. Hanspeter Münch
Ettlingen, im Dezember 2024

Santa Teresa-Kirche in Heidelberg-Ziegelhausen

Die künstlerische Gestaltung des Kircheninneren durch HP Münch

VON IRMTRAUD BAST-VON HUMBOLDT-DACHROEDEN

Zusammenfassung

Die Santa Teresa-Kirche in Heidelberg-Ziegelhausen, gewidmet einer Mystikerin und kirchlichen Lehrmeisterin aus dem 16. Jahrhundert, wurde in der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts erbaut und geweiht. Die Gestaltung der Kirche zeichnet sich durch eine einzigartige Integration von moderner Architektur und zeitgenössischer Kunst aus, sowohl Bildhauerkunst wie Malerei. Gegenstandslose Kunst transportiert spirituelle und liturgische Botschaften. Der Betrachter nimmt eine aktive Rolle in der Wahrnehmung ein.

Abstract

The Santa Teresa Church in Heidelberg-Ziegelhausen, dedicated to a mystic and ecclesiastical teacher from the 16th century, was built and consecrated in the last decade of the 20th century. The design of the church is characterized by a unique integration of modern architecture and contemporary art, both sculpture and painting. Non-objective art conveys spiritual and liturgical messages. The viewer takes an active role in the perception.

Vorbemerkung

Nach der 112. Tagung in Heidelberg habe ich erfahren, dass unser Mitglied Prof. Hanspeter Münch aus Ettlingen an der künstlerischen Ausgestaltung der St. Teresa Kirche im Heidelberger Stadtteil Ziegelhausen gearbeitet hat. Nach einem Besuch der Kirche im Frühjahr 2024 und in Gesprächen mit Hanspeter Münch reifte bei mir die Idee, die Kirche und die gestalterischen Elemente im Innern in einem Aufsatz zu beschreiben unter dem Aspekt „Interpretation christlicher Botschaften in der zeitgenössischen Kunst“. Besonders informativ empfand ich Hanspeter Münchs Erklärungen seiner Werke vor Ort Anfang Dezember 2024 und den Austausch mit ihm darüber. Für mich interessant war dabei, auch zu erfahren, was dieser umfangreiche und mehrfach erweiterte Auftrag der Kirchengemeinde zur künstlerischen Ausgestaltung ihrer Kirche beim Künstler selbst bewirkt hat.

Schließlich ergab sich durch ein in der Kirche auf einem großen Transparent präsentiertes Zitat von Albert Schweitzer aus dem Jahr 1865 auch ein Bezug zu unserer 116. Tagung im Oktober 2024 und indirekt zu Hanspeter Münch, der in seiner Familie auch elsässische Wurzeln hat. Mit dem Schweitzer-Zitat haben wir die 116. Tagung in Rastatt, Straßburg und Ettlingen, in der viel von der gemeinsamen deutsch-elsässischen Geschichte die Rede war, im Innenhof vor dem Atelier von Prof. Hanspeter Münch abgeschlossen.

Ein Besuch dieser Kirche lohnt in jedem Fall und sollte nicht vergessen werden, wenn Sie in die Nähe von Heidelberg kommen.

Ziegelhausen liegt östlich von Heidelberg auf der gegenüberliegenden Neckarseite. Der Ort darf sich Luftkurort nennen. Von Heidelberg kommend fährt man auf der nördlichen Uferstraße des Neckars vorbei am Fuß des Benediktinerklosters Stift Neuburg und an einem Villenhang, dem Büchsenackerhang, als beliebtes Professorenviertel, entstanden in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, bevor man die Einfahrt in Richtung Ortszentrum erreicht. Der Ort zieht sich zunächst sanft, dann steiler den Berg hinauf. Am „Köpfel“ finden wir das kirchliche Gemeindezentrum, zu dem auch die 1995–1997 neu errichtete katholische Kirche Santa Teresa gehört. Der Neubau der Kirche war seit 1963 von den Ziegelhäuser Bürgern gewünscht. Nachdem 1970 ein geeignetes Grundstück im Bereich der „Mittleren Steinbach“ gefunden war, bildete sich das Konzept heraus, ein Kirchenzentrum mit Kirche, Pfarrhaus, Gemeinde- und Jugendzentrum in mehreren Bauabschnitten zu bauen. Begonnen wurde bereits in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts mit dem Gemeindezentrum. In direkter Nachbarschaft wurde auch ein evangelisches Gemeindezentrum realisiert. 1989 erhielt das Erzbischöfliche Bauamt Heidelberg den Planungsauftrag zum Kirchenneubau. Nach umfangreichen Vorarbeiten wurde der Bau in gestalterischer Einheit mit dem bereits bestehenden Gemeindezentrum in den Jahren 1995–1997 errichtet. Die Kirche wurde im Dezember 1997 vom Erzbischof der Erzdiözese Freiburg Oskar Saier geweiht. Sie wird heute oft die „schönste neue Kirche des Erzbistums Freiburg“ genannt.

Architektur

Die Kirche liegt an einem Steilhang, dafür musste ein Plateau terrassiert und mit Stützmauern abgesichert werden. Man erreicht die Kirche über eine großzügige Treppenanlage mit 40 Stufen oder seitlich über eine schmale, steile Fahrstraße. Der Besucher nähert sich einer Basilika scheinbar in der Form eines Oktogons mit einem turmartig erhöhten Mittelteil mit „laternenartigem Aufsatz“, in dem sich der Glockenstuhl befindet. So wird der Glockenturm zum Teil des Kircheninneren. Wir erleben eine Kirche am Berg – ein Motiv, das in der Bibel häufiger

vorkommt. Vom Vorplatz aus betritt man die Kirche über die „Paradiespforte“.

Im Innern der Kirche angekommen, sieht man, dass das Oktogon unvollendet ist, auf der Westseite abgeschnitten. Die Decke des Zentralraums gibt den Anschein eines Zeltdaches, eingehängt am mächtigen Turm über dem Altarraum. Der offene Glockenturm spendet natürliche Beleuchtung. Ein umlaufendes Fensterband als Oberlicht an den Seitenwänden folgt dem Belichtungsschema einer klassischen Basilika, wo auf eine natürliche Beleuchtung Wert gelegt wird. So entsteht ein lichtdurchfluteter Kirchenraum. Helle natürliche Farben an Boden, Wänden, Sitzbänken und der Altar in der Mitte der Kirche integrieren sich in diese Lichtkonzeption. Die Architektur folgt der Zentralbautradition der römisch-katholischen Kirche, wie man sie zum Beispiel in der Kirche Santa Constanza in Rom oder in der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen findet.¹ Der Altar wie auch der Ambo, das Kreuz, aus dem Fels herauswachsend, und der Tabernakel sind aus Kalkstein gehauen, gebrochen in der Nähe von Hebron/Israel. Sie bilden die liturgische Mitte des Kirchenraumes. Alle Elemente wurden vom Bildhauer Bernd Stöcker geschaffen.

Die Kirchengemeinde hat in mehreren Planentwürfen besonderen Wert auf die künstlerische Gestaltung des Kircheninneren gelegt und dafür eine hohe Summe durch Spenden aufgebracht. Architekten und Künstler haben zusammengearbeitet.² So entstand ein Gesamtkunstwerk, zu dem unser Mitglied Prof. Hanspeter Münch die Kunstverglasung des 70 Meter langen umlaufenden Fensterbandes, zwei Altarbilder, die Fenster des Innenraums, darunter die Fenster der „vier Teresen“, und die Paradiespforte beigetragen hat.

Widmung der Kirche

Die Kirche ist der Heiligen Teresa von Ávila gewidmet.

Ávila liegt auf der zentralspanischen Hochebene zwischen Madrid und Salamanca. Die mittelalterliche Stadt ist mit ihrer hohen Stadtmauer noch vollständig erhalten. Teresa, ein Kind einer reichen kastilischen Adelsfamilie, die für einen Abschnitt der Stadtmauer verantwortlich war, lebte in Ávila von 1515 bis 1582. Sie ist Schutzpatronin Spaniens und Nationalheilige.

Als Zwanzigjährige trat Teresa in den Karmel (Orden der Karmeliten) von der Menschwerdung in Ávila ein. Krankheiten und spirituelle Erfahrungen lie-

¹ Werner Wolf-Holzäpfel, Der Entwurf der St. Teresa Kirche, in: St. Teresa Kirche und Pfarrzentrum Heidelberg-Ziegelhausen. Festschrift aus Anlass der Weihe am 1. Dezember 1997, hg. v. d. Katholischen Pfarrgemeinde St. Laurentius Heidelberg-Ziegelhausen, S. 16; vgl. auch Werner Wolf-Holzäpfel, Pfarrkirche St. Teresa Heidelberg-Ziegelhausen, Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink, 2. Aufl. 2017.

² Wolf-Holzäpfel, Der Entwurf der St. Teresa Kirche, a.a.O., S. 19.

ßen sie den Wunsch nach einem konsequent gelebten Glauben entwickeln. Mit der Unterstützung des Bischofs von Ávila gelingt es Teresa, eine Erlaubnis von Papst Pius IV. zu erhalten und zwei Jahre später, im Jahr 1562, ihr erstes Kloster außerhalb der Stadt zu gründen. Darin sollen wieder die ursprünglichen Ordensregeln der Loslösung von der Welt, des Bußgebets sowie der Armut im Sinne des heiligen Albert von Jerusalem befolgt werden. Bis zu ihrem Tod 1582 gelangen ihr 16 weitere Klostergründungen in Spanien.

Teresa verfasste zwei Bücher, darunter das Buch „Die innere Burg“, in dem sie ihren Weg nach innen, zu der „inneren Burg“ beschreibt. Teresa war Mystikerin und die erste Frau in der Geschichte, die zur Kirchenlehrerin erhoben wurde. Ihr bewegtes Leben ist geprägt von Engagement, tiefer Gottesliebe aber auch innerer Zerrissenheit, immer wieder überwunden durch ihren Glauben, ihre innere Burg. 1970 wurde sie heiliggesprochen. Auch die anglikanische und evangelische Kirche haben Teresa Gedenktage gewidmet.

Terasas Überzeugung und Glaubensregel finden wir in einem ihrer Gebete:

„Nichts soll dich ängstigen, nichts dich erschrecken. Alles geht vorüber. Gott allein bleibt derselbe. Alles erreicht der Geduldige, und wer Gott hat, der hat alles. Gott allein genügt.“

Dieses Bekenntnis hilft, die Widmung der Ziegelhäuser Gemeindekirche an eine spanische Heilige zu verstehen, die in Deutschland weit weniger rezipiert wurde. Sicher ist dabei auch wichtig, dass eine Frau als Patronin gewählt wurde, während sonst Kirchen überwiegend männlichen Heiligen geweiht sind. Teresas Gelehrtheit wurde als passend zur Universitätsstadt Heidelberg empfunden. Als Reformerin des Ordens der Karmelitinnen und als Mystikerin, die 1970 zur Kirchenlehrerin erhoben worden war, wurde sie als aktuell und passend ins 20. Jahrhundert verstanden.³

Das Kirchenzentrum am Köpfel mit der Anlage als Bergkirche und die Widmung an Teresa von Ávila leiten den Blick auf den Karmel, den Berg bei Haifa, der im Hohenlied des Alten Gottesvolkes um seiner Schönheit und Pracht willen gepriesen wird. Es ist der Ort des Propheten Eliah, mit dem der Karmeliterorden direkt in Verbindung gebracht wird. Daher der Kalkstein aus Hebron für den Altarstein und die Motive aus dem Lied der Könige des Propheten Eliah im Farbfensterfries der Kirche.⁴ Am Berg Karmel lässt sich ein sehr frühes Siedlungsgebiet nachweisen; die Ebene am Fuße des Berges war fruchtbar und hatte üppige Vegetation.

3 Paul Rudigier, Warum eine Teresa-Kirche?, in: St. Teresa Kirche und Pfarrzentrum Heidelberg-Ziegelhausen, a.a.O., S. 14.

4 Paul Rudigier, Marmor aus Israel. Theologische Gedanken zur neuen Kirche, in: St. Teresa Kirche und Pfarrzentrum Heidelberg-Ziegelhausen, a.a.O., S. 56f.

Die Kirchengemeinde hat ihre Widmung erweitert auf drei weitere weibliche Ordensfrauen in der Nachfolge von Teresa von Ávila, alle mit dem Vornamen Teresa: Thérèse von Lisieux (1873–1897), Teresia Benedicta vom Kreuz – die vom Judentum zum Christentum konvertierte Gelehrte Edith Stein (1891–1942, ermordet im KZ Auschwitz) – und Mutter Teresa aus Kalkutta (1910–1997). Thérèse von Lisieux und Edith Stein gehörten beide ebenfalls dem Karmeliterorden an.

Thérèse von Lisieux, genannt die „Kleine Thérèse vom Kinde Jesu“ war in Ziegelhausen in der älteren Generation besser bekannt als Teresa von Ávila, denn in der Nähsschule des Ortsteils Peterstal stand um 1930 ihre Skulptur, sodass sie damals von vielen jungen Mädchen wahrgenommen wurde. Sie erreichte als 15jährige die Aufnahme in den Karmeliterorden. Auch sie hat Schriften hinterlassen, wurde 1927 seliggesprochen und 100 Jahre nach ihrem Tod im Jahr 1997 von Papst Johannes Paul II. als Kirchenlehrerin anerkannt.

Edith Stein wuchs in einer jüdischen Familie auf. Nach eigenen Aussagen war sie bis zu ihrem 21. Lebensjahr Atheistin, weil sie nicht an das Dasein Gottes glauben konnte. Sie studierte Philosophie, entwickelte ein starkes soziales Verantwortungsbewusstsein und kämpfte für die Gleichberechtigung der Frau. Ihr philosophischer Lehrer war Edmund Husserl in Freiburg, der sie ermunterte, jede Wirklichkeit ernst zu nehmen; so stieß sie auf das Religiöse. 1921 beschäftigte sie sich mit Teresa von Ávila und erkannte in Teresas Büchern die Wahrheit. Sie ließ sich 1922 taufen und tauschte ihr Philosophiestudium gegen das Lehrerinnenseminar der Dominikanerinnen in Speyer. Sie hielt Vorträge und verstand wissenschaftliche Arbeit als Gottesdienst. Zu den Patres von Stift Neuburg bei Ziegelhausen pflegte sie Kontakte. Mit ihrem Eintritt in den Kölner Orden der unbeschuheten Karmelittinnen erhält sie den Ordensnamen Teresia Benedicta vom Kreuz.

Sie spricht „von der Ruhe des Menschen, der an seinem Ziel angekommen ist“. Die Übersiedlung ins Karmelittinnen-Kloster Echt in Holland Ende des Jahres 1938 zusammen mit ihrer ebenfalls konvertierten Schwester Rosa bewahrte sie nicht vor der Deportation nach Auschwitz, wo sie am 9. August 1942 ermordet wurde. Ihre Habilitationsschrift „Endliches und ewiges Sein“ wurde 1950 posthum veröffentlicht. Johannes Paul II. sprach sie am 1. Mai 1987 selig und am 11. Oktober 1998 in Rom heilig. 1999 wurde sie zusammen mit der heiligen Katharina von Siena zur Patronin Europas erklärt. Ihr Todestag gilt in der katholischen und evangelischen Kirche als Gedenktag.

Zeitzeugen aus dem Jahr der Kirchenweihe 1997 berichteten Pater Benedikt Pahl⁵, dass Edith Stein 1929/30 als Lehrerin mit ihrer Schulklasse aus Speyer

⁵ Pater Dr. Benedikt Pahl OSB ist Konventualprior (Leiter) des Benediktinerklosters Stift Neuburg.

das Stift Neuburg besucht hat. Sie hatte also mehrfach Berührungspunkte zur unmittelbaren Nachbarschaft Ziegelhausens.

Mutter Teresa von Kalkutta verließ 1946 das Kloster der pädagogisch nach den Lehren der Jesuiten tätigen Loreto-Kongregation, um bei den Ärmsten zu sein und ihnen zu helfen. Papst Pius XII akzeptierte ihr Vorhaben, in Kalkutta zu wirken. Sie tauschte ihre Ordenstracht gegen einen weißen Sari mit blauer Borte, machte Kurse in Hygiene und Krankenpflege und fing in einer Hütte in den Slums von Kalkutta an, Kindern das Alphabet beizubringen. Ihr Lebensinhalt war die Nächstenliebe. Viele junge Frauen schlossen sich ihr bald an und unterstützten ihre Arbeit.

1950 gründete sie den Orden „Missionarinnen der (Nächsten-)Liebe“, dessen Ordensleitung sie bis zu ihrem Tod 1997 innehatte. Im Jahr ihres Todes umfasste ihr Werk 80 000 Mitarbeiter, die auf der ganzen Welt versuchen, wie Mutter Teresa zu leben und zu handeln.

Die Kirchengemeinde Ziegelhausen hat durch die Integration von drei weiteren Ordensfrauen namens Teresa in das religiöse Verständnis und Bildprogramm der Kirche die Widmung im zeitlichen und räumlichen Sinn universaler ausgelegt. Die kurzen Biographien der „Teresen“ sind hier aufgeführt, im Vorgriff auf die noch vorzustellende künstlerische Darstellung in den vier Fenstern im Kircheninneren.

Künstlerische Gestaltung des Innenraums durch den Künstler HP Münch

Das umlaufende Fensterband

Das als integraler Bestandteil der basilikalen Architektur bereits erwähnte 70 Meter lange und 80 cm hohe, umlaufende farbige Fensterband war nicht das erste von Hanspeter Münch gefertigte Kunstobjekt in der Kirche, vielmehr wurde die Gestaltung als Farbfensterfries nach der Übergabe der beiden Altarbilder von der Kirchengemeinde beim Künstler nachgeordert. Es sollte ein Lichtband werden, ohne Blendeffekte nach innen, wie sie durch Klarglas hätten entstehen können. Es sollte die Vorstellung des Karmels, ausgehend von den Büchern des Propheten Eliah aufgreifen, so die Vereinbarung mit dem Pfarrer der Kirchengemeinde Paul Rudigier.

Im Rückgriff auf das Bild der Bergkirche, beschrieben im Alten Testament im Buch der Könige stellt der umlaufende Fensterfries Szenen und Landschaften aus der Eliah-Geschichte dar – das Tote Meer, die Wüste, den Regen, die Dürre, das Feuer, das Beben, die Begegnung am Dornbusch, die verhüllende Lichtwolke, die Gotteserscheinung. Die Szenen hat Hanspeter Münch allerdings in die spanische Landschaft bei Ávila gestellt.⁶

⁶ Rudigier, Marmor aus Israel, a.a.O., S. 57



Abb. 1: Umlaufender Fensterfries

Hanspeter Münch reiste im Frühsommer 1996 nach Ávila, um sich vor Ort ein Bild von der kastilischen Landschaft zu machen und um sein Inneres für das Verstehen für Teresa von Ávila und ihre Gottesauffassung vorzubereiten. In einer Zelle des Klosters der Karmelitinnen ließ er die Klosteratmosphäre, die Stadtmauern als Burg, die Farben der Landschaft und das Licht auf sich wirken, um seinen Verstehensprozess und den Prozess der künstlerischen Auseinandersetzung und Kreation anzustoßen.

Farblich ist der Fries in den natürlichen Farben der kastilischen Landschaft gehalten; vor allem das Gelb-Ocker des spanischen Landes, ergänzt um Rot und das Chartres-Blau stechen hervor, während Grün fast völlig fehlt. Mit herkömmlichen Gläsern ließ sich das Lichtband nicht herstellen. So fand Hanspeter Münch einen Ansatz mit Glasbläsern der Glashütte Lamberts in Waldsassen, die Glastafeln nach seinen Vorgaben herstellten und ihm die Bearbeitung der Gläser im rohen Zustand ermöglichten. Nur so war es möglich, in die Gläser Gravuren einzubringen, sie zu strukturieren, z.B. um eine Stadtansiedlung im Hintergrund darzustellen oder um den Gläsern Kontur zu geben. Durch Zuschnitt der Tafeln und Zusammensetzung wie bei Bleiglasfenstern konnte ein grafisches Netzwerk über die Gesamtheit der Gläser erreicht werden. Farbliche Nachbearbeitungen wie die Übermalung mit Sepiabraun fanden nur statt, um atmosphärische, räumliche, tageszeitliche oder Stimmungen vermittelnde Eindrücke zu

erzielen – Fels, Blitz, Wolke, Licht, Tal und Berg, Wind, Morgen und Abend, Stille und Beben. Die Gestaltung der Fenster lässt Hanspeter Münchs Prozess der Umsetzung seiner inneren Bilder aus Ávila nachvollziehen.

Das Altarbild

Beim Betreten der Kirche fällt der Blick direkt auf das große Altarbild, das durch seine Positionierung zum zentralen liturgischen Bestandteil wird. Es misst eine Größe von 9 mal 7 Metern und ist aus 12 Holzplatten zusammengesetzt. Trotzdem sind die farblichen Übergänge über die Fugen durchgängig gelungen. Es besteht aus vielen farbigen Lasurschichten in freier Farbkomposition übereinander; so erzielt es sowohl Leuchtkraft wie Transparenz und weckt Assoziationen an die Erde, den Himmel und die Wolken und damit an die Verbindung von Himmel und Erde. In dem abstrakten Bild besiegt ein kosmisches Licht die unendliche Dunkelheit des Alls. Das Bild stellt als Farbraummalerei eine Weiterentwicklung der historischen Tafelmalerei dar.

Hanspeter Münch beschreibt in seinem Beitrag zur Festschrift⁷ wiederum den künstlerischen Schaffensprozess, der aus der Konzentration und Distanzierung auf all jene Bilder aus der Tiefe seiner Seele, eingeprägt während seiner Reise nach Ávila im Frühsommer 1996, entstanden ist. Wiederum ist es die Landschaft und das Licht, „zuweilen glasklar und hart, Konturen schaffend, dann wieder diffus, nuancenreich flimmernd, vermischend mystisch“, wie er es beschreibt. Das Gefühl von Sicherheit auf der Burg, dem Kosmos nahe, erzeugte ein Bild der Offenbarung, der Auferstehung und der Verklärung der Seele.

Die Farbgestaltung spiegelt das Mystische. In dezenten Pastellfarben gehalten, nach oben heller werdend drückt das Bild eine Sublimation aus. Viele Eindrücke fanden Eingang in den Bildprozess – erdhafte mit landschaftlichen Anklängen, die Tageszeiten, aufsteigende Lichtbewegungen, kosmisches, kometenhaftes, unterschiedliche Farbbewegungen. Ein kleines Dreieck oben links, kaum erkennbar, symbolisiert die Gegenwart Gottes. Auf diesen Punkt ist die Lichtbewegung ausgerichtet. Für Hanspeter Münch drückt das Bild die Auferstehung und damit eine zentrale Lehre des christlichen Glaubens aus. Von kirchlicher Seite wird dagegen stärker die Verklärung hervorgehoben, im Sinne der Verklärung Jesu am Altar, seine göttliche Natur,⁸ eine Vorschau auf die Auferstehung und endgültige Herrlichkeit, die im Himmel sichtbar wird. Spirituell ist dies ein abstraktes Bild der Verwandlung des Menschen durch Gottes Gnade und der Teilnahme an der göttlichen Herrlichkeit.

⁷ Münch, Geist und Farbe. Die künstlerische Gestaltung der Bilder und Fenster, in: St. Teresa Kirche und Pfarrzentrum Heidelberg-Ziegelhausen, a.a.O., S. 58f.

⁸ Rudigier, Marmor aus Israel, a.a.O., S. 57

Gerade die biblische, theologische und spirituelle Dimension fordert vom Betrachter, sich das Bild in seiner Farbgebung und Bewegung selbst zu erschließen, er muss seinen eigenen schöpferischen Prozess anstoßen.



Abb. 2: Altarbild

Das Taufbild

Parallel zum Altarbild entstand das etwas kleinere Taufbild über dem Taufstein in der Katharinenkapelle. Die Farbgestaltung erscheint auf den ersten Blick komplementär zum Altarbild.



Abb. 3: Taufbild

Ein starker heller Lichteinfall, gestaltet mit hellen, positiven Farben, von oben nach unten symbolisiert wiederum die Verbindung zwischen Himmel und Erde. Im unteren Bildteil, gestaltet mit den eher schweren Farben, vor allem dem Blau für das Wasser, zeigt sich das Terrestrische. In der Bildmitte ist eine quergelagerte, ovale Form angedeutet, die eine Lichtwolke zeichnet, aber auch einen Fisch oder eine Hostie darstellen könnte, beides wiederum Symbole für Christus und die Wandlung. Diese Form in der Bildmitte ist der Angelpunkt des Bildes, es symbolisiert den Geist und das Medium für Kräfte von oben nach unten und umgekehrt. Es ist eine Übersetzung des Mysteriums der Taufe – die Verwandlung unseres Leibes in den Geistkörper durch Einwirkung göttlicher Energien. Hanspeter Münch beschreibt das Bild mit folgenden Worten: „Am unteren Bildrand beginnt die Tafel mit Erscheinungsformen von Wasser zwischen den Bergen. Ein überirdischer Lichteinfall von oben trifft auf eine quergelagerte Farbform in der Bildmitte. Sie symbolisiert die Offenheit, die Durchlässigkeiten für Einflüsse, die Verwandlungen wie die Taufe, jeweils von oben nach unten und umgekehrt.“⁹

Die vier Teresenfenster im Innenraum zwischen Kirchenraum und Werktagskapelle

Die Wand mit den Glasfenstern an der Westseite neben dem Altarraum auf halber Tiefe trennt den Kirchenraum von der Werktagskapelle; auf der linken Seite des Altarraums steht auf gleicher Position die Orgel. Es entsteht dadurch ein einrahmender Effekt des Altarraums und die Fensterwand kommt nahe zu den Gläubigen in den Sitzreihen. Ihr kommt daher ebenfalls eine besondere Funktion der Vermittlung der Botschaften zu.

Die Glasfenster im Innern der Kirche sind Darstellungen der vier Frauen mit Namen Teresa. Sie beschäftigen sich somit mit der Widmung der Kirche. Im Gegensatz zu den Gläsern des Lichtbandes, die durch die Glashütte eine Grundfarbigkeit besaßen, ging der Künstler bei den Teresenfenstern von transparenten, farblosen Gläsern aus. Auch hier kommt die Technik der bleigefassten Glasfenster zum Einsatz und die Darstellungen der heiligen Frauen entsteht durch Zusammensetzung einzelner Scheiben. Hanspeter Münch spricht davon, dass eine „Gestaltungseinheit durch Übereinstimmung von Thema, Zeichnung und Bleistegen“ zu finden war. Erst danach erfolgte die Bemalung in drei Schichten und jeweils drei Bränden.

Das Fenster der Teresa von Ávila zeigt Teresas „Innere Burg“ durch abstrakt perspektivisch dargestellte Häuser und Mauern von Ávila. Das Bekenntnis „Gott allein genügt“ (Dios solo basta) im oberen Bildteil identifiziert Teresa

⁹ Münch, Geist und Farbe, a.a.O., S. 59.

eindeutig. Die Farben sind wie im Fensterfries vorwiegend natur-ocker, rot und blau, wobei vor allem bei rot und blau Mischfarben zum Einsatz kommen; sie symbolisieren die Mystik Teresas. Die Farbbewegung zeigt eine deutliche Aufhellung nach oben. Über ihrem Bekenntnis „Dios solo basta“ deuten die Helligkeit und die Wolken auf ihre Transformation hin und versinnbildlichen ihre Botschaft, dass es keine Verwirklichung des Menschen ohne Gott gibt.

Das Fenster der Thérèse von Lisieux zeigt eine starke Farbigkeit aus roten, blauen und grünen Tönen. Die roten Flächen, bestehend aus vielen kleinen bleifassten Scheiben zeigen Blumen, aufgeblühte Rosen. Das Grün stellt die Pflanzen und das Wasser dar. Das Blau markiert das Kreuz, um das sich die Rosen ranken. Insgesamt entsteht ein Bild der Natur und des Lebens. Thérèse von Lisieux soll Rosen sehr gemocht haben, daher sind blühende Rosen ihr Attribut. Die Kernaussage ihres Handelns lautet: „Ich fühle es, dass meine Mission beginnt. Die Mission, Gott lieben zu lehren, wie ich ihn liebe, und den Menschen meinen kleinen Weg zu zeigen.“



Abb. 4: Teresenfenster

Das Fenster der Edith Stein – Teresa Benedicta vom Kreuz – ist vorwiegend in Gelb und Ocker, vermischt mit Rottönen gehalten. Es symbolisiert ihre Lebensgeschichte mit der Wandlung der atheistischen Philosophin zur Christin. Der siebenarmige Leuchter in der unteren Bildhälfte markiert ihre jüdische Herkunft, der Fisch in der Bildmitte ist ein Symbol für Christus und damit für ihre Wandlung, die von Ocker und Erdfarben ins Rötliche übergehenden Felder in der oberen Bildhälfte tragen ihre Botschaft „Zum unendlichen Sein“ – ihrem Kernsatz als Philosophin.

Schließlich das Fenster für Mutter Teresa von Kalkutta in den Farben Blau, Weiß und Rot. Blau und Weiß in der Form ihres Saris und der Kleidung ihres Ordens; das Kreuz Christi auf ihren Schultern dargestellt auf rotem Hintergrund steht für Wärme und Barmherzigkeit. Mutter Teresa war kein Mitglied des Karmeliterordens, aber Thérèse von Lisieux war ihr Vorbild.

Zusätzlich wurden von Hanspeter Münch zwei weitere Innenfenster gestaltet, darunter das Magnifikatfenster mit dem Lobpreis Mariens. Die Lichtbewegung führt von landschaftlichen Assoziationen unten zum Lichtvolumen oben. Die Schalenform in der Mitte stellt eine Parallele zur Verklärung dar.

Des Weiteren das Eucharistiefenster zwischen Altarraum und Werktagsskapelle. Es zeigt im oberen Bereich einen Weinstock mit Trauben und an der Basis Ähren; dies entspricht der Eucharistie von Brot und Wein.

Diese Fenster wirken im Betrachter durch die Farbgestaltung, die Art der Darstellung, die Abstraktion der Glaubenssätze und die Unmittelbarkeit gegenüber den Sitzreihen der Gemeindemitglieder. Wie schon die Altarbilder fordern sie den Betrachter heraus, denn das Verständnis der Fenster entwickelt sich langsam durch die Wirkung der Darstellung.

Das Hauptportal

Die Gestaltung der Eingangspforte war der letzte Auftrag der Kirchengemeinde an den Künstler Hanspeter Münch. Er gestaltete dieses Portal als Paradiestür, dargestellt mittels Pflanzen, Himmel und Licht und ausgeführt in klassischer Emailtechnik. So beginnt die Begegnung mit der Kunst bereits auf dem Vorplatz.

Hanspeter Münch beschreibt selbst die Gestaltung des Portals: „Vegetabile Formen in grünen, blauen und rötlichen Tönen, scheinbar mit lockerem und spontanem Pinselstrich aufgebracht, erinnern an pflanzliche Motive; darüber ein sonnengetränkter Himmel in Gelb und lichtem Blau.“¹⁰ Die Gestaltung lässt sich mit den Vorstellungen vom Paradies verbinden. Historische Traditionen werden hier aufgegriffen, indem der Kirchenbau als Abbild der göttlichen Ordnung er-

¹⁰ Münch, Geist und Farbe, a.a.O., S. 58.

scheint, als Widerschein des Reiches Gottes. Vorbilder dieses Konzeptes lassen sich in mehreren Kunstepochen finden, sowohl in der Renaissance wie im Barock.



Abb. 5: Die Paradiespforte

Die Sicht des Künstlers auf sein Werk

Hanspeter Münch hat in seiner Vorstellung seiner künstlerischen Konzepte vor den Gemeindemitgliedern anlässlich der Einweihung der Kirche am 21. Dezember 1997 Ausgangspunkt und Herausforderungen des Auftrags der Kirchengemeinde an den Künstler formuliert: „Kunst, Malerei in einer heutigen Kirche zur Entfaltung zu bringen, so dass sie auch religiösen Erwartungen und Anforderungen entsprechen kann“.¹¹

Die Arbeiten für den Neubau der St. Teresa Kirche waren das erste große kirchliche Werk Münchs; er hatte viele Jahre Erfahrungen mit der freien Malerei in der Herstellung von Werken für öffentliche Einrichtungen. Schließlich stellte sich aber sein langjähriges künstlerisches Anliegen der „Verwirklichung des geistigen Bildes“ im Werk auch als ideale Voraussetzung für die Erarbeitung spezifischer, ganzheitlicher und komplexer Lösungen heraus. Eine spezielle Gestaltung kirchlicher Kunst ist kein Ansatz, denn große Kunst hat „auch immer Anteile von Religiösem, Mystischem, Transzendenz“ und versteht sich aus unserer menschlichen Bestimmtheit. Die Anforderungen des Auftrags der Kirchengemeinde verstand Münch als Katalysator zwischen der Gemeinde und der Kunst, um das „maximal Vorstellbare und künstlerisch Realisierbare bezogen auf den neuen Kirchenraum“ zu verwirklichen anstelle der Weiterführung von Ansätzen der Kirchenkunst in der Nachkriegszeit.

Für jedes einzelne Element des Auftrags wiederholte sich, so Münch, der Prozess der Gestaltungsfindung „aus dem Chaos zur sinnvollen künstlerischen Form“. Jedes Element erfordert ein Umdenken bezüglich der Materialien, der Technik, der Farben, des Lichts, des Raumes und der Zeit. Es ging stets um die Übereinstimmung der Gestaltung mit dem Thema. Dies schließt häufig auch das Wagnis ein. Aber auch den Weg in unbekannte Erfahrungsbereiche. Pluralität und Vielschichtigkeit gegen die Reduktion der künstlerischen Mittel, wie häufig in der Moderne und Postmoderne zu sehen.

Neben Vision und Intuition des Künstlers, entwickelt aus der Beschäftigung mit dem darzustellenden Objekt, bedurfte es eines kontinuierlichen Austausches mit den Vertretern der Kirche, allen voran mit Pfarrer Paul Rudigier, zu den Inhalten der Arbeiten und ihrem exegetischen Hintergrund. Dies wirkte sich insbesondere im umlaufenden Fensterfries aus, der vom Altar aus gesehen von links nach rechts zu lesen ist und der ausgehend von den Texten der Eliah-Geschichte sukzessive in die Botschaften des Neuen Testaments überleitet in der Darstellung der Verklärung Jesu auf dem Berg Tabor. Eine lichte Wolke, ein strahlendes Licht zeigt eine verborgene Gegenwart, in der die Stim-

¹¹ Geist und Farbe, a.a.O., S. 58.

me Gottes aus den Wolken vernehmbar wird: Dies ist mein geliebter Sohn. Es folgt der Abstieg vom Tabor in die Ebene und die blühende Landschaft – Israel. Die Exegese fördert hier die künstlerische Darstellung und erzeugt den Bogen von ungeheurer Spannung zur Stille.

So bestätigt Hanspeter Münch, dass seine Gedanken, Überlegungen, Emotionen und Reflexionen und die Beschäftigung mit der Exegese ihm neue Dimensionen des Geistes und der Freiheit eröffnet haben. Dies lässt die Transformation des Künstlers durch sein Werk erkennen.

Neue Botschaft in der St. Teresa Kirche

Im Altarraum der St. Teresa Kirche und an der südlichen Wand unterhalb des Fensterfrieses hat der Kirchengemeinderat folgendes Zitat von Albert Schweitzer aus dem Jahr 1864 präsentiert:

„In dieser Zeit, in der Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet, so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt sitzt, bleibe ich dennoch überzeugt, dass Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Gütigkeit“ die Gewalten sind, die über allen anderen Gewalten stehen. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben.“

Albert Schweitzer, *Mein Wort an die Menschen*, 1864

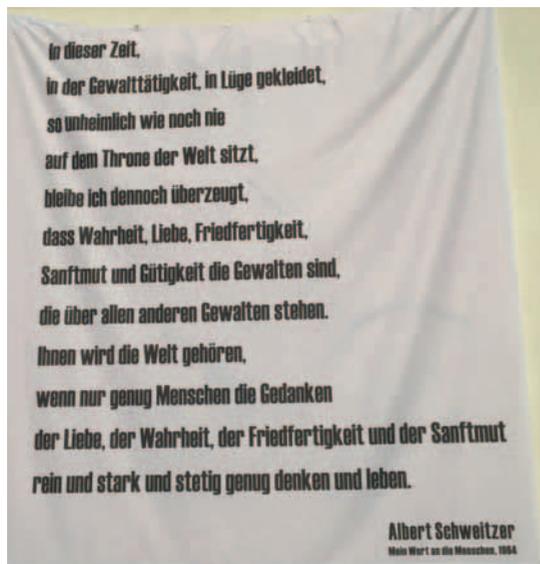


Abb. 6:
Albert Schweitzer,
Mein Wort an die Menschen,
1864

Albert Schweitzers Botschaft integriert sich außerordentlich gut in das Gesamtkunstwerk St. Teresa-Kirche, als das immer Wahre und Fordernde von Religion, Ethik und Kunst. Die Worte Schweitzers können als eine Verbalisierung der Botschaften insbesondere der vier heiligen Frauen, dargestellt mit ihren Glaubensüberzeugungen und Attributen in den „Teresenfenstern“ verstanden werden. Das Wort Albert Schweitzers fasst die Botschaften der künstlerischen Objekte in Worte.

Nachwort:

Die St. Teresa-Kirche – Kunst zum Lobe Gottes und den Menschen zur Freude

Die St. Teresa-Kirche in Ziegelhausen beweist in eindrücklicher Weise, dass ein künstlerisches Konzept parallel zum Architekturkonzept entwickelt werden muss. Der Kunst fällt die Aufgabe zu, die religiösen Aussagen und Botschaften zu transportieren und zu intensivieren. Sie wirkt als Katalysator. Die Kunst wirkt aber auch selbst durch den umgebenden Raum. Kunst macht die Inhalte schöner. Wir finden hier ein Konzept wieder, wie es der Gründer der Humboldt-Gesellschaft, Herbert Kessler, in seinen frühen Schriften vom 1960 entwickelt hat.

Die Kunst erteilt den Betrachtern Aufgaben. Bloßes Ansehen und Bewundern genügt nicht. Das Gemeindemitglied und jeder Betrachter muss die Aussagen in den künstlerischen Darstellungen verinnerlichen und verarbeiten. Dieser Rezeptionsprozess kann durchaus längere Zeit in Anspruch nehmen und iterativ sein.

Der Künstler verändert sich im Laufe und durch den Schaffensprozess. Ausgehend vom Auftrag an den Künstler, von der Rezeption der Landschaften, über die biblischen Texte und Glaubensregeln muss in der Seele des Künstlers ein eigenes Bild entstehen, integriert werden, um sich dann sukzessive durch die Darstellung vom Künstler abzulösen. Dies ist auch ein seelischer Prozess.

Im Künstler entwickelt sich ein Spannungsbogen zwischen den Erwartungen der Auftraggeber, mit seinen religiösen Vorstellungen und dem eigenen künstlerischen Schaffensprozess basierend auf auf freien Formen, Farbgestaltungen und der eigenen Imagination. Die Integration der Kunstobjekte in das Architekturkonzept und in die ebenfalls den Innenraum gestaltenden bildhauerischen Elemente ermöglichen dem Künstler das Beherrschen auseinanderstrebender Kräfte.

Hanspeter Münch hat in der Vorstellung seiner künstlerischen Konzepte vor den Gemeindemitgliedern anlässlich der Einweihung der Kirche am 21. Dezember 1997 die entstandene „vielschichtige und komplexe künstlerische Gesamtheit“ hervorgehoben und mit ihrer Bestimmung „zum Lobe Gottes und den Menschen zur Freude“ geschlossen. Damit ist aus Künstlersicht alles gesagt.

Er gibt aber auch dem Betrachter eine Aufgabe, die der aktiven Wahrnehmung.

Auf die hervorragenden Arbeiten des Bildhauers Bernd Stöcker kann hier nicht mehr eingegangen werden. Ihr Beitrag zum Gesamtkunstwerk steht außer Frage.

Quellen der Abbildungen:

- Abb. 1:** Umlaufender Fensterfries (Abb. der Webseite der kath. Kirchengemeinde Ziegelhausen, Bildadresse: https://www.heidelberg-neckartal.de/files/st_teresakirche-innen-02.zgh.jpg);
- Abb. 2:** Altarbild; © Bast-von Humboldt, Mai 2024;
- Abb. 3:** Taufbild (Abb. mit freundlicher Genehmigung entnommen der Broschüre Pfarrkirche St. Teresa Heidelberg-Ziegelhausen);
- Abb. 4:** Teresenfenster (Abb. mit freundlicher Genehmigung entnommen der Broschüre Pfarrkirche St. Teresa Heidelberg-Ziegelhausen);
- Abb. 5:** Paradiespforte; © Bast-von Humboldt, Mai 2024;
- Abb. 6:** Spruch von Albert Schweitzer, 1864; © I. Bast-von Humboldt, Mai 2024.

„Barbare“ – das Fremde

Überlegungen und Beobachtungen zu einigen Opern Luigi Cherubinis

VON HELEN GEYER

Zusammenfassung

Auf der Opernbühne um 1800 erfreute sich das „Fremde“ mancher Popularität, bot sich hier die Möglichkeit mit „exotischen Klängen“ zu glänzen, evt. das Publikum zu verzaubern. Doch welche Position bezog Luigi Cherubini, jener nachdenklich-philosophische Komponist, dessen Schaffen viele Jahrzehnte um die Jahrhundertwende umfasst und der als Direktor des „Conservatoire“ in Paris, Kompositionslehrer, Surintendant der Musique Royale, und Opernchef nachhaltige Maßstäbe wirkend bis in das 20. Jahrhundert schuf? Sein Umgang mit dem „Fremden“ oder auch dem „Barbarischen“ verrät eine Perspektive einer nachdenklich-kritischen politischen und philosophischen Sichtweise, die in allen hier aufgezeigten Beispielen („Idalide“, „Lodoïska“, „Médée“, „Les deux journées“) jeweils neue Akzente zu setzen versteht.

Abstract

On the opera stage round about 1800, the „foreign“/the „strange“ enjoyed some popularity, offering the opportunity of „exotic sounds“ and so the possibly to attract and enchant the audience. But what was the position of Luigi Cherubini, the thoughtful and philosophical composer whose work spanned many decades at the turn of the century and who, as director of the „Conservatoire“ in Paris, composition teacher, Surintendant de la Musique du Roy, in responsibility working for the operas, created lasting standards up to the 20th century? His approach to the „foreign“ or the „barbaric“ reveals a perspective of a meditative-critical political and philosophical point of view, and so he was able to explore new accents in all the examples discussed here („Idalide“, „Lodoïska“, „Médée“, „Les deux journées“).

Einleitung

Wilhelm und Alexander von Humboldt war er oder zumindest seine Musik sicher bekannt, vielleicht nicht vertraut, denn der große Meister Luigi Cherubini (1760–1842), bewundert von Beethoven bis Schönberg, nahm eine nicht immer

populäre, aber vielbeachtete Position im kulturellen und musikalischen Leben Europas während der letzten Jahre des Ancien Régime, der Revolutionszeit, der napoleonischen Ära und der Restauration ein. Sein Generationen prägendes Schaffen umspannte insgesamt knapp sieben Jahrzehnte, denn seit seiner frühen Jugend bis kurz vor seinem Tod war Cherubini aktiv und später maßgeblich am Pariser und europäischen Musikleben beteiligt. Der nachdenkliche Kosmopolit gehörte zu den herausragenden Künstler- und Geistespersönlichkeiten seiner Zeit.¹ Seine Musik wurde und wird als herausfordernd erachtet, manchmal jedoch auch als enorm populär, manchmal entsprachen seine Kompositionen politischen Vorgaben. Heute sind nur wenige Werke vertraut, wie die Oper „Médée“ oder einige seiner großartigen Messkompositionen bzw. seine Requiem-Vertonungen. Einst gehörten Opern wie „Lodoïska“ oder „Les deux journées“ („Die Wasserträger“) und zu Zeiten des Ancien Régime seine italienischen Opern wie „Ifigenia“ oder auch „Lo sposo di tre“ zu den Kassenschlagern, mit Folge-Bearbeitungen oft als Kammermusikvariationen und mit zahlreichen Bezügen zu und in den Werken der Zeitgenossen. So schwärmte einst Carl Maria von Weber:

„Einer der wenigen Kunstheroen unserer Zeit, der als klassischer Meister und Schöpfer neuer, eigener Bahnen, ewig in der Geschichte der Kunst hell erglänzen wird [...] Ernst, ob bis zum düstern Brüten – stets die schärfest-bezeichnendsten Mittel wählend, daher glühendes Kolorit – gigantisch groß im Auffassen des Ganzen und der einzelnen Situationen – kurz und energisch – manchmal scheinbar abgerissen, die Ideen hingeworfen, die aber, in dem tiefst gedachten innern Zusammenhange stehend, mit dem üppig gewürztesten harmonischen Reichtume geschmückt, recht das wahrhaft Bezeichnende dieses Tonschöpfers ausmachen und die Tiefe seines Gemütes – das, bei den groß gedachten Konturen von Massen, die reichlichst ausgestattete Ausführung jedes scheinbaren Nebenzweiges sorgfältig berücksichtigt, beurkunden: das ist seine Weise.“²

Jedes seiner Werke, jede Opernkomposition ist in dramaturgischer, struktureller, dramatischer und kompositorischer Hinsicht ein Unikat, im Sinne, dass in ihnen stets neue Modelle erprobt werden. Eine Wiederauflage eines einmal gefundenen Musters scheint für Cherubini nicht attraktiv gewesen zu sein. Offensichtlich hatten ihn das Experiment, das Erproben neuer Thematik und Problemstellungen, Aspekte kompositorischer Umsetzung und Interpretation der Dramen

¹ Vgl. hierzu: Helen Geyer/Michael Pauser (Hg.), Luigi Cherubini. Vielzitiert, bewundert, unbekannt. Kongressbericht Weimar 2010 (= Cherubini Studies 1, hg. von Helen Geyer/Michael Pauser), Sinzig 2016.

² Carl Maria von Weber, Kunstansichten. Ausgewählte Schriften, hg. von Karl Laux, Leipzig 1975, S. 206.

sehr gereizt. Seine Textdichter gehörten zu den herausragenden Literaten mit oft philosophischem, auch zeitkritischem Anspruch. Diesen Texten, die er sorgfältig wählte, verlieh er mit seinen kompositorischen Umsetzungen und Interpretationen durch die Sprache der Musik und die musikdramaturgische jeweils einmalige Konzeption neue Ebenen der Rezeption, der Darstellung, oft hintergründig (worum sich schon Mozart und seine v.a. italienischen Zeitgenossen meisterlich verstanden), ambivalent, manchmal in Eröffnung vollkommen neuer Sichtweisen. Dabei erwies er sich als philosophisch-psychologisierender Komponist, dem alle Ebenen des kompositorischen Handwerks souverän zur Verfügung standen: Die polyphonen bis modalen Traditionen die weit bis in das frühe 17. bzw. 16. Jahrhundert zurückweisen, die damals aktuell gültigen Operntraditionen *dramma per musica*, *opera seria*, *opera buffa*, *opera semiseria*, *opera eroicomicca*, *tragédie lyrique*, *opera comique*, der *opera/drama eroicomicca/o*. Hinzukamen die aktuellen Klangerweiterungsphänomene, an denen er selbst einen maßgeblichen bis dominierenden Anteil hatte bis hin zur Erweiterung der harmonisch-motivischen Sprache, die bis in das Ende des 19. Jahrhunderts vorausweist.

Aus diesen überreichen Möglichkeiten möchte ich einen Aspekt herausgreifen, der indirekt zu Alexander von Humboldt verweist, aber auch dem Bruder Wilhelm keineswegs unbekannt war: Es ist die Problematik des Fremden, in unterschiedlichen Facetten, und damit das Andersartige – nicht unbedingt Exotische in einem oberflächlichen pseudo-mimetischen Sinne – mit dem Cherubini sich oft auseinandersetzte.

Das Fremde, Andere, wenig Vertraute, das Wilde und Ungestüme und der Umgang mit Phänomenen „anderer“ Art faszinierte immer wieder die Opernbühne, stellte solches doch eine attraktive kompositorische und bühnentechnische Herausforderung dar, wollte man es visuell und klanglich umsetzen. Häufungen dieser Thematik schienen sich in Zeiten des sich anbahnenden kulturellen Umbruchs vom Ancien Régime zur Revolution und der darauffolgenden napoleonischen Ära zu mehren, und auch in Luigi Cherubinis Opernwerk nehmen derartige Tendenzen zu. Wie werden sie hier dargestellt? Übernehmen sie Funktionen? Kommt dabei ein symbolhafter Charakter zum Tragen? Fragestellungen dieser Art gilt meine Erörterung.³

„Idalide“ – kritische Positionen und Kultur-Crash.

Eine der ersten Herausforderungen, denen sich Cherubini hinsichtlich der »Fremdheit« stellte, bietet die Oper „Idalide“, geschrieben für das „Teatro della

³ Überlegungen dazu können sich hier nur im skizzenhaften bewegen; ausführlich dazu Luigi Cherubini, hg. v. Geyer/Pauser, a.a.O.

Pergola“ in Florenz und aufgeführt am 13. Februar 1784.⁴ Das Textbuch stammt von Ferdinando Moretti. 1783 ging eine gleichnamige Oper von Giuseppe Sarti in Mailand über die Bühne.⁵ Die Vorlage für den „Idalide“-Stoff lieferte ein damals ungemein beliebter Roman: Jean-François Marmontels „Les Incas ou la destruction de l’empire du Pérou“, 1777. Bald nach seinem Erscheinen erfreute sich dieser in Italien bemerkenswerter Beliebtheit: Bereits 1778 wurde eine italienische Übersetzung veröffentlicht; unmittelbar danach gab es die erste Bearbeitung als Drama u.a. von Andrea Willis („La vergine del Sole“⁶).

Marmontel, der als Historiograph am französischen Hof firmierte und zugleich Mitglied der „Académie Française“ war,⁷ greift hier ein Sujet auf, das in den damaligen Zeiten der kritischen Auseinandersetzung mit der Kolonialisierung und der Eroberung (Süd-) Amerikas unter wirtschaftlichen, expansiven und imperialistischen Gesichtspunkten kritische Stimmen und Überlegungen auf den Plan rief. Marmontels Position ist von herber Kritik gekennzeichnet, und diese prägt die zweibändige Erzählung.⁸ Sein Roman wurde frühzeitig vor allem hinsicht-

4 Vgl. Christine Siegert, Cherubini in Florenz. Zur Funktion der Oper in der toskanischen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts, (= *Analecta Musicologica* 41), Laaber 2008, bes. S. 341ff. und Markus Oppeneiger, Anmerkungen zur „Idalide“-Thematik bei Sarti und Cherubini. Ein Perspektivenwechsel, in: Luigi Cherubini, hg. v. Geyer/Pauser, a.a.O., S. 247–254.

5 Cherubini sollte danach noch einige Jahre als Schüler Sartis mit diesem international erfolgreichen Komponisten zusammenarbeiten, bevor sich sein Lebensmittelpunkt nach Paris verlagerte, wo er sich große Erfahrungen mit Vorbereitungen von Aufführungen, Einlegearien und Kompositionen für aufzuführende Opern erwerben konnte. Vgl. hierzu auch die Untersuchungen von Bella Brover-Lubovski, Cherubini, Sarti and the musica antica Tradition in Italy, in: Luigi Cherubini, hg. v. Geyer/Pauser, a.a.O., S. 123–144; und Christine Siegert, Zur Rezeption Luigi Cherubinis in Wien, in: *Cherubiniana* 8–9 (2020/2021), S. 7–24.

6 *Memorie enciclopediche*, hg. v. Societa Letteraria, Bologna 1781, S. 266.

7 Vgl. Christine Siegert, Cherubini in Florenz. Zur Funktion der Oper in der toskanischen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts (= *Analecta Musicologica* 41), Laaber 2008, S. 341ff.

8 Die Kritik an der Conquista Lateinamerikas, speziell Mexikos, erfuhr in den Bearbeitungen des Motezuma-Stoffes einen Höhepunkt: Sie war weit verbreitet und gehört in die umfangliche stoffliche Attraktion, die Opernstoffe dieser Art seit Ende des 17. Jahrhunderts ausgelöst hatten. Siehe hierzu: Michael Talbot (Hg.), Vivaldi, „Motezuma“ and the Opera Seria. Essays on a Newly Discovered Work and Its Background, Turnhout 2008; und die umfangliche Diskussion Jürgen Maehders über diese spezielle Stoffrezeption auf der Opernbühne, in: Ders., Die Darstellung der Eroberung Mexikos im Übergang von der Opera seria des Settecento zur Oper des Empire, in: Detlef Altenburg, u.a. (Hg.), Spontini und die Oper im Zeitalter Napoleons (= *Musik und Theater*, hg. v. Altenburg, Detlef, Bd. 11), Sinzig 2015, S. 157–187. Auch aus dieser Stoff-Tradition heraus kreierte sich die Figur des *Bon Sauvage*, in diesem Falle des guten Helden des Aztekenreichs, eine Figur, die grundsätzlich im Verlauf des 18. Jahrhunderts zum symbolbeladenen Hoffnungsträger wurde und mit der man positive Impulse verband angesichts einer als dekadent empfundenen Gesellschaft und eines immer brutaleren Imperialismus.

lich der „Cora“-/„Idalide“-Episode für die Bühne adaptiert.⁹ Dabei wurde die Darstellung dieser Episode jeweils den entsprechenden Zielsetzungen und politisch-ideologischen Absichten angepasst, abgesehen von den praktisch-usuellen Notwendigkeiten der jeweiligen Theater und Aufführungsumstände wie der Wünsche und Vorgaben der Auftraggeber.¹⁰ Interessant ist die oft markante inhaltliche Diversität, die angesichts der schwierigen „Cora“-Episode, die nur mit Mühe als *lieto fine* zu gestalten war, unterschiedliche Richtungen und Zielsetzungen im Zeitalter der Aufklärung anbietet. Dies ist häufig gepaart mit einer musikalisch-strukturellen und dramatisch-dramaturgischen Faktur, die für die

⁹ Sicher waren Marmontel die wesentlichen Quellen der Conquista Mexikos vertraut. 1753 veröffentlichte Francesco Algarotti einen Artikel über diese Problematik: *Saggio sopra l'Imperio degl' Incas* (Hg. v. Angelo Morino, Palermo 1987), den Marmontel wohl gekannt hatte. Insofern bereichert sein Roman das Spektrum der in seinem Fall kritischen Auseinandersetzung mit der Kolonialisierung Lateinamerikas. Seine Positionen gab er immer wieder kund, wie z.B. in „Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants“, übersetzt von Irmgard Nickel als *Erinnerungen an Philosophen und Aktrizen*, Leipzig 1980, vor allem S. 495, wo er eine gewaltige Anklage erhebt: „[...] aber die unseligen Leidenschaften, die politischen Landplagen, mit einem Wort: die moralischen Ursachen des Unglücks der Menschheit, wer wagt es, sie anzugreifen? Wer wagt, von dem Stolz, dem Ehrgeiz, der eitlen Ruhmgier, dem falschen Glaubenseifer, der Sucht zu herrschen und zu erobern, vor Gott und vor den Menschen Rechenschaft zu fordern über die Tränen und das Blut ihrer unzähligen Opfer?“ Diese Äußerung tätigte Marmontel nach eigenen Aussagen, während er am Roman arbeitete.

¹⁰ Siehe hierzu u.a. die Ausführungen von Markus Oppeneiger, der akribisch manchen Phänomenen in der Bearbeitung des „Idalide“-/„Cora“-Opernstoffes nachgespürt hat, u.a. Johann Gottlieb Naumanns Operversionen für Stockholm und Dresden, wobei er die enge Verbindung mit den Zielrichtungen des jeweiligen Hofes aber auch mit der relativ aktuellen Geschichte aufzeigt; in: Markus Oppeneiger, Johann Gottlieb Naumann, Cora och Alonzo (Cora), ein Kapitel aus seiner abgebrochenen Dissertation zum Idalide-Opernstoff, das er mir dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hatte, und ders., Anmerkungen zur Idalide-Thematik bei Sarti und Cherubini. Ein Perspektivenwechsel, in: Luigi Cherubini, hg. v. Geyer/Pauser, a.a.O. (Anm. 1), S. 247–254. Außerdem: Helen Geyer, Wege zur Klassik – Mozart im Spannungsfeld der Zeitgenossen. Experimentierfelder des *dramma per musica* des Zeitgenossen Luigi Cherubini, in: *Basler Jahrbuch für Historische Musikpraxis* XXX, 2006, Winterthur 2008, S. 149–165; Dies., Der Tanz auf dem Vulkan – Überreife oder Neubeginn. Überlegungen zum experimentellen Weg des *dramma per musica* anhand der Idalide-Vertonungen von Sarti (1783) und Cherubini (1784), in: *Early Music – Context and Ideas II*, Krakau 2008, S. 249–271, Dies., Idalide (= Exponat XVI), in: Luigi Cherubini. Eine Herausforderung. Autographe Bestände, Ausstellungskatalog, hg. v. Helen Geyer/Michael Pauser, Krakau 2014, S. 108–112; Dies., Cherubini – Brückenschlag zwischen unterschiedlichen Operntraditionen: Beobachtungen und Bemerkungen, in: *Cherubiniana 7*, Würzburg 2019, S. 7–33; und Dies., Experimente in Florenz, in: Programmheft zur Aufführung von „Idalide oder: Die Jungfrau der Sonne“, Theater Rudolstadt, Saison 2018/2019; zudem Helga Lühning, Naumanns Oper Cora – europäisches Musiktheater im 18. Jahrhundert, in: Ortrun Landmann, und Hans-Günther Ottenberg (Hg.), Johann Gottlieb Naumann und die europäische Musikkultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts (= Dresdner Beiträge zur Musikforschung), Hildesheim u.a., 2006, S. 69ff.

Opernbühne während des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts Wege zu neuen Lösungen widerspiegelt, und zwar inmitten eines Diskurses ästhetischer Maßstäbe, die auch und nicht zuletzt maßgeblich das Wort-Ton-Verhältnis und damit den Faktor Orchestersprache betreffen.

Eine zentrale Rolle für das damalige Operngeschehen spielte Paris, nicht nur weil sich Gluck hier herausragende Anregungen zu eigen machte, sondern auch weil Paris wohl ein brisanter Austragungsort für die unterschiedlichen Positionen gerade bezüglich der Verwobenheit von Musik und Sprache darstellte. Für uns sind diese Auseinandersetzungen geprägt mit den Schlagworten der „Querelle“ der Piccinisten und Gluckisten,¹¹ wobei oft die gewichtigen Einflüsse eines Francesco Algarotti¹² übersehen werden oder jene vielen Streitschriften und Erörterungen französischer Komponisten, die im Umkreis der „Querelle“ immer wieder eigene Überlegungen kundgaben, wie nicht zuletzt auch André-Ernest-Modeste Grétry¹³. So verwundert es nicht, dass sich Johann Gottlieb Naumann mit dem Gedanken trug, die Metropole Paris aufzusuchen, um die französische Oper näher zu studieren, die – wie er sagte – zwar nicht „die beste“ sei, „aber doch unendlich viel Schönes, Großes und Erhabenes hat, was der italienischen besonders gegenwärtig fehlt.“¹⁴ Dabei stellte sich Naumann die Verbindung von Erhabenheit und Melodie vor, und zwar weit über das bislang Praktizierte hinaus.

Auch Luigi Cherubini war von Paris ungemein angezogen, so dass er seit den späteren 1780er Jahren seine Bleibe dort aufschlug. Seine Florentiner Oper „Idalide“ – wie seine jüngere Oper „Ifigenia“ für Turin – ist jedoch noch der Tradition der *opera seria* zuzuordnen. Die „Idalide“-Thematik ist als exotisch zu werten, zudem brisant, weil sie den Zusammenprall unterschiedlicher Kulturen und Gepflogenheiten, abgesehen von religiösen Verbindlichkeiten thematisiert. Hier geht es um eine existentielle Episode des auf der Seite der Indianer erfolgreich kämpfenden Spaniers Enrico, einem Überlebenden nach einem Schiffsunfall: Unerfahren mit den Gesetzen und Traditionen seines Gastlandes, für das er in den Krieg zog, rettet er die geliebte und ihm ebenfalls zugetane Sonnenpriesterin Ida-

11 Diese sind zusammengefasst und in den Hauptquellen zu studieren: François Lesure, *Querelle des Gluckistes et des Piccinistes*, 2 Bde., Genf 1984.

12 Francesco Algarotti, *Saggio sopra l'opera in musica*, Livorno 1763.

13 André-Ernest-Modeste Grétry, *Mémoires, ou Essais sur la musique*, Paris 1797 und in den *Réflexions d'un solitaire* par A.-E.-M. Grétry, in: *Œuvres complètes de Grétry*, 4 Bde, Bruxelles & Paris 1919–1922, passim. Hinweise auch in seiner *Correspondance* (*La correspondance générale de Grétry, augmentée de nombreux documents relatifs à la vie et aux œuvres du compositeur liégeois.*), hg. v. Georges de Froidcourt, Brüssel 1962.

14 Nach Richard Engländer, Johann Gottlieb Naumann als Opernkomponist (1741–1801). Mit neuen Beiträgen zur Musikgeschichte Dresdens und Stockholms, Leipzig 1922, repr. Wiesbaden 1967, S. 412ff.

lide nach einem Erdbeben aus den Trümmern des Tempels: Dies bedeutet einen doppelten Fauxpas: zum einen ist es einer Sonnenpriesterin (wie Idalide – sie ist gegen ihren Willen dem Tempel geweiht worden) untersagt, den Tempelbezirk zu verlassen – darauf steht die Todesstrafe bzw. ersatzweise der Tod ihrer Verwandten – und zum anderen muss die Priesterin der Liebe entsagen.

Es liegt also ein mehrfaches Konfliktpotential vor: der Konflikt des Zusammenpralls der Kulturen, der Konflikt zwischen Emotionalität und Kult/Raison, der Konflikt des blinden bzw. Gefühle ausklammernden Gehorsams der Tochter im Sinne einer Staats- hier Religionsraison. Diese Potentiale brechen auf durch einen Fremden, der sich konfrontiert sieht mit einer für ihn gerade angesichts der ehernen kultisch-religiösen Gesetze zutiefst unverständlichen Welt.

Eine „Fremdheit“ dieser Art war in jenen Jahrzehnten sehr attraktiv: Sie öffnete die Möglichkeit, Exotismen klanglich auf die Bühne zu bringen, aber auch faszinierende Bühnenmaschinerien in Bewegung zu setzen und – wenn man so will – die entferntesten Kontinente nach Europa zumindest im Rahmen der Oper zu transferieren. Daran ließ sich eine vermeintliche kulturelle, religiöse oder weltanschauliche Überlegenheit – in der Regel der Europäer – aufzeigen. So fand beispielsweise der *Bon Sauvage*¹⁵ vermehrt Zutritt auf den Bühnen, abgesehen davon, dass sich ein solcher Zusammenprall gut eignete, um eine politisch-philosophische Botschaft zu vermitteln. Nicht selten geschah in den Dramen eine ungeahnte Akzeptanz neuer und in diesem Falle von der Aufklärung geprägter Maßstäbe, wie z.B. des sogenannten Naturrechts – gemeint ist die Prävalenz der Emotion der Liebe. Oder es ergab sich die Umkehr der herrschaftlichen oder religiösen Machtansprüche nach (langen) Diskursen im Sinne der Aufklärung – im konkreten „Idalide“-Fall bedeutet dies die Abkehr von den Gebräuchen des Sonnenpriestertums und den damit verbundenen Strafen bei Missachtung der bislang gültigen Regeln, denen die Nicht-Europäer, hier die Indianer, unterworfen waren. Damit sind zugleich gravierende gesellschaftliche Veränderungen verknüpft, in der Regel zugunsten eines „humaneren“, „besseren“ Systems, meist europäischer bzw. aufklärerischer Ideal-Vorstellungen.

Interessanterweise wählte der Textdichter Ferdinando Moretti ein Erdbeben, um die tiefgreifenden, sich in Folge anbahnenden Umbrüche zu illustrieren. Es löste den Umsturz der damals gültigen (religiös-kulturellen) Weltordnung des

15 Jean-Jacques Rousseau gehört zu den philosophischen Vätern dieser Idealfigur, vor allem in seiner Schrift „Discours sur l'inégalité“, 1755. Zu dieser Thematik siehe auch Karl-Heinz Kohl, Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation, Berlin 1981, und Gerd Stein (Hg.): Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16.–20. Jahrhundert (= Ethnoliterarische Lesebücher 1), Frankfurt/ Main 1984, sowie: Ter Ellingson, The Myth of the Noble Savage, Berkeley CA u.a. 2001.

Inka-Reiches aus, und zwar nach einem aufklärerischen aber relativ knappen Diskurs des Heros Enrico mit dem Oberpriester und dem Herrscher des Inkareiches. Das verheerende Erdbeben von Lissabon scheint sich wohl eher symbolhaft widerzuspiegeln, und trotzdem veranlasste gerade dieses Erdbeben von 1755 eine intensive europäische Auseinandersetzung mit Fragen der Vorsehung und der Allmacht Gottes, geschärft und in Zweifel gezogen durch das Gedankengut der Aufklärung.

Wie ging nun der Komponist Cherubini mit dieser breiten und sehr schillernden Palette an Möglichkeiten für Musik und Bühne um? Schilderte er ein fulminantes Erdbeben mit den Mitteln der Musik? Wurde das Inkareich klanglich vollkommen ungewohnt gekennzeichnet, als Überraschung und Attraktion, und wie ließ er die beiden Kulturen aufeinanderprallen? Ließ er sie klanglich differenziert und gewissermaßen exotisch vor Ohren führen? All diese Komponenten scheinen sich nahezu aufzudrängen.

Es ist erstaunlich, wie wenig Cherubini diese reiche Palette, die zu einem Bühnenspektakel großen Ausmaßes geradezu einlud, auskostete.¹⁶ Stattdessen überrascht die experimentelle Anwendung zwar oberflächlich vertrauter, in ihrer Applikation jedoch neuartig konfigurierter Elemente, die das Spektrum der dramatischen Möglichkeiten erweitern und bereichern.¹⁷ Cherubini hatte bislang in Ansätzen und danach vermehrt solche dramatisch-dramaturgischen Neukonzeptionen erprobt, die vor allem die unterschiedlichen (inneren) Psychogramme der Protagonisten mit den Mitteln einer semantisch aufgeladenen Kompositionsfaktur beleuchten und vor dem Publikum akustisch ausbreiten. Eine solche Mehrschichtigkeit (inneres – äußeres Geschehen) erreichte Cherubini, indem teils diffizile Kontrapunkttechniken, eine Art von Leitmotivik und eine eigenständige und eigenwillige Klanglichkeit der relativ unabhängig geführten Orchestersprache und Instrumentation Anwendung fanden, wobei den Bläsern semantisch bedeutende Funktionen zukamen. Der Orchesterpart ist teils sinfonisch angelegt. Kontinuierlich und konsequent verfolgte Cherubini die Dramendisposition und ihre Entwicklung im Sinne einer kohärenten Durchkomposition des Dramas.

16 Siehe hierzu: Luigi Cherubini, „Idalide“, hg. v. Helen Geyer/Elisabeth Bock (= Cherubini Werkausgabe) Aufführungsmaterialien (Partitur, Klavierauszug, Stimmmaterial), (Boosey & Hawkes, Simrock, etc.) London, New York, Berlin etc. 2018.

17 Siehe hierzu u.a. auch: Helen Geyer, Der Tanz auf dem Vulkan – Überreife oder Neubeginn. Überlegungen zum experimentellen Weg des *dramma per musica* anhand der „Idalide“-Vertonungen von Sarti (1783) und Cherubini (1784), in: *Early Music – Context and Ideas II*, Krakau 2008, S. 249–271; und Dies., Wege zur Klassik – Mozart im Spannungsfeld der Zeitgenossen. Experimentierfelder des *dramma per musica* des Zeitgenossen Luigi Cherubini, in: *Basler Jahrbuch für Historische Musikpraxis XXX*, 2006, Winterthur 2008, S. 149–165; und dies., Cherubini – Brückenschlag zwischen unterschiedlichen Operntraditionen: Beobachtungen und Bemerkungen, in: *Cherubiniana* 7, 2019, S. 7–33.

Offensichtlich galt in erster Linie vor allem dem inneren Drama Cherubinis Interesse, und damit verbunden ist die in Musik gegossene Schilderung der inneren psychischen Vorgänge der einzelnen Protagonisten: Es geschieht eine Umverlagerung des äußeren Geschehens in eine Innenwelt.

Unter diesen Gesichtspunkten verwundert es kaum, dass das Erdbeben, welches die Krisis auslöste, keinen nennenswerten musikalischen Raum einnimmt – möglicherweise war es einer prachtvoll zum Einsatz kommenden Bühnenmaschinerie vorbehalten –, ganz im Gegensatz zur ein Jahrzehnt jüngeren Oper „Eliza“, wo die Naturgewalten des Lawinenabgangs in breiter Ausführlichkeit klanglich umgesetzt werden.¹⁸ Stattdessen verlagert sich in der „Idalide“ der *terreur* des Erdbebens in die Reflexion der beiden Protagonisten über die Naturkatastrophe, wobei die Musik in den unmittelbar folgenden Szenen – als der verzweifelte Liebhaber Enrico Idalide mit sich aus dem Tempelbezirk führt – das umwälzende Ereignis nachhallen lässt, das drei Beteiligte (das Liebespaar wie Idalides Vater) in eine existentiell bedrohliche Situation stürzt.¹⁹

Auch im *Accompagnato* Idalides („Che passo e questo“, nr. 13) klingt das Geschehene nach: einerseits hörbar im solistischen Bläsererzetz, andererseits ruft die Erinnerung an das Schreckensereignis heftige Streichertremoli hervor über einem Orgelpunkt auf G (T. 7/8ff). Die Harmonienwahl spiegelt die komplexe Zerstörung wider (v.a. T. 18ff.); zudem verschärft die Wiederholung mit den gewählten Motiven und Topoi die schmerzliche Erfahrung und das innere Drama, jetzt angereichert durch verminderte Sept-(verkürzte) Non-Akkorde. Diese Szene mit einer Protagonistin, die zwischen Liebe und Staatspflicht schwankt, wie es auch in der folgenden Arie („Teco viver non posso“, nr. 14) zum Ausdruck kommt, deren Instrumentation mit je zwei Flöten, Oboen und Hörnern semantisch bezeichnend ist, lässt in einem gewissen Sinne ein Panorama der Seele der Protagonistin und ihren Zwiespalt als Priesterin und Liebende/Geliebte evident werden. Auch der betroffene Vater Palmoro reflektiert in seinem *Accompagnato* („A che più mi lusingo?“, nr. 15) das Geschehene, wobei abermals die Instrumentation eine entscheidende Rolle spielt.

18 Siehe hierzu Elisabeth Kühne, Krakau – Berlin – Paris: Zur Quellenlage von Cherubinis *Eliza ou le voyage aux glaciers du Mont St. Bernard*, in: Luigi Cherubini. Vom Autograph zur Aufführung, hg. v. Helen Geyer/Michael Pauser, (= Cherubini Studies 2), Würzburg 2021, S. 59–68, und Maria Teresa Arfini, *Le due versioni del Finale II in Eliza ou le voyage aux glaciers du Mont (St.) Bernard, 1794*, in: Luigi Cherubini. Il teatro musicale, hg. v. Maria Teresa Arfini, Francesca Menchelli-Buttini und Emilia Pantini, (= Cherubini Studies 3), Würzburg 2020, S. 195–216. Siehe zu den französischen Opern die wichtige Monographie von Michael Fend, *Cherubinis Pariser Opern (1788–1803)* (= Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft 59), Stuttgart 2007.

19 Wissenschaftlich-Kritische Partitur: Luigi Cherubini, *Idalide*, hg. von Helen Geyer, und Elisabeth Bock (= Cherubini), London, New York, Berlin, etc. (Boosey & Hawkes, Simrock etc.), 2018 ff., erhältlich auf Nachfrage.

Aber das Fremde?²⁰ Immerhin prallen allein in diesen drei Protagonisten die Fremdheiten vielfältig aufeinander – und sie rufen Unverständnis, Befremden bzw. Verletzungen hervor, aber nicht eine abgrenzende Exklusion, denn Cherubini gestaltet das Fremde überhaupt nicht, abgesehen von der knappen Finaldiskussion, in der Enrico grundsätzlich die religiös begründete Urteilsbegründung der Todesstrafe Ataliba gegenüber in Frage stellt und schließlich in seiner Argumentation überzeugt, wobei er sich auf die europäischen Vorstellungen des Naturrechts im rousseauschen Sinne stützt; dies geschieht im Rahmen eines Rezi-tativs:

ATALIBA

Se l'appagarti (ad Enrico)
Fosse in mia mano, al par di te contento
Nel conceder sarei ciò che mi chiedi;
Ma la causa è del Ciel. Sacra è la legge,
E l'arbitrio non ho...

ENRICO

Deh, qual t'ingombra
Funesto error! Re, popoli, m'udite.
Onde sacra è la legge? Onde l'aveste?
Chi la dettò?
Dell'astro il più clemente
Fate un nume crudele? Egli che Padre
E di natura punirà gli affetti
Che nascono da lei? Legge si cruda
Nò, da lui non deriva. Aprite i lumi,
Né la mente v'ingombri un falso zelo:
Se a natura s'oppon, non vien dal Cielo.

ATALIBA

(Qual contrasto in me provo, e quale ignoto
Potere hanno i suoi detti!)

PALMORO

(Il Re sospeso
Parmi, il popol commosso. Oh
Ciel, placato
T'avriano i pianti miei!)

ENRICO

Signor m'aveggo
Che impietosito sei. Deh non op-
porti
A moti del tuo cor. S'illustri ormai
Con memoria si grande
Il tuo regno felice.

ATALIBA

Ministri in libertade
(vien posta Idalide in libertà.)
Idalide si ponga. A suo talento
Di se stessa dispor da questo gi-
orno
Ogni Vergin potrà. Del voto antico
S'abolisca il costume
Serva chi vuol, ma volontaria al
Nume.

20 Grundsätzliche Überlegungen zur Thematik des „Fremden“ verdanke ich Peter Winch, Understanding a Primitive Society, in: Ethics and Action, London 1972, S. 8–49.

„Les deux journées“ / „Die Wasserträger“ – im Namen der Gerechtigkeit: Fremdheit in einer Rettungsoper

Auch die Savoyarden in Cherubinis Oper „Les deux journées“ von 1801²¹ – es ist die Familie Mikelis, speziell sein Sohn Antonio – werden in ihrer Melodieführung der Airs und Romanzen als dem Lied verhaftet und einfach in der Struktur gekennzeichnet, womit sie das Prinzip des unverfälschten Volkes exemplifizieren sollen – doch wohlgerne sind sie „Fremde“, die uneigennützig Hilfe sogar unter großer Gefahr bieten, womit sie Züge des *Bon Sauvage* tragen. Allerdings fehlt ihnen und dieser Oper ein musikalisches Element des „Fremden“, des sog. Exotischen. Wenn man sich die Assoziationen der damaligen Zeit vergegenwärtigt,²² die sich mit den Savoyarden verbanden, so galten sie als fröhlich, gastfrei, häuslich und sparsam. Im modernen Sinne waren sie Gastarbeiter und stammten meist aus dem (oberen) Aostatal. Sie übernahmen einfache Dienste, verdingten sich als Wasserträger. Paris wies vor der Revolution eine beachtliche Savoyarden-Bevölkerung auf, die danach stark reduziert war. Die Savoyarden als Garanten für Freundlichkeit, *humanité*, Brüderlichkeit, vielleicht in gewissem Sinne für *égalité*.

Um sie zu kennzeichnen wählte Cherubini eine der *opéra comique* entsprechende, eingängig-einfache, liedhafte Musiksprache, so z.B. wenn Antonio eine wesentliche Episode seines Lebens zu Beginn der „Les deux journées“ als Strophenlied mit Couplet erzählt, nämlich wie ihn, ein armes Savoyardenkind, ein unbekannter Franzose aus äußerst prekären Umständen gerettet habe. In dieser *Romance* lässt sich, abgesehen von der Antonio charakterisierenden *simplicité*, keine *couleur-locale*-Identität ausfindig machen, und dies gilt auch für die Air seines Vaters, des Wasserträgers Mikeli. Vielmehr fokussiert Cherubini andere Elemente mit der Wahl der musikalischen Mittel: Er betont die *humanité*, die dem *terreur* des Regimes entgegengesetzt wird. Gerade Mikelis Air im ersten Akt bzw. seine Überlegungen im Finale I besitzen immer wieder Brüchigkeitsmomente, die in aller *simplicité* eine dahinterliegende Dimension tödlicher Bedrohung erahnen lassen: mittels unvermuteter harmonischer Rückungen oder fauxbourdonartiger Sextengänge, Tritonusambiti oder -intervalle.²³ Dies sind in aller eingängigen Gefälligkeit markante Gesten, doch haben sie nichts mit dem Fremden zu tun, was Savoyarden durchaus einbringen könnten.

21 Eine kritische Partitur wird z. Zt. vorbereitet von Heiko Cullmann (Simrock, Berlin).

22 Siehe Heiko Cullmann, Spielarten einer Komposition Luigi Cherubinis. *Les Deux Journées*, in: Luigi Cherubini. A Multifaceted Composer at the Turn of the 19th Century, hg. v. Massimiliano Sala, Turnhout, 2021, S. 261–298.

23 Vgl. Helen Geyer, Patriotismus, Populär, Utopie oder? Überlegungen zu einigen Aspekten im Operschaffen Luigi Cherubinis, in: *Cherubiniana* 12, S. 16–27.

„Lodoiska“ – Macht des Fremden und Spiegel des politischen Untergangs

Als fremdes und grundsätzlich bedrohliches Volk und damit Handlungselement galten die Tartaren in Cherubinis in Europa äußerst beliebter und erfolgreicher Oper „Lodoiska“ (1791); sie sind „Savages“, wild und berüchtigt, keineswegs zimperlich, wie sich im unvermuteten Zusammentreffen mit Floreski während des ersten Aktes zeigt, wobei dieser sofort zum Duell mit Titzikan, dem Anführer der Tartaren, aufgefordert wird.²⁴ Der Handlungsort ist vor der Burg des Besitzers und der Negativ-Figur Dourlinski; die Landschaft wird als wild und bedrohlich inszeniert – und zwar als Bühnenbild. Doch nachdem Floreski das Duell gewonnen und er sich Titzikan gegenüber als großzügig erwiesen hatte, schwört dieser ihm Freundschaft, und löst sie fürderhin als *Bon Sauvage* ein, mit dem Höhepunkt eines spektakulären und das Liebespaar rettenden Fanal-Finales, das alle Bühnenmaschinerien zum Höllenspektakel der brennenden Burg, die vehement erstürmt wird, aufbietet.²⁵

Untersucht man die Auseinandersetzung Floreskis mit Titzikan und ihrer jeweiligen Begleiter im ersten Akt, so kann man lediglich eine gewisse verhaltene Charakterisierung durch lombardische Punktierungen ausmachen, die den Tartaren zugeordnet sind und während des Treueschwurs martialisch bekräftigende Forteschläge des Schwures und entsprechende musikalische Gesten, die vor allem den Scharen Titzikans zugeordnet sind – es ist weniger die Fremdheit denn die kriegsbereite Coloristik, die hier Anwendung findet, wenn man von den lombardischen Einfärbungen absieht.

Auch im Finale, das mit der Eroberung der Burg als Pantomime einsetzt, liegt eine typische Schlachtenmusik vor, weniger eine spezielle musikalische Faktur,

24 Lodoiska wird unrechtmäßig von Dourlinski, einem ehemaligen Vertrauten ihres Vaters, in einer Burg, weitab jeglicher Zivilisation in Polen gefangen gehalten, um sie zur Verhehlung mit Dourlinski zu zwingen. Sie widersteht diesem „Wunsch“. Ihr Verlobter Floreski befindet sich derweil zusammen mit seinem Diener Varbel auf der Suche nach seiner Geliebten und gelangt in die Nähe dieser Burg, die gleichzeitig von Tartaren heimgesucht wird; doch zuerst treffen hier die Tartaren mit ihrem Anführer Titzikan und Floreski aufeinander. Titzikan fordert zum Duell, aus dem Floreski siegreich hervorgeht und dem Tartarenführer das Leben schenkt, worauf dieser ihm Loyalität und Treue schwört – es ist ein gegenseitiger Schwur. Die Tartaren wollen die Burg Dourlinskis erstürmen, der als brutaler Landesherr gilt. Aus einem Turm lässt sich Lodoiska überraschend hören, und mittels einer listreichen Argumentation des Dieners Varbel dringen Floreski und Varbel in die Burg ein, wo nach mehreren Episoden die wahre Identität Floreskis erkannt wird, und Dourlinski ihn dem Tod überantworten will. In letzter Minute stürmen die Tartaren die Burg, wobei der Burgherr Dourlinski zu Tode kommt, das Liebespaar mit Varbel sich befreien kann und die Burg selbst in Flammen aufgeht.

25 Vgl. Helen Geyer, Patriotismus, Populär, Utopie oder? Überlegungen zu einigen Aspekten im Operschaffen Luigi Cherubinis, in: Cherubiniana 12, S. 16-27.

die auf ein exotisch-fremdes Wesen der Tartaren verweist. Ein markantes Phänomen bleibt jedoch zu bemerken, weil die Tartaren als wilde und wüste, bedrohliche Heerscharen aus Zentralasien bekannt waren: Ihnen gelingt die Rettung und Auflösung der Fatalität des Dramas. Sie dringen ein, um ein altes bewährtes und willkürliches System, das Dourlinski im negativen Sinn verkörpert, in Schutt und Asche zu legen und um in letzter Minute Unschuld zu retten, Ungerechtigkeit zu bestrafen, eine heilende und damit verheißungsvoll-positive Komponente einzubringen: Es sind „Barbaren“ aus dem Osten, die mit Mut und gewissermaßen unberührt von den intriganten Machenschaften der Welt, die Dourlinski vertritt und an denen letztlich auch Floreski gescheitert ist, einem neuen Wertesystem, allerdings unter totaler Zerstörung der alten Gegebenheiten zum Recht verhelfen – ein Spiegel der jüngsten Ereignisse seit Ausbruch der Revolution, oder gar der französischen Revolution?

Cherubini beschränkt sich in der Kennzeichnung der Fremdheit dieser ungestümen Reiter auf knappe Andeutungen rhythmischer Art, martialischer Imperptinenz und musikalischer Drohgebärden wie Skalenläufe und ähnliche Gesten der Orchesterfaktor, ohne eine Charakterisierung der Fremdheit in Szene zu setzen. Vielmehr überwältigt die Musik mit ihrer hier breiten Darstellung der *sublimité terrible*, die allerdings durch äußere Umstände hervorgerufen wird. Cherubini zeigt andere Ebenen des Dramas auf, die vielschichtig bloßgelegt sind. Er akzentuiert vor allem eine differenzierte und gewissermaßen auch schonungslose Darstellung des Heros Floreski, der an der Willkür seines Gegenspielers Dourlinski scheitert, sich zudem unentschlossen und zögerlich oder auch unüberlegt zeigt, im gewissen Sinne also die Rolle eines zwar heroisch-siegreichen, aber letztlich viel zu fein agierenden Heros übernimmt und der der gewalttätigen Gegenfigur Dourlinski nichts entgegenzusetzen vermag.²⁶ Diese kann nur durch massive Gegengewalt bezwungen werden.

So reflektiert die kompositorische Umsetzung das Geschehen auf Ebenen nicht nur der Empfindsamkeit, sondern auch der Gegenüberstellung nicht kompatibler musikalischer Welten. Dafür setzt Cherubini eine semantisch aufgeladene Klangsprache ein, eine ungemein reiche Harmonienwahl, Motivverflechtungen und Motivbezüge, die das gesamte Musikdrama bestimmen sowie eine subtile Anwendung feinsten Instrumentationsfarben und Motivführungen, in

²⁶ Gerade diese subtile und differenzierte Darstellung des Hauptprotagonisten hat sicher zur Bezeichnung *heroï-comique* beigetragen, die nicht nur als Parodie auf einen bekannten Roman zu werten ist, sondern m. E. ursächlich etwas mit der brüchigen und die Konventionen hinterfragenden Charakterisierung des Heros mit den Mitteln der Musik und Komposition zu tun hat. Siehe hierzu auch meine ursprünglichen Überlegungen zu dieser Problematik in: Helen Geyer-Kiefl, Die heroisch-komische Oper 1770–1820 (= Musikhistorische Beiträge, hg. v. Wolfgang Osthoff, Bd. 9), Tutzing 1987.

teils dichter Kontrapunktik und strenger formaler Disposition, um die vielen Facetten der äußeren wie der inneren Umstände klanglich bloßzulegen.

„Barbare“ „Médée“ – ein aktuelles Symbol?

Die Thematik des Fremden ist jedoch allmächtig in der Oper *Médée* des Jahres 1797.²⁷ Médée erscheint als die Fremde, die Barbarin schlechthin, als Halbgöttin mit für europäische Maßstäbe wenig nachvollziehbaren Handlungsweisen, unangepasst und sich ihrer Macht wohl bewusst. Konsequenterweise ist sie bereit und willens, ihre eigenen Kinder zu opfern, vielleicht weniger aus gekränkter, tiefer Verletzung und folglich Rache heraus, sondern auch, um ihnen ein eventuell schlimmes Schicksal im Hause Créons zu ersparen oder vielleicht auch, um deren Göttlichkeit nicht dem verhassten und sie zutiefst misshandelnden, machtgierigen Herrscherhaus Créons zu überlassen. Immerhin gestaltet sich ihr Abgang, nachdem sie mit allen Konventionen europäischer Maßstäblichkeit gebrochen hat, wie eine Victoria, indem sie siegreich auf ihrem Wagen davonzieht:

[À la fin, Médée s'élève dans les airs sur un char tiré par un dragon
Médée (à Jason):

Ils [les fils] ont suivi mon frère.

Adieu ! Dans Jolcos va traîner ta misère;

De rivage en rivage errant désespéré,

En tous lieux fugitif, en tous lieux abhorré,

Va cacher les remords de ton âme éperdue.

Que les mères partout frémissent à ta vue!

Plus heureuse que toi, je vais dans l'enfers

Je m'en vais dans les airs

Par des chemins connus, pour moi toujours ouverts:

Dans les enfers bientôt, je t'y verrai descendre,

Et sur les bords du Styx mon ombre va t'attendre.

27 Textbuch von François-Benoît Hoffman; siehe die kritische Ausgabe, hg. v. Heiko Cullmann (Partitur als Aufführungsmaterial; Klavierauszug (gedr.), Simrock, Berlin 2012; und Ders.: Von Médée zu Medea. Wandlungen einer Opern-Partitur, in: Luigi Cherubini, hg. v. Geyer/Pauser, a.a.O. (Anm. 1), S. 275–290. Malte Waag, „Ausgestoßen steh' ich da / gemieden wie das Tier der Wildnis“. Aspekte der Fremdheit in Verarbeitungen des Medea-Mythos von Euripides bis Cherubini, in: *Cherubiniana* 4–5, 2016/17, S. 7–12, und Ders.; Cherubinis Médée und die Französische Revolution – ein Diskussionsanstoß, in: *Cherubiniana* 6, 2018, S. 4–14; sowie Helen Geyer, *Concetti in trasformazione: aspetti dell'œuvre di Cherubini*, in: Luigi Cherubini. Il teatro musicale, hg. v. Maria Teresa Arfini, Francesca Menchelli-Buttini und Emilia Pantini (= *Cherubini Studies* 3), Würzburg 2020, S. 7–28.

[À ces mots elle s'élève dans les airs.
Un gouffre de feu sort du temple et se communique partout;
le feu se communique au temple et au palais;
Le peuple cherche à se sauver de toute part.]²⁸

In dieser Oper wird die Thematik der Fremdheit zu einem wesentlichen und auslösenden Schlüsselmoment für die Final-Katastrophe, die Médée ihre Kinder töten lässt und das Haus Créon zerstört. Zunächst wirft Créon Médée ihre „Barbarie“ vor, und sie deutet daraufhin warnend ihr Machtpotential als Halbgöttin an; trotzdem behandelt Créon sie mit Verachtung und Erniedrigung. Diese Szene ist eingebettet in ein ausuferndes und kontrapunktisch strukturiertes, mit Instrumentationssemantik aufgeladenes Duett der beiden Kontrahenten, das die Gewalt des kulturellen Zusammenpralls vehement vorführt: Es handelt sich um die Brisanz einer überheblichen Begegnung der vermeintlich besseren (europäischen) Kultur, die alleine dem Machtstreben dient, vertreten durch Créon, und der vermeintlich primitiven Welt Médées, die vollkommen andere Maximen kennt, und die sie selbst aufgeben hatte, um ihrem Geliebten Jason nicht nur das Goldene Vlies zu beschaffen, sondern auch um ihnen beiden zu einer glücklichen Flucht zu verhelfen, wobei sie eherne, für sie gültige Gesetze verletzt hatte. Médée setzt ihre Traditionen und ihre Opferbereitschaft gleichwertig Créons Maßstäben entgegen. Ausgestattet als Halbgöttin, gewinnt sie letztlich die existentielle Auseinandersetzung, allerdings unter Einlösung eines hohen Preises: der Tötung ihrer eigenen Kinder und des Mannes, den sie geliebt hat.

Créon vertritt in diesem Falle das antike Griechenland, das Griechenland, das die Grundlage europäischer, abendländischer Kultur bildet, und Médée ist den östlichen, eher mythischen „barbarischen“ und damit fremden Bereichen zugeordnet, also jenen geschichtlichen Phasen, die durch die griechische Antike „kultiviert“, gewissermaßen „humanisiert“ wurden.

Diesen Stoff wählte Cherubini einige Jahre nach dem Ausbruch der französischen Revolution, in Zeiten, als er die brutalen Folgen derselben in Paris miterlebt hatte, und seine Oper „Koukourgi“²⁹ nicht aufgeführt wurde. „Médée“ ent-

28 Ursprünglich verschwindet sie mit den Eumeniden in der Unterwelt, doch seit dem 2. November 1797 war dann das hier zitierte Finale gültig; Zitat nach Heiko Cullmann (Hg.): Médée, kritische Ausgabe, Klavierauszug (gedr.), Simrock, Berlin, S. 363.

29 Erstaufgeführt in Klagenfurt 2012. Siehe hierzu auch: Luigi Cherubini: „Koukourgi“, Kritische Edition in vervollständigter Ausgabe von Heiko Cullmann (= Kritische Werkausgabe Luigi Cherubini), Berlin, New York, London (Simrock, Boosey & Hawkes, etc.), 2010 (Leihmaterial); Arnold Jacobshagen, Koukourgi (1792–1793). A propos d'un opéra-comique inconnu de Luigi Cherubini, in: Revue de Musicologie, Vol. 78e, Nr. 2e, (1992), S. 257–287; Luigi Cherubini, „Koukourgi“. Programmheft des Stadttheaters Klagenfurt 2010, mit Texten von Helen Geyer, Arnold Jacobshagen, Herbert Schneider und Heiko Cullmann; Herbert Schneider, Die verges-

stand zu Zeiten, als Napoleon – ein Corse – nach mehreren Rückschlägen und politischen Neuausrichtungen im Gefolge der Thermidorianer sein ambitioniertes Machtstreben zielstrebig vorantrieb und seit 1796 Österreich durch militärische Erfolge zum Bündnis zwang und Oberitalien eroberte. Die Republik Venedig fiel relativ spät an ihn bzw. wurde den Habsburgern in einem geheimen Vertrag zugeschlagen; der letzte Doge Ludovico Manin dankte am 12. Mai 1797 ab.

Unter diesen Aspekten lässt sich die Oper „Médée“ vielfältig deuten, gerade angesichts der Tatsache, dass Napoleon als Corse einen unvergleichlichen Aufstieg zurücklegte und für seine ziemlich brutale und gezielte Kriegsführung berühmt war, die der wohl weniger effektiven und auch überkommenen Kriegsstrategie des Ancien Régime eine ungewohnte Strategie entgegensetzte.

Médée, deren Fremdheit nicht als mimetisches Zerrbild ertönt, stattdessen jedoch den Kern der Konfrontation zweier Mächtiger und sich zutiefst fremder Antagonisten streng organisiert und mit kontrapunktisch und instrumentationssemantisch aufgeladenen Gesten darstellt, ist zusätzlich ausgestattet mit Elementen der inneren, schrecklichen *sublimité* während der Szenen, in denen Médée ihre psychischen Entwicklungen als innerer *terreur* durchlebt.³⁰ Das Fremde nimmt also eine *nicht* mimetisch klingvolle, exotische Schlüsselfunktion ein, vielmehr wird es auf eine Ebene gehoben, die den Zusammenprall der beiden Welten Créons und Médées als antipodische musikalisch umsetzt. Médée wird als eine *femme barbare* gekennzeichnet durch vertraute, allerdings grenzwertig ausgereizte Mittel schroffer harmonischer Konstellationen und Brüche, überraschender Kontrapunkt- und Instrumentationsbezüge, die keine Perspektiven in eine glamouröse „fremde“ Klang-Welt eröffnen, wenn man von der Strenge und Unerbittlichkeit des Satzes und der Struktur absieht.

Spiegeln sich in der Faktur dieser Oper, die eine *femme barbare* zur Protagonistin wählt, die damals aktuellen Zeitenläufe wider? Kommt ihr und damit der zentralen Anwendung der Komponente des Fremden eine letztlich aktuelle politische Dimension zu? Welche vorbildhaften Auswirkungen lassen sich

sene Oper, Folge 219: „Koukourgi“. Cherubinis „Koukourgi“ im Kontext der französischen Revolutionsoper, in: Orpheus. Oper international – das Magazin zum Musiktheater, hg. v. d. Neuen Gesellschaft für Musikinformation, Berlin, Bd. 38 (2010) Heft 11/12, S. 11–13, Arnold Jacobshagen, „Une acclamation tumultueuse plutôt qu’un chœur proprement dit“: Aspekte der Chorverwendung in Cherubinis französischen Opern, in: Luigi Cherubini. hg. v. Geyer/Pauser, a.a.O. (Anm. 1), S. 177–194.

30 Siehe hierzu Helen Geyer, Cherubini – Brückenschlag zwischen unterschiedlichen Opertraditionen. Beobachtungen und Bemerkungen, in: Cherubiniana 7 (2019), S. 7–33; und dies.: Komplex und ambivalent? Überlegungen zu strukturellen und ästhetischen Eigentümlichkeiten in Cherubinis Opern der 1780 und 1790er Jahre, in: Luigi Cherubini. A Multifaceted Composer at the Turn of the 19th Century, hg. v. Massimiliano Sala, Turnhout 2021, S. 133–153.

beobachten anhand der Rezeption dieser außergewöhnlichen Bühnenfigur der Fremdheit, die nicht zuletzt zum einen ganz offensichtlich Beethoven in der Konzeption seiner Leonore beeinflusst und zum anderen wohl auch einen enormen Nachhall in der Musikdramatik eines Wagner gefunden hat.

Wilhelm von Humboldts Bemühungen um eine Verfassung

VON UDO VON DER BURG

Zusammenfassung

Weniger bekannt als Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie ist dessen Kampf, in Preußen und sodann im Deutschen Bund verfassungsbezogene politische Verhältnisse zu schaffen. Der vorliegende Beitrag stellt die einzelnen Phasen dieses Prozesses in Wilhelms Berufsweg dar und erläutert das endliche Scheitern seiner Bemühungen in der Restaurationszeit. Gleichwohl zählt Wilhelm von Humboldt zu den Vorreitern demokratischer Verfassungsgestaltung in Preußen und Deutschland.

Abstract

Less well known than Wilhelm von Humboldt's educational theory is his struggle to create constitutional political conditions in Prussia and then in the German Confederation. This article describes the individual phases of this process in Wilhelm's career and explains the ultimate failure of his efforts during the Restoration period. Nevertheless, Wilhelm von Humboldt was one of the pioneers of democratic constitutional design in Prussia and Germany.

I. Der Staat und grenzenlose Freiheit

Als Wilhelm von Humboldt 1836 verstorben ist, bittet Alexander die Berliner Zeitungen: Ihr könnt alles über meinen Bruder schreiben, doch, bitte, nichts über Politik.

Der Politik galt Wilhelms Hauptengagement, aber gerade dazu waren seine Auffassungen unerwünscht. In der Politik ging es ihm um Grenzen, und zwar um die Grenzen des Staates gegenüber seinen Bürgern.¹ Der Staat ordnet, aber wie weit darf er gehen? Das hält eine Verfassung fest: Sie beinhaltet die schriftlich fixierten Grundsätze über Form und Aufbau eines Staates sowie dessen Rechte und Pflichten gegenüber seinen Bürgern und umgekehrt. Verfassungsverhältnisse entwickeln und vervollständigen sich in einem historischen Prozess. Die Bestimmungen des Westfälischen Friedens stellten nach 1648 die Verfassung des

¹ Die Frage von „Grenzen“ gewann in der Literatur der Aufklärung mehr und mehr an Bedeutung. „Grenzen“ strukturieren menschliches Handeln in jeder Hinsicht. Sie stellen ein Sozialprinzip dar, wie sehr deutlich auch im Tierreich erkennbar ist.

alten Deutschen Reiches dar. Der lange Krieg hatte mehr oder weniger die meisten europäischen Territorien betroffen. So fanden sich nahezu sämtliche europäischen Mächte in Münster und Osnabrück ein. Von daher lässt sich sagen, dass dieser Friedensschluss die erste Europäische Verfassung abgab.

Nach der Reformation war das politische Verhältnis zwischen den Konfessionen zu klären. In Frankreich geschah dies durch das Edikt von Nantes (1598). Es gewährte dem reformierten Bevölkerungsteil Religionsfreiheit, d. h. Anerkennung als gleichberechtigte Untertanen. Das Edikt wurde von Ludwig XIV. (1643–1715) im Jahre 1685 aufgehoben. Die protestantischen Einwohner, Hugenotten genannt, wurden dadurch politisch ausgeschieden, im Grunde standen sie außerhalb der Verfassung. Bekanntlich fanden sie insbesondere in Brandenburg-Preußen durch das vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640–1688) erlassene Edikt zu Potsdam (1686) willkommene Aufnahme: Die Rechte ihrer verlorenen Heimat wurden ihnen auch in Preußen gewährt, sie bekamen in den Städten, soweit sie dort in Kolonien angesiedelt wurden, eine eigene lokale Verfassung mit Selbstverwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizeigewalt, eigenem Schul- und Armenwesen, dazu für Gesamt-Brandenburg-Preußen eine eigene Kirchenverwaltung, an deren Spitze ein Minister für reformierte Kirchenangelegenheiten stand. Die Reformierten in Preußen stellten einen höchst selbstbewussten Bevölkerungsanteil dar.

Von der Mutter her waren Wilhelm und Alexander von Humboldt Reformierte und zudem Abkömmlinge französischer Hugenotten. Der amtierende Minister für reformierte Kirchenangelegenheiten zählte zu ihren Taufpaten. Das Bewusstsein ihrer religiösen Tradition ist unbedingt vorauszusetzen, um das Denken und Handeln der Brüder zu verstehen. Im Ehevertrag zwischen Wilhelm und Karoline ist ausdrücklich festgehalten, dass Karoline der lutherischen und Wilhelm der reformierten Konfession angehört und die Kinder mit ihrer Religionsmündigkeit frei entscheiden dürfen, welcher Konfession sie beitreten wollen.

Wilhelms verfassungstheoretisches Denken hat seinen Ursprung in der Auseinandersetzung mit dem am 9. Juli 1788 in Preußen erlassenen Religionsedikt, dessen geistiger Vater der den König, Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), beeinflussende Minister Johann Christoph von Wöllner (1732–1800) war. Das Edikt richtete sich gegen das Eindringen aufklärerischen Gedankengutes in die kirchliche Orthodoxie. Zwar gestand das Religions-Edikt grundsätzlich Glaubens- und Gewissensfreiheit zu, verpflichtete jedoch zugleich alle lutherischen Pfarrer und Lehrer auf die lutherischen Bekenntnisschriften. Dem folgte im Dezember ein Zensur-Edikt. Mehr noch als bei der lutherischen Geistlichkeit erhob sich der Protest indessen in den reformierten Kirchenkreisen, obwohl das Edikt sie direkt gar nicht betraf. Doch: Gerade um der Glaubensfreiheit willen hatten die Hugenotten ein Jahrhundert zuvor die Heimat verlassen, jetzt griff durch dieses

Edikt ein Monarch wieder in den von seinen Vorgängern so hoch gehaltenen religiösen Freiraum ein.

Unter dieser Perspektive ist es zu sehen, dass Wilhelm von Humboldt seine erste größere Schrift, die „Über Religion“ (1788/89), als Streitschrift gegen die Übergriffe des Staates verfasste. In der Erkenntnis, dass das Religionsedikt ein Beispiel staatlicher Intoleranz war, der Absolutismus vielmehr die Aufklärung, die noch kaum politischen Grund gefunden hatte, wieder zu unterdrücken drohte, sah sich Wilhelm umso dringlicher veranlasst, die „Grenzen des Staats“ festzulegen. In der Schrift „Über Religion“ schreibt Wilhelm: „Alle Gesetzgebung muss von dem Gesichtspunkte der Bildung des Bürgers ausgehn. Denn der Staat ist nichts, als ein Mittel, diese Bildung zu befördern.“² – Aufgabe des Staates ist also vielmehr und gerade die „Begünstigung des freien Untersuchungsgeistes.“³ Nimmt der Staat „gewisse bestimmte Ideen in Schutz, fordert er statt wahrer Ueberzeugung Glauben auf; so hindert er das Aufstreben des Geistes, die Entwicklung der Seelenkräfte, so bringt er [...] Gesetzmäßigkeiten der Handlungen seiner Bürger, aber nie wahre Tugend⁴ hervor. Denn wahre Tugend ist unabhängig von aller und unverträglich mit befohlener, und auf Autorität geglaubter Religion.“⁵ Für Humboldt steht „unerschütterlich“ fest, „dass der Zweck des Menschen im Menschen liegt, in seiner innern moralischen Bildung.“⁶ Der Zweck des Menschen ist „folglich erstes und höchstes Princip alles Naturrechts, aller Erziehung und Gesetzgebung.“ Deshalb muss „die Erhaltung der gränzenlosesten Freiheit zu denken, zu untersuchen, und die angestellten Untersuchungen, die gefundenen Resultate anderen mitzuteilen“, das allererste Anliegen eines Aufklärers sein.

II. Die Schrift „Über Religion“

Die Erarbeitung der Schrift „Über Religion“ erfolgte im Verlauf oder zumindest in engem Zusammenhang von Wilhelms „Reise ins Reich“ im Herbst 1788. Die führenden Größen, Gelehrte, Politiker, die Wilhelm gezielt aufsucht, werden sämtlich von ihm mit der Frage konfrontiert, wie sie zu dem Religionsedikt stehen, und nicht wenige zeigen arge Bedenken. Das Religionsedikt bewegt die geistigen Gemüter im gesamten Deutschen Reich.

2 Wilhelm von Humboldt, *Über Religion*, in: *Schriften zur Anthropologie und Geschichte*, hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Stuttgart 1960 (und weitere Auflagen), S. 24 (= Wilhelm von Humboldt, *Werke in fünf Bänden*, hg. v. dens., Bd. I).

3 Ebd., S. 25.

4 Der Begriff ist etwa als moralische Vollkommenheit zu verstehen.

5 Ebd., S. 26.

6 Ebd., S. 32; dort auch die folgenden beiden Zitate.

In diesen Wochen fordert Wilhelms früherer Lehrer in Nationalökonomie und Statistik, Christian Konrad Wilhelm von Dohm (1751–1820), zu dem Wilhelm noch Verbindung pflegt, diesen auf, zu einer gerade anonym erschienenen verfassungspolitischen Streitschrift⁷ eine – zustimmende, das ist Dohms Wunsch – Rezension zu verfassen. Dohm ist inzwischen preußischer Gesandter im niederrheinischen Reichskreis geworden, zu dem auch die westlichen Provinzen Preußens zählen. In dem katholischen Aachen schwelen seit Jahren Unruhen infolge der restaurativen Stadtverfassung. Humboldt unterstützt die in der Streitschrift vorgetragene Monita, er missbilligt die in Aachen herrschende Intoleranz, die Behinderungen bei der Gründung von Fabriken, den rigiden Zunftzwang, die Missbräuche im Finanzwesen. Die Vernetzung mit der Schrift „Über Religion“ zeigt sich in Wilhelms Monitum zur Benachteiligung der Protestanten: In Aachen hat die Religion Einfluss auf das Recht zu arbeiten und Menschen zu ernähren. Protestantische Gottesdienste sind in Aachen nicht erlaubt, dazu müssen sich die Kirchenbesucher über die Stadtgrenze hinaus ins Holländische begeben.⁸

Die Schrift „Über Religion“ ist eines der Aschenputtel der Humboldt-Forschung. Sie wurde nie veröffentlicht, sie hätte die Zensur nicht passiert.⁹ Allerdings bringt Wilhelm hier bereits seine Grundauffassung zum Verhältnis zwischen Individuum und Staat zum Ausdruck. Danach hat Wilhelm sein Theoriegebäude zwar differenziert, seine Grundauffassung jedoch nicht verändert.

III. Die Schrift: Über die Grenzen des Staats

Von Beginn der Revolution an, d. h. seit seiner Reise nach Paris und die Schweiz ab Juli 1789, widmet sich Wilhelm den politischen Vorgängen in Frankreich mit höchster Aufmerksamkeit. Vornehmlich geht es ihm um die Einrichtung einer Verfassung.¹⁰ Doch diese entspricht nicht Wilhelms Vorstellungen. Es ist keine Verfassung von den Menschen her und aus ihren geistigen Kräften heraus belebt, keine Verfassung im Dienst der Menschen, sondern eine Verfassung der

7 Meine Gedanken über die in unserer Vaterstadt vorzunehmende Verbesserung, vermittelst Abschaffung wirklicher Misbräuche insbesondere, und Befestigung unserer Demokratischen Verfassung im ganzen Umfange, Aachen im Oktober 1788. – Die Schrift wird Peter Josef Franz Dautenberg (1769–1828) als Verfasser zugeschrieben, Journalist und Zeitungsverleger in Aachen.

8 Wilhelm von Humboldt, Zur Aachener Verfassungsrevision, hg. v. Albert Leitzmann, in: Wilhelm von Humboldts Werke. Siebenter Band. Zweite Hälfte. Paralipomena, Berlin 1908, S. 546–550. (Nachdruck 1968 und später) (= Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. v. d. Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften Bd. VII/2).

9 Vgl. Heinrich Hubert Houben, Hier Zensur – wer dort? Der gefesselte Biedermeier, Leipzig 1990, S. 58ff. 285ff. (= Reclams UB Bd. 1340); zuerst: Leipzig 1924.

10 Erlassen am 3. September 1791.

Utopie und der Folge, den Menschen zu vereinnahmen: Über diese Entwicklung diskutiert Humboldt während seiner Ausbildungszeit in Berlin im Winter und Frühjahr 1790/91 mit Friedrich Gentz (1764–1832).¹¹ Nach der Heirat und der Übersiedlung auf das Gut Burgörner im Herbst und Winter 1791/92 setzen beide die Diskussion fort, erkennbar an den drei politischen Briefen von Wilhelm an Gentz, von denen der dritte, abgeschlossen in Burgörner am 9. Januar 1792, die Vor-Version der umfassenden Schrift: „Über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats“ darstellt. Der Gedankenaustausch zwischen Humboldt und Gentz wird noch intensiviert durch einen mehrtägigen Besuch von Gentz im November in Burgörner, wobei sich Karoline von Gentzens augenfälligem Auftreten und seinen geistigen Fähigkeiten – er sei ein Mann „von großer Wissenschaft“ – sehr beeindruckend lässt.

Bereits in dem ersten im August 1791 verfassten Brief moniert Wilhelm, dass die neue französische Verfassung nach den „blossen Grundsätzen der Vernunft“¹² verfasst worden ist. „Nun kann aber keine Staatsverfassung gelingen, welche die Vernunft [...] nach einem angelegten Plane gleichsam von vornher gründet“. In der Staatsverfassung müssen vielmehr „individuelle Kräfte, individuelles Wirken“ als Grundlage des Handelns verankert sein. „Was im Menschen gedeihen soll, muss aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von aussen gegeben werden.“¹³ Ziel einer Verfassung ist nicht, ein Ideal anzustreben, sondern dem Bedürfnis zu entsprechen. „Der Mensch vermag ausser sich zu wirken, und in sich zu bilden. Bei dem Ersteren kommt es bloss auf Kraft, und zweckmässige Richtung derselben an; bei dem Letzteren auf Selbstthätigkeit.“¹⁴ Ohne sie, ohne Selbstthätigkeit, „wird der Mensch Maschine. Man bewundert, was er thut; man verachtet, was er ist.“¹⁵

IV. Der Aufenthalt im Baskenland

Auf seinen Reisen von Paris aus in den Süden finden die Basken Wilhelms besondere Aufmerksamkeit. Er erkennt hier ein hohes Maß an Ursprünglichkeit,

11 Kriegsrat in Berlin, scharfer politischer Denker, später Antiliberalist. Muss seiner Schulden wegen nach Wien fliehen, wird von Metternich als Mitarbeiter angenommen; geädelt. Während des Wiener Kongresses Wilhelm von Humboldts Gegenspieler.

12 Wilhelm von Humboldt: Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlasst, in: Schriften zur Anthropologie und Geschichte, Stuttgart 1960 (und weitere Auflagen), S. 34 (= Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden, hg. von dens., Bd. I); gilt auch für die folgenden beiden Zitate.

13 Ebd., S. 36.

14 Ebd., S. 38.

15 Ebd., S. 37.

indem sie im Laufe ihrer Geschichte kaum Kontakt mit anderen Völkern hatten. Ihre ursprüngliche Bildung findet er insbesondere in den abgelegenen Bergregionen erhalten. Auf den Urstand, die Anfangsbeschaffenheit zurück zu gehen, ist für Wilhelm das Erkenntnisprinzip, um die Individualität des Menschen zu finden und zu erforschen. Ausdruck der Individualität ist die Sprache. Es fällt auf, dass insbesondere Wilhelms Spätschriften Sprachstudien sind, sie betreffen alte und indigene Sprachen. Wilhelm sucht dort Erkenntnisse über das Individuum und seine Kräfte. Wie zu seiner Zeit das Individuum seine Kräfte zur Geltung bringen kann, im Staat seiner Zeit, darüber zu schreiben war ihm verboten. So erforscht er die Verhältnisse, wie sie in der Vergangenheit waren, hält seiner Gegenwart einen Spiegel vor.

In den Basken hat er einen „Völkerstamm“ vor sich, der seine Ursprünglichkeit, seine Eigentümlichkeiten bis in die Gegenwart erhalten hat. So befasst sich Wilhelm insbesondere mit den politischen Verhältnissen, den Verfassungen, dort mehr oder weniger ausgeformt, bei denen er trotz unverkennbarer Unterschiede einen „gemeinsamen freiheitlichen Charakter“¹⁶ feststellt. Das Prinzip der Selbstbestimmung genießt einen hohen Stellenwert. Politische Grundlage bildet überall die Versammlung der Einwohner der „Kommune“. Nicht das Urteil der Spezialisten, sondern letztendlich „der gesunde Sinn“ eines jeden einzelnen Basken bestimmt mit „und entwickelt damit seine Kräfte.“¹⁷ Wenn und wo die Verfassung die Menschen mitbestimmen und damit ihre Kräfte sich entwickeln lässt, da ist sie für die Bildung förderlich.

In der Junta, der Generalversammlung, darf jeder Deputierte seine Meinung vortragen, es herrscht „Freiheit der Aesserungen.“¹⁸ Einmal von der Krone zugestandene Freiheiten dürfen nicht angerührt werden. Die Charakterstärke der Basken wirkt sich wohltuend aus: „Das Beispiel des Einen wird dem andern zum Sporn.“¹⁹ Aber: „Wird dieser Gemeingeist, durch Beschneidung der politischen Freiheit, in seiner Wurzel angegriffen,“ nimmt man der Provinz den Gedanken, für sich selbst zu arbeiten, so wird die Provinz „auf einmal zu einem Zustande der Armuth und Nichtigkeit verdammt.“

16 Ruprecht Mattig, Wilhelm von Humboldts Faszination für die Basken, in: Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft 37 (2017), S. 42.

17 Ruprecht Mattig, Wilhelm von Humboldt als Ethnolog. Bildungsforschung im Zeitalter der Aufklärung, Weinheim/Basel 2019, S. 231.

18 Wilhelm von Humboldt, Die Vasken, oder Bemerkungen auf einer Reise durch Biscaya und das französische Baskenland im Frühling des Jahrs 1801, in: Schriften zur Altertumskunde und Ästhetik. Die Vasken, hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Stuttgart 1961 (und weitere Auflagen), S. 595. (=Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden, hg. von dens. Bd. II).

19 Ebd., S. 596.

V. Für Preußen eine Verfassung?

Unter den napoleonischen Zwängen und den Anstrengungen des Befreiungskrieges hatte König Friedrich Wilhelm III. (1797–1840) im Finanzedikt von 1810 sowie 1815 in der „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes“ Hoffnungen auf die förmliche Einrichtung einer Verfassung erweckt. Somit fühlte Wilhelm von Humboldt für sich das große Aktionsfeld eröffnet. Humboldt dachte an eine Verfassung für Deutschland, die Verfassung sollte das Band der Einigung der deutschen Staaten sein.

Gesprächspartner über eine zukünftige Verfassung war insbesondere Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757–1831).²⁰ Im Dezember 1813 verfasste Humboldt eine Denkschrift: Deutschland als Zentralstaat in der Mitte von Europa müsse – so Humboldt – durch sein aus dem Inneren heraus gewonnenes Selbstgefühl frei und stark sein.²¹ Indessen: ein kaltes Verstandesgefühl schafft keine dauerhafte Verfassung. Dazu vielmehr benötigt Deutschland „den wieder erweckten, und durch Freiheit und Selbständigkeit zu erhaltenden Geist der Nation“²² – Prinzipien der Verfassung sind nicht Gewalt oder Unterordnung, sondern Freiheit und Notwendigkeit. Wilhelm rührt das bestehende Netz von deutschen Staaten nicht an: Deutschland ist von Natur her ein Staatenverein, im Gegensatz zu Frankreich und Spanien nicht in eine Masse zusammengeschmolzen: „Der Deutsche ist sich nur bewusst, dass er ein Deutscher ist, indem er sich als Bewohner eines besonderen Landes in dem gemeinsamen Vaterlande fühlt.“²³ Humboldt entwirft in einem Bündel von Einzelparagrafen spezielle Regelungen. Darauf ein Kommentar: „Die Gleichmäßigkeit der Fortschritte der Geistesbildung in dem gesamten Deutschland hängt vorzüglich von dieser Freiheit ab, die auch in politischer Rücksicht wesentlich nothwendig ist.“²⁴

Die Bemühungen Humboldts um eine Verfassung nehmen in den Folgejahren immer konkretere Gestalt an. Der Staatskanzler Karl August von Hardenberg (1750–1822) entlud sich des lästigen Reformtreibers zunächst, indem er ihm von Ende 1817 bis Ende 1818 das Amt als Gesandter in London übertrug. Es brach inländischer Widerstand auf: Nicht zuletzt Wilhelm von Humboldts

20 Seit 1813 Leiter der provisorischen Zentralverwaltung, danach als in Deutschland anerkannte politische Autorität mit verschiedenen Aufgaben befasst.

21 Wilhelm von Humboldt, Denkschrift über die deutsche Verfassung an den Freiherrn von Stein, in: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Stuttgart 1964, S.303 (und weitere Auflagen) (=Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden, hg. von dens. Bd. IV); gilt auch für die beiden Folgezitate.

22 Ebd., S. 307.

23 Ebd., S. 308.

24 Ebd., S. 321.

angeheirateter Vetter, der legendäre Marschall Gebhard Lebrecht Fürst Blücher (1742–1819) reiste von Adelsitz zu Adelsitz und warnte seine Mit-Standesgenossen, Humboldt als Minister werde ihre Standesprivilegien abschaffen. Im Januar 1819 jedoch wurde Humboldt nicht zuletzt durch unermüdliches eigenes Drängen denn doch zum „Minister für ständische Angelegenheiten“ ernannt, neben Friedrich von Schuckmann (1755–1834) als zweiter Innenminister und speziell für ständische Angelegenheiten zuständig, für Verfassungsfragen.

VI. Humboldts Verfassungsbemühungen scheitern

Das neue Amt war ihm kaum übertragen worden, da verfasste Humboldt im Februar 1819 eine zweite Denkschrift an Stein. Darin heißt es: Die „subjektive“ Notwendigkeit einer Verfassung besteht darin, „daß der Bürger durch die Theilnahme an der Gesezgebung, Beaufsichtigung und Verwahrung mehr Bürgersinn und mehr Bürgergeschicklichkeit erhält.“²⁵ Er wird „dadurch für sich sittlicher“ und gibt „seinem Gewerbe und seinem individuellen Leben, indem er beide näher an das Wohl seiner Mitbürger knüpft, eine höhere Geltung.“ Der Einzelne vermag sich durch die Festlegungen in der Verfassung „mit mehr Ernst und Wahrheit über die Interessen des Landes und die Schritte der Regierung auszusprechen“, er kann sich wehren „gegen das Ansichreiben und Umsichgreifen der Staatsbehörden überhaupt.“²⁶

Humboldt appellierte an den König, die auf Betreiben des österreichischen Staatskanzlers Clemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich (1773–1859) zustande gekommenen Karlsbader Beschlüsse²⁷ nicht zu unterzeichnen, und argumentierte wie folgt: Die Karlsbader Beschlüsse gelten nur für den Deutschen Bund, nicht aber, was Preußen betrifft, für die Provinzen Ost- und Westpreußen sowie Posen, die ehemals außerhalb des alten deutschen Kaiserreiches lagen: Hier ist Preußen völlig souverän. Da aber zwischen den Provinzen Preußens im Deutschen Bund und den Provinzen außerhalb des Deutschen Bundes verfassungsmäßig kein Unterschied bestehen darf, weil dies die Einheit des Königreichs Preußen bedroht, so kann der König unter völliger Vernachlässigung der Karlsbader Beschlüsse die zugesagte Gesamt-Verfassung erlassen. Wilhelm sah in einer Verfassung für das gesamte Königreich Preußen gerade auch ein besonderes Mittel der politischen Integration des weitreichenden Provinzgefüges.

25 Wilhelm von Humboldt, Über landständische Verfassungen in den Preußischen Staaten, in: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Stuttgart 1964, S. 434 (und weitere Auflagen) (=Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden, hg. von dens. Bd. IV); gilt auch für die beiden Folgezitate.

26 Ebd., S. 435.

27 Politische Einschränkungen: weitgehende Zensur und Überwachung.

Insbesondere der Staatskanzler Hardenberg, der sich offensichtlich selbst mit Verfassungsplänen herumtrug, sah in Humboldt insofern einen gefährlichen Gegenspieler, als Humboldt dem König die Zulassung eines direkten Ministervortrags abringen wollte. Bis dahin war den Ministern nur bei Anwesenheit des Staatskanzlers Vortrag beim König gestattet. Dieses Privileg aufzuheben widersprach auch den Interessen des Fürsten Wilhelm von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1770–1851), der als Minister des Königlichen Hauses mit der Regelung der königlichen Familienangelegenheiten betraut, ebenfalls noch das Privileg des alleinigen Vortrages besaß. Wittgenstein, hochgradig reaktionär, ein ausgesprochenener Widersacher Humboldts, brachte den alternden Staatskanzler Hardenberg dazu, den König vor die Wahl zu stellen, sich entweder für ihn, Hardenberg, oder für Humboldt zu entscheiden. Der König ließ Humboldt fallen: In der Außensicht kamen Hardenberg viel größere Verdienste zu als Humboldt. Er hatte dem König während der Napoleonischen Besetzung festen Rückhalt geboten und entstammte einer weitaus ehrwürdigeren Familie als der mit Reformvorschlägen ewig quertreibende Humboldt, der zudem auch noch an dem bequemen Verwaltungstrott in der Regierung herumwälkte.

Als Humboldt am Ende des Jahres 1819 sein Amt aufgab,²⁸ erlebte die Berliner Börse den ersten großen Crash ihrer Geschichte. Für die fortschrittlich denkenden Politiker und Wirtschaftler war Humboldts Rückzug eine Katastrophe. Der Rückzug aus der politischen Verantwortung war im Grunde auch eine Kapitulation vor Wilhelm von Humboldts eigener Bildungstheorie. Deutete sich an, dass sich Humboldt persönlich politischen Kämpfen nicht mehr gewachsen fühlte? Da war der alte Kriegs- und Steuerrat Johann Georg Scheffner (1736–1820) in Königsberg, der schon Wilhelms Vater gut gekannt hatte. Scheffner war mit dem System Friedrichs d. Gr. unzufrieden gewesen und aus dem Staatsdienst ausgeschieden – er hatte eine vermögende Ehefrau geheiratet. Scheffner beobachtete das politische Leben in Preußen mit großer Aufmerksamkeit und Kritikbewusstsein. Er war auch mit Humboldt während dessen Königsberger Zeit 1809/10 häufig zusammengekommen. Nun appellierte er nahezu flehentlich an Humboldt, im Dienst zu verbleiben, damit Preußen nicht ganz der Restauration geopfert werde: Vergeblich!

Als sich nach Hardenbergs Tod 1822 die Frage ergab, wer dessen Nachfolge antreten sollte, brachte Jobst Wilhelm Karl Ernst von Witzleben (1783–1837), der Generaladjutant des Königs, Humboldt ins Spiel. Der König wies Witzlebens Vorschlag zurück: „Er weiß doch, ich kann den Humboldt nicht nehmen!“ Und abermals leistete Wittgenstein Widerstand: Die Integration Preußens könne

²⁸ Vgl. dazu ausführlich: Udo von der Burg, Bemerkenswertes von und um Wilhelm von Humboldts Leben, in: Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft 39 (2017), S. 19–27.

nicht durch einen Verfassungsstaat, sondern nur durch einen Verwaltungsstaat erreicht werden. Das Netz gegen Humboldt war auch noch durch ein außenpolitisches Hindernis belastet: Prinzessin Charlotte von Preußen (1798–1860), die Tochter Friedrich Wilhelms III. (1797–1840), war an den Zarewitsch verheiratet, später Nikolaus I. (1825–1855). Der Zar, Alexander I. (1801–1825), fürchtete bei Verfassungsverhältnissen in der preußischen Provinz Posen entsprechende übergreifende Reformbestrebungen auf sein seit 1815 in Personalunion mit Russland verbundenes Warschauer Königreich Kongress-Polen: Wenn Humboldt Staatskanzler, wenn Verfassungen in Preußen, insbesondere in der Provinz Posen, dann, so wurde Friedrich Wilhelm III. in sanfter Diplomatie mitgeteilt – dann kannst du dir deine Charlotte wieder aus St. Petersburg zurückholen. Im Hinblick auf den dann 1830 ausgebrochenen Warschauer Aufstand waren die Befürchtungen des Zaren berechtigt.

„Sehnsucht nach Freiheit“. Humboldts Liberalismus

VON MICHAEL MAURER

Zusammenfassung

Wilhelm von Humboldts Freiheitsdenken war grundlegend für die europäische Geistesgeschichte. Nach den historischen Erfahrungen des aufgeklärten Absolutismus und der Französischen Revolution musste das Verhältnis von Individuum und Staat neu adjustiert werden. Und 1813 wurden neue Konzepte benötigt, das Verhältnis der Einzelstaaten zur deutschen Nation zu bestimmen. Humboldt gelang es, politische Klugheit und seine persönliche Sehnsucht nach Freiheit zu vereinbaren.

Abstract

Wilhelm von Humboldt's thoughts on liberty were ground-breaking in European intellectual history. The relation of the individual and the state had to be adjusted after the historical experience of enlightened despotism and the French revolution. And in 1813, new concepts were in need to determine the relations of individual states and the German nation in a constitution. Humboldt succeeded in bringing together political sophistication and his overwhelming personal longing for freedom.

Wilhelm von Humboldts Namen assoziiert man heutzutage meist mit Bildungsfragen.¹ An diesem Ort, an der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbestrebungen in der deutschen Geschichte im Rastatter Schloss, bietet es sich jedoch an, über sein Verständnis von Freiheit zu sprechen. Meine These läuft darauf hinaus, dass Humboldt nicht nur grundlegende Gedanken formuliert hat, die in der Geschichte des Freiheitsdenkens Epoche gemacht haben, sondern durch seine Lebensführung ein überzeugendes Beispiel für aus dem Freiheitsdenken folgende Zivilcourage gegeben hat.

Wilhelm von Humboldt befand sich als begüterter Adliger in einer begünstigten Ausgangsposition:² Aufgrund seines Standes wurde er dazu erzogen, sich etwas

1 Clemens Menze, Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts, Hannover u.a. 1975. Rainer C. Schwings (Hg.), Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert, Basel 2001. Christoph Marksches, Was von Humboldt zu lernen ist. Aus Anlass des zweihundertjährigen Geburtstags der preußischen Reformuniversität, Berlin 2010.

2 Biographische Literatur: Herbert Scurla, Wilhelm von Humboldt. Werden und Wirken, Berlin 1970; Lothar Gall, Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt, Berlin 2011; Michael Maurer,

herausnehmen zu dürfen; und aufgrund des gesicherten materiellen Hintergrundes konnte er sich das auch leisten. Von gewöhnlichen Standesgenossen unterschied er sich freilich dadurch, dass nicht das *Vergnügen* sein Leitstern war,³ sondern die *Bildung*. Dieses überständische Ideal – er war von führenden Berliner Aufklärern erzogen worden – konnte mit dem Standesideal in Konflikt geraten, das für Adlige in Preußen primär den Hofdienst, den Militärdienst oder den Verwaltungsdienst vorsah. Jedes Ideal von Freiheit stieß sich also an der herrschenden Vorstellung von Pflicht und Dienst. Die Idee persönlicher Freiheit fand insofern ihre nächste Grenze in den Anforderungen des Staates, für den in Preußen der Monarch einstand. Der jeweilige König verkörperte in seiner Person „den Staat“. Aber – und diese Wendung wurde für Humboldt entscheidend wichtig – letztendlich war der König nur der Repräsentant eines Staates, der nun als Organisation des Volkes als der grundlegenden Einheit gedacht wurde. Es war also für Humboldt möglich, gewissermaßen vom König über den Staat an das *Volk* zu appellieren oder sich zu überlegen, wessen das *Volk* bedürfe. Die konkrete staatliche Verfassung verwies ihn auf die preußische Monarchie, aber dahinter stand mit dem deutschen Volk eine umfassendere, ideale Größe, die Humboldt stets im Blick hatte.

Wilhelm von Humboldt wurde standesgemäß ausgebildet: Mit seinem Bruder Alexander zusammen erhielt er zunächst Privatunterricht, bevor er auf der preußischen Landesuniversität in Frankfurt an der Oder Jura studieren sollte: zur Vorbereitung auf den Staatsdienst. Hier ereignete sich nun der erste Ungehorsam: Gegen das Verbot des Königs wechselte er binnen kurzem von Frankfurt nach Göttingen, also auf die hannoversche Landesuniversität, die zu seiner Zeit in Deutschland führend war.⁴ Diese Entscheidung war klar vom Gesichtspunkt bestmöglicher Bildung geleitet.

Nach dem Abschluss des Studiums praktizierte er als Referendar bei Berliner Gerichten; aber statt planmäßig Karriere zu machen, heiratete er und zog sich ins Privatleben zurück. Zuerst auf das Gut des Vaters seiner Frau in Burgörner mit Stadtresidenz in Erfurt, dann Schillers wegen nach Jena und Weimar.⁵ Mit dem Ziel einer Verwirklichung seiner Selbstbildungsideen versagte er sich also zunächst dem Staatsdienst.

Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk, Köln/Weimar/Wien 2016. Cord-Friedrich Berghahn (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2022.

3 Ich betone das gegen das sonderbare Buch von Siegfried A. Kaehler mit dem irreführenden Titel Wilhelm v. Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800, Göttingen, 2. Aufl. 1963.

4 Rudolf Vierhaus (Hg.), Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung, Göttingen 1985. Hartmut Bockmann, Göttingen. Vergangenheit und Gegenwart einer europäischen Universität, Göttingen 1997.

5 Maurer, Wilhelm von Humboldt, a.a.O., S. 100-108.

Freilich nicht grundsätzlich; später übernahm er diplomatische Missionen, die ihm Freiheit für seine persönliche Entfaltung ließen, und kehrte schließlich sogar aus Rom nach Berlin in ein Staatsamt zurück, als er gerufen wurde und die Not des Staates erkannte.

Er verharnte jedoch nicht in der eingeschlagenen Karriere und hielt sich auch nicht an der gewonnenen Macht fest, sondern demissionierte freiwillig, als ihm dies geboten schien. Und das ist nun der entscheidende Punkt, auf den meine Lebenserzählung hinführt: Er kündigte 1819 nicht etwa, weil er erneut seine privaten Belange vor die öffentlichen gestellt hätte, sondern aus Protest gegen die Freiheitseinschränkungen, die man mit dem Stichwort „Karlsbader Beschlüsse“ evoziert. Mag sein, dass er, wie in seinem früheren Leben, gerne zu seinen privaten Studien zurückkehren wollte; entscheidend sind aber der Zeitpunkt und der Konflikt, in dem das geschah. Die Verstimmung zwischen dem König und seinem prominentesten Politiker hielt jahrelang an und wurde erst spät, wenige Jahre vor seinem Tode, geheilt.⁶ Humboldt war also nicht etwa nur ein Adliger, der sich seine Freiheit herausnahm, sondern ein Staatsdiener, der sich gerade in seiner öffentlichen Funktion als Sachwalter der Interessen des Volkes fühlte und in entscheidender Stunde für die Freiheit eintrat, auch wenn dies seiner Karriere schadete.

Wir wollen uns nun näher ansehen, worin sein Freiheitsbegriff bestand und inwiefern er damit in die Geschichte des Liberalismus und der deutschen Freiheitsbewegungen gehört. Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ gelten in neuerer Zeit als eine der grundlegenden politischen Schriften; sie sichern Humboldts Platz unter den Klassikern der Staatstheorie und unter den Vätern des Liberalismus.⁷ Darin geht es um die Befugnisse des Staates dem Einzelnen gegenüber, nachdem im Aufgeklärten Absolutismus eine umfassende Konzeption des Wohlfahrtsstaates entwickelt worden war, die nun, nach der Französischen Revolution und dem Sieg der Freiheit, ganz neu bedacht werden musste. Humboldts grundierende „Sehnsucht nach Freiheit“⁸ führte ihn dazu, den als notwendig vorausgesetzten und anerkannten Staat genauer nach seinen Zwecken hin zu untersuchen und dar-

6 Versöhnung mit dem König, Museumsengagement: Maurer, Wilhelm von Humboldt, a.a.O., S. 277 f. Cord-Friedrich Berghahn: Humboldt und das Berliner Museum, in: Berghahn (Hg.), Wilhelm von Humboldt, a.a. O., S. 369-374.

7 Standardliteratur zum Liberalismus: Lothar Gall (Hg.), Liberalismus, Königstein/ Ts. 2. Aufl. 1980; Dieter Langewiesche. Liberalismus in Deutschland, Frankfurt a.M. 1988; James J. Sheehan, Der deutsche Liberalismus. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg 1770-1914, München 1983.

8 Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen [1792], in: Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden, hg. von Andreas Flitner/ Klaus Giel, Darmstadt, 3. Aufl. 1980 (im Folgenden zitiert als HS), Bd. 1, S. 56-233; hier: S. 57 f.

aus zu bestimmen, wo der Wirksamkeit des Staates Grenzen zu setzen seien. Die sich immer weiter ausdehnenden Gebiete des Regierungshandelns sollten einer kritischen Prüfung unterzogen werden hinsichtlich ihrer Folgen, nämlich der immer weitergehenden Eingriffe in das Privatleben der Bürger. Diese Untersuchung setzt die Möglichkeit einer Revolution immer schon voraus; der Seitenblick auf Frankreich leitet die grundlegende und auch die spezieller auf die deutschen Verhältnisse bezogene Reflexion an. Humboldt bekennt sich einerseits zur Revolution von 1789: Es sei „ein schöner, seelenerhebender Anblick [...], ein Volk zu sehen, das im vollen Gefühl seiner Menschen[-] und Bürgerrechte seine Fesseln zerbricht“; andererseits aber folgert er daraus für den preußischen Fürstenstaat, dass es noch „ungleich schöner und erhebender“ wäre, einen Fürsten zu sehen, „welcher selbst die Fesseln löst und Freiheit gewährt, und diess Geschäft nicht als Frucht seiner wohlthätigen Güte, sondern als Erfüllung seiner ersten, unerlasslichen Pflicht betrachtet“.⁹ Das enthält auch implizit den Vorschlag an die Fürsten, doch aus Klugheit freiwillig Freiheit zu gewähren, um zu verhindern, dass sie sich das Volk selbst nimmt. Dass dieser Punkt aber erreicht ist, dass entweder das eine oder das andere geboten ist, ergibt sich aus der Kultur und Aufklärung, welche das Volk im 18. Jahrhundert nun einmal erreicht hat. Der Vergleich der Antike mit der Moderne erhärtet diese Diagnose nur: Zur Wiedergewinnung der vollen Energie benötigt der Staat der Neuzeit, so Humboldts Botschaft, den Mut, seinen Bürgern mehr Freiheit zu lassen. Dem steht die neuzeitliche Tendenz der Staaten entgegen, immer weitere Bereiche des Lebens staatlichem Handeln und staatlicher Lenkung zu unterwerfen: Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Industrie, Künste und Wissenschaften... Humboldts Prüfung dieser Entwicklungen hat zum Ziel, hier Grenzen zu ziehen und festzustellen, wo überhaupt staatliches Eingreifen erforderlich ist und wo das Gemeinwohl größeren Nutzen aus einer Zurückhaltung des Staates erwarten könnte.

Humboldt mag mit dieser „Sehnsucht nach Freiheit“ und Abwehr überflüssiger staatlicher Eingriffe am Ende des 18. Jahrhunderts zunächst wie ein Sonderling gewirkt haben. Aber hier ist schon alles theoretisch durchdacht, was wenige Jahre später, nach der Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt 1806, gewissermaßen zur preußischen Staatsdoktrin werden sollte, als der König sagte, man müsse sich zum Ersatz der mangelnden physischen Kräfte auf die geistig-moralischen verlassen.¹⁰ Das bedeutete: Was der Staat nicht leisten kann (durch sein Heer und seine Beamten), muss durch die Kräfte der Nation, also des Volkes, bewirkt werden.

⁹ HS 1, S. 59.

¹⁰ Friedrich Wilhelms III. Diktum wird vielfach zitiert, jedoch ohne präzisen Nachweis. Z. B. Eberhard Kessel, Wilhelm v. Humboldt. Idee und Wirklichkeit, Stuttgart 1967, S. 206.

Dies war genau Humboldts Anschauung, die hier 1792 schon klar ausgeformt ist. Je mehr ein Staat tätig wird, anordnet und reguliert, desto mehr hemmt er die Kräfte der Nation. Die Untertanen verlassen sich nämlich dann darauf, dass es der Staat schon richten werde, und machen es sich bequem. Sie vernachlässigen damit aber ihre eigenen Kräfte und Möglichkeiten, was sich auf lange Sicht nur fatal auswirken kann. Die Regelungswut des Staates beeinträchtigt die Selbsttätigkeit der Bürger, und sie beschädigt auch ihre Moral, weil nämlich jeder seinen Vorteil darin sucht, sich den Anordnungen des Staates (der dann als fremde Größe aufgefasst wird) zu entziehen.

Zur Erreichung eines menschlichen Optimums müssen die Kräfte aller Individuen entfesselt werden. Dabei hat der Staat sehr wohl seine Berechtigung; sie besteht darin, Übergriffe von Bürgern auf andere Bürger zu verhindern (innere Sicherheit) und die Bedrohung derselben durch äußere Feinde abzuwehren (äußere Sicherheit). Einen weiteren Zweck außer diesem defensiven und juristischen, außer Militär und Justiz, will Humboldt nicht gelten lassen.¹¹ Seine „Sehnsucht nach Freiheit“ ist es, die diesen extremen, philosophisch begründeten Liberalismus hervorgebracht hat.

Öffentliche Erziehung wurde damals, als der Staat mehr und mehr die Erziehungsaufgaben übernahm, welche in früherer Zeit Familie und Kirche erfüllt hatten, weitgehend als Staatsaufgabe angesehen. Humboldt aber argumentierte fundamental gegen öffentliche Erziehung.¹² Dies ist umso bemerkenswerter, als ja derselbe Mann 17 Jahre später in Preußen der Hauptverantwortliche für öffentliche Erziehung werden sollte. Sein Ansatz liegt in der Anthropologie: Jede angeordnete Erziehung durch den Staat zielt auf Vereinheitlichung, beschädigt also die Mannigfaltigkeit der Individuen, auf deren Entwicklung das Gemeinwohl letztlich angewiesen ist. Wenn Freiheit gewährt wird, so Humboldts Credo, entsteht jede Art von Erziehung und Unterricht aus Privatinitiative – mithin besser, als sie der Staat bieten könnte. Der Anschluss an die politische Theorie besteht darin, dass die öffentliche Erziehung nicht nötig ist zur Erfüllung des Staatszweckes der Sicherheit.

Der Staat des Aufgeklärten Absolutismus wollte seine Bürger erziehen und zu besseren Menschen machen. Humboldt spricht dagegen: Der Staat hat seine Bürger nur gegen Übergriffe in die Rechte anderer Bürger zu sichern. Er kann nur Zuwiderhandlungen durch Strafen sanktionieren. Ein staatliches Einwirken auf die Sitten seiner Bürger ist prinzipiell verwerflich. Die traditionellen Luxusgesetze, Kleiderordnungen, Erziehungsmaßnahmen und Religionsrege-

¹¹ HS 1, S. 90.

¹² HS 1, S. 103-109.

lungen haben keine Berechtigung und sind abzuschaffen.¹³ Humboldts grundlegende Abkehr von der damals verbreiteten Vorstellung, der Staat müsse zum Wohlstand und zur Glückseligkeit seiner Untertanen durch immer weiter intensivierte Verwaltungshandeln und durch immer eingreifendere Gesetzgebungstätigkeit beitragen, hat seine Wurzeln letztlich in der Situation der Revolution: Was sich fast gleichzeitig in Frankreich abspielte, wurde von Humboldt auf seine philosophischen Voraussetzungen hin durchdacht. Die Revolution von 1789 hatte sich nämlich nicht gegen den ursprünglichen Absolutismus gerichtet, für den Ludwig XIV. stehen mochte, sondern gegen den ‚*despotisme éclairé*‘, den Staat im Zustand einer wohlwollenden Obrigkeit, deren Repräsentanten durch eingreifende Reformen und hohe Regelungsdichte eine allgemeine Glückseligkeit zu erzwingen suchten. Diese Art von Staat war nach Humboldts Analyse 1789 gescheitert, weil er die Kräfte des Individuums unterdrückte, statt sich ihre Entfaltung zur Aufgabe zu machen. Humboldts Liberalismus ist also klar postrevolutionär, angestachelt vom Drängen nach Freiheit, das sich in Frankreich gezeigt hatte, und von der philosophischen „Sehnsucht nach Freiheit“, die aus der axiomatischen Fixierung des Denkens auf das Individuum hervorwuchs, wie sie der deutschen Tradition seit Leibniz entsprach.¹⁴

Mit solchem Durchdenken der Grundlagen von Politik und Verwaltung von philosophischen Grundsätzen aus, wie es der an Kant geschulte Humboldt hier vorführte, profilierte er sich als jene Persönlichkeit, die auf Zeitgenossen so eindrucksvoll wirkte und ihn letztlich in einer entscheidenden politischen Situation 1809 den preußischen Reformern als den geeigneten Mann erscheinen ließ, zur Bewältigung der Krise Entscheidendes beizutragen.¹⁵

Von Humboldts Freiheitsschrift wurden 1792 nur einzelne Kapitel in Schillers „Neuer Thalia“ sowie in der „Berlinischen Monatsschrift“ gedruckt; kein Verleger wagte damals das Ganze als Buch.¹⁶ Die gesamte Schrift wurde erst 1851 ausgegraben und gedruckt sowie im Jahr darauf in die Werkausgabe aufgenommen, wo sie nun, nach der gescheiterten Revolution von 1848, erst eigentlich ihre Wirkung zeigen konnte als Manifest der Freiheit. Sie wurde im Jahr darauf ins Englische übersetzt und entfaltete über John Stuart Mills „On Liberty“ eine bedeutende Wirkung in der angelsächsischen Welt. Ins Französische übersetzt

13 HS 1, S. 131.

14 Aleida Assmann, Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee, Frankfurt a.M./New York/Paris 1993; Georg Bollenbeck, Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/M./Leipzig 1994; Michael Maurer, Bildung, in: Hans-Werner Hahn/Dieter Hein (Hg.), Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf – Vermittlung – Rezeption, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 227-237.

15 Vgl. Maurer, Wilhelm von Humboldt, S. 167-172.

16 Zur Publikationsgeschichte vgl. HS 5, S. 299.

wurde sie ein Jahrzehnt später und auch in Frankreich stark beachtet – mehr als in Deutschland.¹⁷

Wenn wir nach den Wurzeln der „Sehnsucht nach Freiheit“ bei Humboldt fragen, müssen wir in erster Linie seine Aufklärungserziehung in Rechnung stellen. Vor allem die Berliner Aufklärer, Joachim Heinrich Campe, Johann Jakob Engel, Christian Wilhelm (von) Dohm und Ernst Ferdinand Klein haben ihn in jungen Jahren beeinflusst. Für diese Männer war der Stand der öffentlichen Diskussion entscheidend, der unter Friedrich dem Großen erreicht worden war. Als unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. reaktionäre Kreise Einfluss erlangten und unter Johann Christoph von Wöllner ein Religionsedikt erlassen wurde, herrschte unter den Berliner Aufklärern heller Aufruhr. Humboldt war da gerade 21 Jahre alt und diskutierte auf seiner ersten großen Reise nach Paris mit allen möglichen Gesprächspartnern über diese Staatsfrage.¹⁸ Und er verfasste sogleich eine damals ungedruckt gebliebene Schrift mit dem Titel „Über Religion“, in der er die Zusammenhänge von Staat und Kirche grundlegend durchdachte und die liberale Einstellung philosophisch herleitete, die dann auch seine Freiheitsschrift bestimmte. Seine Untersuchung gipfelte in dem Satz: Wenn der Zweck des Menschen der Mensch selbst ist, „so bedarf die Erhaltung der grenzenlosesten Freiheit zu denken, zu untersuchen, die angestellten Untersuchungen, die gefundenen Resultate anderen mitzutheilen keiner Vertheidigung mehr“.¹⁹ Humboldts Liberalismus hat also seinen Kern in der Meinungs- und Religionsfreiheit. Die „Grenzen des Staates“ ergeben sich daraus, dass das Individuum nach dem Naturrecht Vorrang hat und haben muss.

Der nächste entscheidende Anstoß für Humboldts Denken war durch die Französische Revolution erfolgt. 1791 schickte er an Friedrich Gentz seine Abhandlung „Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlaßt“.²⁰ Der Adressat, damals ebenfalls im preußischen Staatsdienst tätig,

17 Zur Wirkungsgeschichte vgl. Cord-Friedrich Berghahn, Amtliche und politische Schriften, in: Berghahn (Hg.), Wilhelm von Humboldt, S. 178-197; hier: S. 184.

18 Fritz Valjavec, Das Woellnersche Religionsedikt und seine geschichtliche Bedeutung, in: Historisches Jahrbuch 72 (1953), 386-400; Günther Birtsch, Religions- und Gewissensfreiheit in Preußen von 1780 bis 1817, in: Zeitschrift für Historische Forschung 11 (1984), S. 177-204; Dirk Kemper (Hg.), Mißbrauchte Aufklärung? Schriften zum preußischen Religionsedikt vom 9. Juli 1788, Hildesheim 1996 (Microfiches); Dirk Kemper, Obskurantismus als Mittel der Politik. Johann Christoph von Woellners Politik der Gegenaufklärung am Vorabend der Französischen Revolution, in: Christoph Weiß (Hg.), Von ‚Obscuranten‘ und ‚Eudämonisten‘. Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert, St. Ingbert 1997, S. 193-220.

19 Wilhelm von Humboldt: Über Religion [wohl 1788], in: HS 1, S. 1-32. Zitat: S. 32.

20 Wilhelm von Humboldt, Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlaßt [1791], HS 1, S. 33-42.

begrüßte anfangs die Französische Revolution wie fast alle deutschen Intellektuellen, wandte sich jedoch bald unter dem Einfluss von Edmund Burke, dessen Schrift gegen die Revolution er ins Deutsche übersetzte, dem konservativen Denken zu.

Humboldt ging, wie damals die Zeitgenossen allgemein, davon aus, dass diese neu geschaffene Verfassung ein Ausdruck der *Vernunft* sei, wenn auch an die französischen Verhältnisse adaptiert. Aber: Kann eine Staatsverfassung überhaupt ‚neu‘ sein, geht sie nicht immer aus historischen Verhältnissen hervor, also letztlich aus dem Zufall?

Die Verfassung von 1791 war revolutionär, und zwar insofern, als sie ein altes System durch ein diesem völlig entgegengesetztes ersetzte. Das alte System hatte zum Zweck die Freiheit eines Einzigen, das neue die Freiheit jedes Einzelnen. Der Autor versucht uns durch Analogie auf den Gedanken zu führen, dass eine solche Ersetzung eines alten Systems letztlich nicht möglich sei und jedes neue System immer irgendwie auf das alte aufbauen müsse, wenn auch in modifizierter Form. Es ergibt sich logisch, dass man auf die Geschichte zurückgehen muss. Gleichwohl ist die Argumentation Humboldts nicht eigentlich gegenrevolutionär oder gar reaktionär, wie sich im Blick auf seine Rekonstruktion der Geschichte zeigt, die keineswegs auf eine Rechtfertigung des *Ancien Régime* hinausläuft. Er beginnt beim klassischen Topos der Staatstheorie, dem Herrschafts- und Unterwerfungsvertrag: Zwar ist es einleuchtend, dass Menschen Freiheitsrechte delegieren an den, der ihre Sicherheit gewährleistet, aber wenn die Gefahr vorüber ist, wollen sie sofort das Joch abschütteln. Da Macht dazu neigt, sich zu stabilisieren, erhält sich Freiheit nur insofern, als konkurrierende Mächtige gegeneinander kämpfen. Als Gegengewalt entstehen im Feudalismus die Städte. Mit der emporkommenden Geldwirtschaft verändern sich beide Seiten. Die Mächtigen streben danach, sich Geld durch Besteuerung anzueignen; es erscheint ihnen in gewissem Maße als Ziel, den Wohlstand der Nation zu fördern, um ihre Macht zu stärken. Um dieses Ziel zu erreichen, gewähren sie begrenzte Freiheiten, damit sich der Wohlstand entfalten kann. In der Sicht der Aufklärung erscheint dann der Wohlstand (umgekehrt) als Staatszweck; wo sich Fürsten diesen Gedanken aneignen (im Aufgeklärten Absolutismus), entsteht trotz des guten Willens genau das Gegenteil: der absolute Despotismus, die Unterdrückung der Freiheit des Einzelnen, eine Lähmung der Kräfte des Individuums. Auf der anderen Seite bewirkt Aufklärung aber Bewusstsein der eigenen Kräfte und „Sehnsucht nach Freiheit“, und diese beiden Tendenzen stießen nun in der zugleich aufgeklärtesten und despotisch regiertesten Nation, in Frankreich, direkt aufeinander. „Hier musste also auch die Revolution zuerst entstehen“.²¹

21 HS 1, S. 40.

Was ist davon zu halten? Humboldt brauchte sich nicht (wie Campe) für die Revolution auszusprechen und auch nicht (wie Burke) gegen die Revolution zu positionieren. Bereits in dieser frühen Schrift stellen „Individuum“ und „Freiheit“ Schlüsselbegriffe dar. Staat und Verfassung werden letztlich danach beurteilt, wie weit sie eine Entfaltung von individuellen Kräften ermöglichen. Zugleich ist Humboldt durchdrungen von historischem Denken: Nicht *Zustände* sind entscheidend, sondern das Früher und Später; jeder Zustand ist nur ein zufälliger Durchgangszustand. Damit wird auch ausgesagt, dass eine willkürlich angesetzte Vernunft nicht auf Dauer eine Verfassung stiften kann; sie kann nur einen neuen Durchgangszustand schaffen, der von neuen Zufällen betroffen sein wird, die der zukünftigen Geschichte wieder eine andere Richtung geben werden. Außerdem wird durch die Profilierung Frankreichs als Gesellschaft der Aufklärung und des Despotismus für Deutschland mit seinen anderen Voraussetzungen eine andere Geschichte möglich. Dabei fällt auf, dass Humboldt völlig davon Abstand nimmt, das Bestehende zu rechtfertigen, geschweige denn zu verklären. Der preußische Adlige zeigt sich sogar ausgesprochen kritisch seinem Stand gegenüber, wo er bei der historischen Rekonstruktion des Feudalismus im Mittelalter provozierend vom Adel als einem überflüssigen Übel spricht.²² Er stellt sich auf die Seite der *Freiheit*, und damit ist die Freiheit des Individuums gemeint, notwendig zur Entfaltung aller Kräfte.

Während für viele Publizisten und Politiker damals die Frage der Regierungsform im Zentrum stand (Monarchie oder Republik?),²³ erschien dies unter dem Blickwinkel Humboldts nicht zentral. Es kam vielmehr darauf an, wie viel Staat überhaupt gerechtfertigt war und wo man die Rechte des Individuums wahren musste.

Während die damals fortschrittlichsten politischen Denker sich grundsätzlich auf das Naturrecht beriefen und auf einen (hypothetischen) Gesellschaftsvertrag,²⁴ dachte Humboldt vom Bestehenden aus und prüfte seine Legitimation. Dass der preußische paternalistische Obrigkeitsstaat des Aufgeklärten Absolutismus bestand, war eine Tatsache; wie er jedoch sich nun unter Friedrich Wilhelm II. entwickelte, erschien Humboldt fatal: immer mehr Verbote und Zensur, Einschränkungen der Meinungsfreiheit und der Entwicklungsmöglichkeiten des Individuums. Das war sein Ausgangsproblem, welches nun im Kontext der Französischen Revolution von 1789 neu beleuchtet wurde.

22 HS 1, S. 39.

23 Vgl. Claus Träger (Hg.), *Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M. 1979.

24 Hans Maier/Heinz Rausch/Horst Denzer (Hg.): *Klassiker des politischen Denkens*, 2 Bde., München 6. Aufl. 1986/5. Aufl. 1987.

Mit den Aufklärungstheoretikern stimmt Humboldt darin überein, dass er, wo es um mehr als nur das Individuum geht, von der Gesellschaft aus denkt, nicht vom Staat. Es gibt für ihn nicht nur die erwähnte „Sehnsucht nach Freiheit“, sondern auch eine „Sehnsucht [, welche] die Menschen in eine Gesellschaft führt“.²⁵ Damit ist nicht zwangsläufig ein bestehender Staat mit einer bestimmten Regierungsform gemeint, sondern „die Verbindung der Nation unter sich“ oder auch der „Nationalverein“, wie Humboldt formuliert. Diese freie Verbindung von Individuen kann dann Institutionen und Verfahrensweisen generieren, welche aber wesentlich dazu dienen, die gewünschte Freiheit des Einzelnen zu gewährleisten, also dem Staat nur den Sicherheitszweck zuschreiben.

Das bedeutet auch, dass das, was das Individuum braucht, in verschiedenen politischen Formen oder Verfassungen erreicht werden kann. Während im 19. Jahrhundert beinahe alles politische Denken von der Nation und vom Nationalstaat ausging, lässt Humboldts vom Individuum ausgehendes Denken verschiedene Möglichkeiten offen. Gewiss, „Nation“ war ihm etwas ganz Selbstverständliches; aber die „Nation“ musste nicht deckungsgleich sein mit dem Staat. Insofern brachten erst die napoleonische Eroberung Deutschlands und die Befreiungskriege hier eine grundlegende Bereinigung. Nun stand der Gesichtspunkt „Nation“ plötzlich obenan und den Staatsmännern kam die zusätzliche Aufgabe zu, staatliche Rahmenbedingungen für eine deutsche Nation und eine europäische Ordnung der Nationen zu schaffen.

Dass sich Humboldt als preußischer Diplomat und Staatsmann daran beteiligte und auf den Boden der damaligen Realitäten stellte, hat manche Analytiker verwirrt: Humboldt habe in seinem Staatsdenken eine ‚konservative Wende‘ vollzogen.²⁶ Bei genauerer Betrachtung werden wir feststellen, dass dies nicht der Fall ist, dass sich vielmehr der Staat nach 1806 so grundlegend gewandelt hatte, dass der alte, erzliberale Denkansatz nun auf völlig veränderte Voraussetzungen traf. Die Bedrohung des Individuums bestand nun nicht mehr (wie im Aufgeklärten Absolutismus) im Übergreifen eines allmächtigen Staates in die Privatsphäre, sondern umgekehrt darin, dass der bestehende Staat militärisch vernichtet worden war und damit die Sicherheit als Bedingung der Freiheit verlorengegangen war. Der Staat musste erst neu konstituiert werden, und dafür gab es neben den historischen Anknüpfungspunkten auch die grundsätzlichen Orientierungslinien der Humboldt’schen Freiheitsschrift. Diese waren nie Beschreibung einer Wirklichkeit gewesen, sondern der Grundsatz, der „bei allen

25 HS 1, S. 212. Kant nennt dies in seiner Anthropologie die „ungesellige Geselligkeit des Menschen“.

26 Diskussionen um die Staatstheorie Humboldts: Kessel, Wilhelm v. Humboldt, a.a.O.; Dietrich Spitta, Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts, Berlin 2004; Roberta Pasquare, Vernunft und Vertrag. Die konservative Wende des Wilhelm von Humboldt, Würzburg 2012.

Staatseinrichtungen dem Gesetzgeber, als Ideal, vorschweben sollte“.²⁷

Bekanntlich hat sich der Nationalstaat im 19. und 20. Jahrhundert zur entscheidenden politischen Form entwickelt; im Zeitalter der Massen und der Demokratie, der Ideologien und der Weltkriege wurde der Staat sogar immer stärker. Insofern erscheint Humboldts Manifest des Liberalismus, einer radikal vom Individuum aus gedachten Theorie, heute noch utopischer als zur Zeit ihrer Entstehung. Andererseits enthält sie nach wie vor ein korrektives Potential, auf das man sich normativ zurückbeziehen kann, wo es gilt, Maßstäbe für politisches Handeln zu finden.

1813 arbeitete Humboldt eine „Denkschrift über die deutsche Verfassung an den Freiherrn vom Stein“ aus, die grundlegenden Charakter hat und tiefe Einsichten in die politischen Verhältnisse ermöglicht.²⁸ Einerseits bezeichnet die Orientierung auf den Freiherrn vom und zum Stein, seinen politischen Förderer, von vornherein eine bestimmte Tendenz; andererseits hat man auch festgestellt, dass Humboldt mit dieser Denkschrift das spätere politische Wirken Steins seinerseits beeinflusst hat. Obwohl es sich nicht um ein offizielles Dokument handelt, kann man sagen, dass es mehr ist als eine bloße Zwischenbilanz vom Ende des Entscheidungsjahres 1813 und Grundlinien dessen enthält, was einige Jahre später dann im „Deutschen Bund“ die Lebenswirklichkeit Mitteleuropas bestimmen sollte.

Die Situation in den Monaten nach der Völkerschlacht von Leipzig war insofern klar, als die Niederlage der Heere Napoleons nun eine Neuordnung unabdingbar machte: Es gab keine Möglichkeit mehr, einen Status quo ante wiederherzustellen. Weder das untergegangene „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“, noch der „Rheinbund“ von 1806 waren ein möglicher Punkt, zu dem man zurückkehren konnte. Natürlich standen die Interessen der militärischen Sieger im Vordergrund, aber die Gedanken von Staatsmännern wie Humboldt und Stein waren doch stärker auf eine mögliche Friedensordnung für Deutschland und Europa ausgerichtet. Humboldt betont deshalb auch zu Beginn seiner Denkschrift, es gelte, „etwas Positives“ zu errichten, etwas neu zu bauen – gerade deshalb, weil „man gezwungen war niederzureissen“.²⁹ Anders gesagt: Während man im 18. Jahrhundert vielleicht stärker unter dem Gesichtspunkt der Machterweiterung an eine Friedensordnung herangetreten wäre, ging nun die Erfahrung der Revolution, des Bruches, in die Planungen mit ein. Die Versuchung, durch bloße Wiederherstellung zu einem Interessensausgleich zu kommen, war weniger stark, da allen Beteiligten deutlich geworden war, dass eine

27 HS 1, S. 211.

28 Wilhelm von Humboldt, Denkschrift über die deutsche Verfassung an den Freiherrn vom Stein [1813], HS 4, S. 302-322.

29 HS 4, S. 303.

solche nicht möglich war. Konservatives Denken richtete sich deshalb in erster Linie darauf, eine Ordnung zu schaffen, welche Stabilität für die Zukunft bringen würde, wenn denn eine Rückkehr zum „guten Alten“ nicht zu erreichen war.

Die Freiheitskriege waren nicht nur Befreiungskriege vom Napoleonischen Joch, sondern gleichzeitig Kriege für die Freiheit, also für bürgerliche Rechte und Mitwirkung der Bürger am Staat. Bei Humboldt spielte dieser Gesichtspunkt insofern eine Rolle, als er sich stets für den Verfassungsgedanken einsetzte. Mit der Neuordnung zu verknüpfen war seiner Meinung nach eine Verfassung, und er hatte dabei das Verfassungsversprechen des preußischen Königs im Hintergrund. Humboldt hegte keinen Zweifel am monarchischen Gedanken und konnte sich, wie Metternich, eine Neuordnung Europas nicht anders vorstellen als auf der Basis von Monarchien. Die Macht der Souveräne sollte jedoch beschränkt werden durch Parlamente. Dieser Grundgedanke ist erkennbar, wenn auch in der vorliegenden Schrift nicht näher ausgeführt wird, wie eine solche Volksvertretung gestaltet werden sollte und welche Kompetenzen ihr zuzuschreiben wären.

Gewiss wäre ein Parlament für ganz Deutschland, wie es dann 1848 in der Paulskirche zusammentreten sollte, 1813 noch ein kühner Gedanke gewesen, und für Humboldt, der ja als Diplomat im Amt im wesentlichen Pragmatiker sein musste, utopisch. Immerhin fällt auf, dass sowohl für ihn als auch für seinen Adressaten die deutsche Nation eine eigene Größe war, welche Berücksichtigung verdiente, wenn auch der nationale Gedanke den Verein der Monarchen gesprengt hätte. Humboldt denkt in auffallender Weise gesamtdeutsch; er besteht auch in dieser „Denkschrift über die deutsche Verfassung“ darauf, dass „Deutschland ein *Ganzes*“ ausmache, und er sucht zu bestimmen, worin dieses Ganze bestehe: „nicht bloss auf Gemeinsamkeit der Sitten, Sprache und Literatur“, „sondern auf der Erinnerung an gemeinsam genossene Rechte und Freiheiten, gemeinsam erkämpften Ruhm und bestandene Gefahren, auf dem Andenken einer engeren Verbindung, welche die Väter verknüpfte, und die nur noch in der Sehnsucht der Enkel lebt“.³⁰

Humboldt, den man sich gerne als einen bleichen Klassiker vorstellt, war nicht nur ein Zeitgenosse von Novalis und Friedrich Schlegel, von Arndt und Adam Müller, sondern mit einem Teil seines Wesens selbst ein Romantiker. Obwohl als Diplomat und Politiker an die Realitäten des Machbaren gebunden, dachte er von einer Vorstellung der Nation her, die Späteren leicht als mystische Größe erscheinen mag:

„Es liegt in der Art, wie die Natur Individuen in Nationen vereinigt, und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den Einzelnen, der für sich nichts ist, und das Geschlecht,

30 HS 4, S. 304.

das nur im Einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnissmässiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten; und obgleich die Politik nie auf solche Ansichten einzugehen braucht, so darf sie sich doch nicht vermessen, der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegen zu handeln. Nun aber wird Deutschland immer, nach den Zeitumständen erweiterten, oder verengerten Gränzen immer, im Gefühle seiner Bewohner, und vor den Augen der Fremden, Eine Nation, Ein Volk, Ein Staat bleiben. – Die Frage kann also nur die sein: wie soll man wieder aus Deutschland ein Ganzes schaffen?³¹

Es klingt kühn, sich Deutschland im Jahre 1813 als „Ein Staat“ vorzustellen, realitätsfremd. Aber Humboldts Einsichten in die historische Entwicklung, in die Nationalcharaktere, in das Wesen der Sprachen erzwangen zumindest die Berücksichtigung der Tatsache, dass die Deutschen „Eine Nation, Ein Volk“ waren. Indem er von dieser kulturellen Größe einer deutschen Nation ausging, führte er etwas möglicherweise Sprengendes in die diplomatischen Verhandlungen der Siegermächte ein.

Nun war aber Humboldt soweit ein Mann des 18. Jahrhunderts und Mitspieler im diplomatischen Spiel, dass er aus der Einsicht in die Einheit der Nation nicht folgerte, es müsse auch ein Einheitsstaat dieser Nation geschaffen werden. Hier setzte sogleich sein historisches Denken ein: Die Geschichte hat gezeigt, dass seit der Reformation bereits die verschiedenen Teile Deutschlands auseinanderstrebten. Die Zerstörung der Einheit Deutschlands war nicht nur ein Werk der Franzosen, sondern auch Ergebnis der zentrifugalen Tendenzen der deutschen Staaten selbst. Daraus schließt er: „Es giebt nur zwei Bindungsmittel für ein politisches Ganzes: eine wirkliche Verfassung, oder einen blossen Verein“.³² Eine Verfassung wäre wünschenswert und vorzuziehen, ist aber gegenwärtig, 1813, nicht möglich, und zwar nicht nur deshalb, weil sie nicht im Interesse der Großmächte läge, sondern auch, weil man sie nicht stiften kann. Sie muss, meint der Romantiker Humboldt, aus dem Volk selbst hervorgehen: „Sie rein nach Principien der Vernunft und Erfahrung gründen zu wollen, ist in hohem Grade misslich“ – und verspricht keine Ordnung auf Dauer. In diesem Sinne verschiebt Humboldt die Entscheidung darüber in die Zukunft: „Auf die Frage: soll Deutschland eine wahre Verfassung erhalten? lässt sich daher, meines Erachtens nur so antworten. Sprechen zu der Zeit, wo die Frage entschieden werden muss, Haupt und Glieder aus, dass sie Haupt und Glieder seyn wollen, so folge man der Anzeige, und leite nur, und beschränke. Ist das aber nicht, verlautet nichts, als das kalte Verstandesurtheil, dass ein Band für das Ganze da

31 Ebd.

32 HS 4, S. 305.

seyen muss; so bleibe man bescheiden beim Geringeren stehn, und bilde bloss einen Staatenverein, einen Bund“.³³

Diese Aussage enthält also beides: die pragmatische Lösung des „Deutschen Bundes“ und die Entwicklungsperspektive auf eine deutsche Einheit, wie sie die Deutschen des 19. Jahrhunderts beseelen sollte.

Praktisch geht es beim Nachdenken über eine deutsche Verfassung im Jahre 1813 aber zunächst um nichts anderes als um einen Staatenbund. Die Zersplitterung Mitteleuropas muss erhalten bleiben, damit sich die außerdeutschen Großmächte nicht bedroht fühlen; sie muss aber auch so gestaltet werden, dass Deutschland in einem Staatenbund ein lockeres Band erhält. Entscheidend für diese Neuordnung müssen in Humboldts Sicht die beiden Großmächte sein, die am direktesten in die deutschen Belange involviert sind, nämlich Österreich und Preußen. Das entspricht der aktuellen politischen Bündnissituation des Jahres 1813 und des Sieges über Napoleon und ist wesentlich Humboldts persönliches Credo. Dieser Punkt ist ferner nicht nur im Hinblick auf den Freiherrn vom und zum Stein von Bedeutung, sondern auch in der Abgrenzung gegen andersgerichtete Ideen etwa von Gentz oder Metternich. Humboldt kultivierte diese Besonderheit bewusst und schrieb an seine Frau über die „deutschen Angelegenheiten“ am 2. Oktober 1813:

„Für diese hat Metternich, nach seiner Art zu sehen, wenig Sinn. Daß es wirklich im intellektuellen und moralischen Sinn ein Deutschland gibt, das nicht Preußen und Österreich ist, wenn es auch gleich Teile von beiden enthält, und daß man diesem Deutschland politisch zu Hilfe kommen muß, begreift und fühlt er nicht. Wenn es nach ihm geht, bestehen die Stücken Deutschlands wie andere europäische Staaten, Dänemark, Holland, Venedig ohne alle oder höchstens in der lockeren Verbindung fort, daß sie sich durch diplomatische Allianztraktate an Österreich und Preußen anschließen. Dies ist nun, meiner Art zu sehen nach, in hohem Grade verderblich, und ich glaube, es muß ein gemeinschaftliches engeres Band geben. Ich fühle wohl, daß dies schwer zu knüpfen ist, daß es auch nicht immer und ewig halten wird, allein es kann es doch einigermaßen, und schon den Gedanken zu erhalten, daß Deutsche *eins* sind und *eins* bleiben müssen, ist es gut, daß es vorhanden sei“.³⁴

Dem bloßen Gesichtspunkt der Verteidigung und der Sicherung der Rheingrenze gegenüber Frankreich stellte er denjenigen der nationalen Entwicklung zur

33 HS 4, S. 306.

34 Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hg. v. Anna von Sydow, 7 Bde., Berlin 1906-1916, Bd. 4, S. 129.

Seite, den er am besten durch einen „Staatenverein“ oder lockeren „Staatenbund“ gewährleistet sah.³⁵ Er forderte eine völlige Freizügigkeit unter den deutschen Staaten und freie Universitätswahl über die Landesgrenzen hinweg. Ferner dachte Humboldt auch schon an einen „umfassenden Handelsvertrag, in welchem wenigstens das Maximum aller Eingangs- und Ausgangszölle im Innern von einem Deutschen Staat in den andern bestimmt wird“.³⁶ Vielleicht geht es zu weit, darin schon den „Deutschen Zollverein“ vorgezeichnet zu sehen, doch fällt immerhin auf, dass Humboldt die Berücksichtigung der ökonomischen Komponente für die nationale Entwicklung für nötig hielt.

Fassen wir zusammen. Humboldt ist aufgrund seiner Aufklärungsbildung der überzeugendste Fürsprecher des Individuums. Seine „Sehnsucht nach Freiheit“ richtet sich auf die Möglichkeit zur Entfaltung für den Einzelnen. Dabei wendet er sich zunächst gegen die Bevormundung durch den Staat des Aufgeklärten Absolutismus, dem er Meinungs- und Religionsfreiheit abtrotzen will. Sodann nimmt er den Freiheitsimpuls der Französischen Revolution auf, der ihm die Komponente „Volk“ und „Nation“ als entscheidende Kräfte offenbart. Er schließt daraus nicht auf die Notwendigkeit einer Demokratie, sondern kann sich eine durch eine Verfassung gezähmte Monarchie als Staatsform vorstellen. Aber das gebrochene Verfassungsversprechen des preußischen Monarchen und die Reaktionspolitik nach den „Karlsbader Beschlüssen“ treffen seinen Liberalismus ins Mark.³⁷ Diesem Staat kann er sich nicht weiter zur Verfügung stellen; nun tritt er zurück.³⁸

Damit gewinnt er nicht nur persönliche Freiheit für sich zur Entwicklung seiner bahnbrechenden Sprachphilosophie, sondern setzt auch einen Standard der Zivilcourage, den die „Göttinger Sieben“ wenige Jahre später in ihrem Protest gegen die Abschaffung der hannoverschen Verfassung zum Muster nehmen konnten.³⁹ Insofern bewährte Humboldt durch das Vorbild seiner Lebensführung seine politische und philosophische Theorie eines radikalen Liberalismus, die am schönsten ausgedrückt ist in seinem Postulat von der „Sehnsucht nach Freiheit“.

35 HS 4, S. 308 f.

36 HS 4, S. 321.

37 Jürgen Wilke: 200 Jahre Karlsbader Beschlüsse. Zustandekommen, Inhalte, Folgen, Bremen 2019; Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 282-285.

38 Maurer, Wilhelm vom Humboldt, a.a.O., S. 214-216.

39 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, S. 376 f. Klaus von See: Die Göttinger Sieben. Kritik einer Legende, Heidelberg, 2. Aufl. 1997.

Biographische Wege aus der Revolution

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Erinnerung an die Revolution von 1848/1849

VON TOBIAS HIRSCHMÜLLER

Zusammenfassung

Die Erinnerung an die Revolution von 1848/1849 ist in Deutschland auf den Parlamentarismus in der Paulskirche fokussiert. Das Gedenken hieran diene dazu, die Verbundenheit zu anderen Ländern in Europa und den USA historische zu begründen sowie Toleranz gegenüber Minderheiten einzufordern. Gerne werden hierfür Reden einzelner Abgeordneter aus der Paulskirche als Belege angeführt. Dieser Beitrag soll anhand ausgewählter Biographien dazu anregen, das gängige Geschichtsbild kritisch zu reflektieren.

Abstract

In Germany, the memory of the revolution of 1848/1849 is focused on parliamentarianism in the Paulskirche. The commemoration of this served to establish historical ties with other countries in Europe and the USA and to demand tolerance towards minorities. Speeches by individual members of parliament from St. Paul's Church are often cited as evidence of this. This article uses selected biographies to encourage critical reflection on the current view of history.

1. Einleitung

Nach rund zwei Jahren neigt sich das bundesrepublikanische Gedenken an die 175. Jahrestage der revolutionären und nachrevolutionären Ereignisse der Zeit zwischen 1848 bis 1850 dem Ende entgegen. Traditionsgemäß begann der Erinnerungsmarathon in Gesellschaft, Politik und Wissenschaft mit der Würdigung der Aufstände vom März 1848.¹ Das Ende der Veranstaltungen bildet diesmal voraussichtlich das Gedenken an das Erfurter Unionsparlament vom März 1850. Bei letzterem handelte es sich um den nochmaligen Versuch einer deutschen Ei-

¹ 175 Jahre Märzrevolution: Wochenende für die Demokratie, in: Süddeutsche Zeitung, 18. März 2023, URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/gedenken-175-jahre-maerzrevolution-wochenende-fuer-die-demokratie-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-230318-99-01954> (Zugriff: 10. Januar 2025).

nigung, allerdings als eine Initiative des Staates Preußen.² Den Höhepunkt der Veranstaltungen bildete die Feier am 18. Mai 2023 in der Paulskirche in Frankfurt am Main anlässlich des Jahrestages der Eröffnung der deutschen Nationalversammlung. Dies war auch schon in den Jubiläumsjahren 1948, 1973 und 1998 der Fall. Nach dem hessischen Ministerpräsidenten Boris Rhein (Christlich Demokratische Union/CDU) und Bundestagespräsidentin Bärbel Bas (Sozialdemokratische Partei Deutschlands/SPD) hielt diesmal die zentrale Festrede Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier (SPD).³ Das Staatsoberhaupt stellte heraus: „Der politische Frühling, von dem ich in Bezug auf das Deutschland von 1848 gesprochen habe, war in Wirklichkeit ein regelrechter Völkerfrühling. Denn überall in Europa war die Sehnsucht nach Freiheit gleichzeitig erwacht.“⁴

Gut zwei Jahre zuvor hatte Steinmeier die erfolgreiche Herstellung der deutschen Einheit durch die Fürsten im Jahr 1871 wesentlich kritischer gesehen als den letztlich gescheiterten Versuch der Nationalversammlung in der Paulskirche.⁵ In seiner Eröffnung eines Gespräches mit Historikerinnen und Historikern zum 150. Jahrestag der Gründung des Deutschen Reiches am 13. Januar 2021 in Berlin erklärte der Bundespräsident, dass wohl durch die „Reichsgründung“ die „Herstellung der äußeren Einheit Deutschlands“ erfolgt sei. Aber weder für die „innere Einheit und Freiheit seiner Bürgerinnen und Bürger noch für äußeren Frieden“ habe es letztlich gereicht. Einen „Anlass des Gedenkens“ an das am 18. Januar 1871 in Versailles proklamierte Kaiserreich habe die deutsche Gesellschaft seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr besessen.⁶ „Unsere Perspektive auf diese Epoche deutscher Geschichte ist gebrochen“ und die Deutschen „stehen dem Kaiserreich heute so beziehungslos gegenüber wie den Denkmälern und Statuen von Königen, Kaisern und Feldherren aus dieser Epo-

2 Eine Tagung zum 175. Jahrestag des Erfurter Unionsparlamentes ist in der thüringischen Landeshauptstadt durch die Historische Kommission für Thüringen, die Gesellschaft zur Erforschung der Demokratie-Geschichte und die Forschungsstelle für Neuere Regionalgeschichte Thüringens an der Friedrich-Schiller-Universität Jena in Kooperation mit dem Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt von 20. bis 22. März 2025 geplant.

3 Rede von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier zu 175 Jahren Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche am 18. Mai 2023 in Frankfurt am Main, in: Bulletin der Bundesregierung Nr. 56-1, 23. Mai 2023, URL: <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/975954/2192540/985009fe0849f14a099098ebab5d122b/56-1-bpr-nationalversammlung-data.pdf?download=1> (Zugriff: 10. Januar 2025).

4 Steinmeier, Rede, 2023, a.a.O., S. 5.

5 Rede von Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier zur Eröffnung eines Gesprächs mit Historikerinnen und Historikern zum 150. Jahrestag der Gründung des Deutschen Reiches am 13. Januar 2021 in Berlin, in: Bulletin der Bundesregierung Nr. 07-1 vom 17. Januar 2021, S. 1, URL: <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/975954/1840300/0689fff90d303abb22c874e2735a5ad8/07-1-bpr-deutsches-reich-data.pdf?download=1> (Zugriff: 10. Januar 2025).

6 Steinmeier, Rede, 2023, a.a.O., S. 2.

che“. Mit Blick auf den wichtigsten Partner der Bundesrepublik in Europa meinte Steinmeier: „Und wer mit dem Tag der Ausrufung Wilhelms I. zum deutschen Kaiser im Schloss von Versailles noch etwas verbindet, der hegt wohl bestenfalls zwiespältige Gefühle für ein Ereignis, dessen triumphale Geste nicht nur den unterlegenen Kriegsgegner Frankreich demütigen sollte, sondern auch ein Reich begründete, an dessen Ende erneut ein Krieg mit Frankreich stand.“⁷ Vor dem Hintergrund des Aufmarsches von Demonstranten mit „Reichskriegsflaggen auf den Stufen des Reichstagsgebäudes“, die dann auch noch das Parlamentsgebäude erstürmen wollten, warnte er vor dem Aufkommen neuer „neonationalistischer Tendenzen“.⁸

Der Bundespräsident baute somit, wie heute gängig, erinnerungspolitisch einen Gegensatz zwischen den Ereignissen der Jahre 1848/1849 und 1870/1871 auf. Doch stellt sich die Frage, ob dieser Widerspruch auch von den Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts so gesehen wurde. Hierfür wird zunächst ein kurzer Abriss der Erinnerung an die Revolution nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland durchgeführt, um aufzuzeigen auf welche Aspekte sich das Gedenken konzentriert. Danach wird anhand ausgewählter Persönlichkeiten der Jahre 1848/1849 aus der Frankfurter Nationalversammlung aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands zum einen gezeigt, welche historischen Positionen heute in der Erinnerungskultur kaum noch vorkommen. Zum anderen soll überprüft werden, wie diese vormaligen Abgeordneten der Paulskirchenversammlung sich später mit der erfolgreichen deutschen Staatsgründung durch Preußen 1871 arrangierten. Es kann sich hierbei nur um einen Themenaufriß handeln, der dazu anregen soll, die gängige Darstellung der Revolution von 1848/1849 in der Geschichtskultur der Bundesrepublik Deutschland kritisch zu reflektieren. Als Quellegrundlage wurden neben den Reden der Paulskirche vor allem die Briefe und Erinnerungen der Parlamentarier herangezogen, die nach der Zeit in Frankfurt am Main beziehungsweise auch erst nach der „Reichsgründung“ entstanden.

2. Deutsche Erinnerungen an die Revolution von 1848/1849

Als höchster Repräsentant Deutschlands stand Frank-Walter Steinmeier in einer Tradition von deutschen Staatsoberhäuptern, die zu einem Jubiläum der revolutionären Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 Reden hielten und/oder Stellungnahmen publizierten. Die Reihe beginnt bei Reichspräsident Friedrich Ebert (1871–1925,

7 Ebd.

8 Ebd.

SPD),⁹ der in der Weimarer Nationalversammlung 1919 und zum 75. Jahrestag der Revolution im Krisenjahr 1923 Anknüpfungspunkte in der deutschen Demokratiegeschichte aber auch an die großdeutsche Idee in den Jahren 1848/1849 suchte. Theodor Heuss (1884–1963, Deutsche Demokratische Partei, Deutsche Staatspartei und später Freie Demokratische Partei) teilte diese Geschichtsauffassung und versuchte als Politiker und Journalist in der Weimarer Republik ebenfalls, die Paulskirche in der deutschen Erinnerung aufzuwerten. Er konnte sich jedoch wie auch Ebert mit diesem Ansinnen in der ersten deutschen Demokratie nicht durchsetzen.¹⁰ Im nationalsozialistischen Geschichtsbild besaß die Revolution von 1848/1849 zwar keine gehobene Bedeutung, doch im Gegensatz zu den seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stärker werdenden völkischen Bewegungen sprach Adolf Hitler (1889–1945) den Abgeordneten der Nationalversammlung in der Paulskirche durchaus seine Anerkennung aus. Schließlich habe es sich um mehrheitlich großdeutsch gesinnte Männer gehandelt. Es sei nur der Parlamentarismus nicht das richtige Werkzeug gewesen um ein Deutsches Reich zu schaffen. Durch den „Anschluss“ Österreichs, so Hitler im März 1938 in Frankfurt am Main, sei das Werk der Paulskirche doch noch vollendet worden.¹¹

Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte Heuss erneut, das Jahr 1848 im kollektiven Gedächtnis der Deutschen aufzuwerten. Der 100. Jahrestag bot nach den Schrecken der NS-Herrschaft und der sich abzeichnenden deutschen Teilung eine gute Gelegenheit. An die Revolution wurde tatsächlich in den Jahren 1948 und 1949 durch zahlreiche Initiativen in vielen Teilen Deutschland so intensiv und wertschätzend gedacht wie nie zuvor. Zumal eine Konkurrenz um das historische Erbe mit der Sowjetischen Besatzungszone bestand, wo sich die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) von der Nationalversammlung in der Paulskirche abgrenzte und sich als Vollenderin des Werkes der Barrikadenkämpfer vom März 1848 inszenierte.¹² Die Erinnerung in den westli-

9 Dieter Rebentisch, Friedrich Ebert und die Paulskirche. Die Weimarer Demokratie und die 75-Jahrfeier der 1848er Revolution (Kleine Schriften. Stiftung Reichspräsident Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 25), Heidelberg 1998.

10 Gudrun Kruij, Gescheiterter Versuch oder verpflichtendes Erbe? 1848 bei Theodor Heuss, in: Patrick Bahners/Gerd Roellecke (Hg.), 1848. Die Erfahrung der Freiheit, Heidelberg 1998, S. 189–208.

11 Tobias Hirschmüller, Die Revolution von 1848/1849 in völkischen Geschichtsbildern zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: Julien Reitzenstein/Dirk Rupnow/Bernd-A. Rusinek (Hg.), Völkisches Denken 1848 bis 1948. Von der Paulskirche über Weimar zum Petersberg (Politik – Ideologie – Wissenschaft 1), Berlin 2023, S. 105–119.

12 Tobias Hirschmüller, Ein ideologisches Pendant zum „Friedhof der Märzgefallenen“? Die Frankfurter Paulskirche in der Geschichtspolitik der SBZ/DDR, in: Christoph Rauhut/Hanno Hochmuth/Oliver Gaida/Susanne Kitschun (Hg.), Friedhof der Märzgefallenen – Zum Ort der Revolution von 1848 in der DDR, Berlin 2024, S. 214–238.

chen Besatzungszonen hingegen fokussierte sich schwerpunktmäßig auf den Parlamentarismus in der Paulskirche, wodurch eine retrospektive Pazifizierung der Ereignisse praktiziert wurde.¹³ Zudem diente das Gedenken an die einstigen Aufstände in westdeutschen Regionen dazu um Deutschland auch politisch-geografisch im Westen zu verorten.¹⁴ Die Rolle Österreichs hingegen wurde ausgeblendet oder in einem europäischen Kontext geschildert, es sollten schließlich keine Assoziationen zum „Anschluss“ im Jahr 1938 geweckt werden.¹⁵ Die Anerkennung der Provisorischen Zentralgewalt, einer durch die Frankfurter Nationalversammlung im Juni 1848 geschaffenen vorläufigen gesamtdeutschen Regierung, durch die Regierung der Vereinigten Staaten (USA) sowie die Aufnahme politischer Flüchtlinge in Amerika nach dem Ende der Revolution galten als historisch verbindende Elemente zwischen Deutschen und Amerikanern.¹⁶

Doch bald verschwand die Revolution in beiden deutschen Staaten auch wieder aus dem öffentlichen Bewusstsein. Durch die Gründung der „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ im badischen Rastatt versuchte Bundespräsident Gustav Heinemann (1899–1976, SPD) daher eine nachhaltige Präsenz der Revolution in der deutschen Erinnerungskultur zu etablieren.¹⁷ Mehr noch als Steinmeier im Jahr 2021 hatte Heinemann zuvor

13 Tobias Hirschmüller, Von der Barrikade ins Parlament. Die Pazifizierung der Revolution von 1848/1849 im westdeutschen Geschichtsbild nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Eva Muster/Christina Bröker/Sarah Gatzlik/Matthias Görner (Hg.), Wissen im Mythos. Die Mythisierung von Personen, Institutionen und Ereignissen und deren Wahrnehmung im wissenschaftlichen Diskurs, München 2018, S. 249–288.

14 Tobias Hirschmüller, Von „Großdeutschland“ zu „Gesamtdeutschland“? Die Erinnerung an die Revolution von 1848/49 und die politische Geographie der deutschen Demokratie in Europa, in: Frank Becker/Michael Wala/Darius Harwardt (Hg.), Die Verortung der Bundesrepublik. Ideen und Symbole politischer Geographie nach 1945 (Histoire 166), Bielefeld 2020, S. 195–245.

15 Tobias Hirschmüller, Ein „Frankfurter Beispiel“? Die Rolle der großdeutschen Idee in der Erinnerung an die Revolution von 1848/1849, in: Reitzenstein u.a., Völkisches Denken, 2023, a.a.O., S. 55–73.

16 Tobias Hirschmüller, Ein Maßstab für die transatlantische Kooperation? Die Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika in der westdeutschen Erinnerungskultur an die Revolution von 1848/1849, in: Jahrbuch der Hambach-Gesellschaft 26 (2019), S. 123–140.

17 Hartmut Boockmann, Die „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ in Rastatt, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 28 (1977), S. 285–291; Bundesarchiv/Außenstelle Rastatt (Hg.): Einigkeit und Recht und Freiheit. Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte. Katalog der ständigen Ausstellung Bönen in Westfalen 2002; Markus Bultmann (Hg.), Erfahrung von Freiheit und Unfreiheit in der deutschen Geschichte. Rastatt und Offenburg: Erinnerungsorte der Revolution 1848/49. Darstellung, Dokumentation, Vermittlung (Materialien aus dem Bundesarchiv 19), Koblenz 2007; Henning Pahl, Die Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte - eine Sonderaufgabe des Bundesarchivs, in: Angelika Menne-Haritz (Hg.), Archive im Kontext. Öffnen, Erhalten und Sichern von Archivgut in Zeiten des Umbruchs. Festschrift für Prof. Dr. Hartmut

1971 anlässlich des 100. Jahrestages der Reichsgründung vor einer retrospektiven Verklärung der gewaltsamen Lösung der deutschen Frage durch Preußen gewarnt.¹⁸

Durch die Herstellung der deutschen Einheit in Freiheit in den Jahren 1989/1990 bot der 150. Jahrestag der Zusammenkunft der Nationalversammlung dem wiedervereinten Deutschland die Möglichkeit, das Gedenken in einer historisch bisher noch nicht dagewesenen Situation zu zelebrieren.¹⁹ Hierfür wurde in der im Zweiten Weltkrieg zerstörten und in vereinfachter Form wiedererrichteten Frankfurter Paulskirche ein Festakt anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „1848 – Aufbruch zur Freiheit“ begangen.²⁰ Allein das Stattfinden der Begrüßungsreden von Frankfurts Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU), Hessens Ministerpräsident Hans Eichel (SPD), Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth (CDU) und schließlich Bundespräsident Roman Herzog (1934–2017, CDU) verdeutlichen die parteiübergreifende bundespolitische Bedeutung, die der Veranstaltung zukam.

Es schien nun ein Konsens in der historischen Deutung zu bestehen, dass 1948/49 die Westdeutschen im Parlamentarischen Rat und 1989 die Ostdeutschen an der Bornholmer Straße das vollendeten, was im März 1848 mit den Barrikaden in der Nähe des Berliner Stadtschlösses begonnen wurde. Bundespräsident Roman Herzog schilderte die europäische Dimension der Revolution in seiner Rede: „Das Jahr 1848 war nicht nur der bleibende Anfang der deutschen Demokratiegeschichte – es war auch eine entscheidende Wende-
marke auf dem Weg zum modernen, demokratischen Europa. Denn anders als 1789 war 1848 das Jahr einer wirklich europäischen Bewegung. An vielen Orten und in vielen Sprachen erscholl damals der Ruf nach Partizipation, nach Grundrechten, nach Freiheit. Es wehte der Wind eines Wandels, der die Völker Europas nicht nur veränderte, sondern auch auf neue Weise miteinander verband.“²¹ Zufrieden bilanzierte Herzog zudem: „Das Zusammentreten des ersten, freigewählten deutschen Parlamentes vor 150 Jahren ist ein Moment in unserer oft so schwierigen Geschichte, auf den wir uns ohne Einschränkung be-

Weber zum 65. Geburtstag (Schriften des Bundesarchivs 72), Düsseldorf 2010, S. 77–96.

18 Gustav Walter Heinemann, *Zur Reichsgründung 1871*, Stuttgart 1971.

19 Claudia Klemm, *Erinnert – umstritten – gefeiert. Die Revolution von 1848/49 in der deutschen Gedenkkultur*, Göttingen 2007, S. 545–579.

20 Lothar Gall (Hg.) *1848 – Aufbruch zur Freiheit. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums und der Schirn-Kunsthalle Frankfurt zum 150jährigen Jubiläum der Revolution von 1848/49*. 18. Mai bis 18. September 1998, Berlin 1998.

21 Roman Herzog, Rede, in: Klaus Peter Möller (Hg.), *150jähriges Jubiläum der Revolution von 1848/49 und Eröffnung der Ausstellung „1848 – Aufbruch zur Freiheit“*. Dokumentation der Festveranstaltung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main 1998, Wiesbaden 1998, S. 39–58.

rufen können, auch wenn wir heute über die Zukunft von Staat und Demokratie nachdenken.“²²

An der Wand in der Paulskirche war über dem Rednerpult folgendes Zitat aus der Rede Heinrich von Gagerns zur Eröffnung der Nationalversammlung im Mai 1848 als Schriftzug zu lesen: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. **WIR SOLLEN SCHAFFEN EINE VERFASSUNG FÜR DEUTSCHLAND, FÜR DAS GESAMMTE REICH.** Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation ... **Deutschland will Eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, UNTER DER MITWIRKUNG ALLER SEINER GLIEDERUNGEN.**“²³ Die Anwendung von Großbuchstaben und Fettschrift entsprechen dem Originalschriftzug von 1998.

Nach 25 Jahren war dieser Spruch nicht erneut für den Festakt in der Paulskirche angebracht worden. Sehr wohl nahm Steinmeier Bezug auf eben jene Passage aus der Rede Gagerns: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen“ – diesen Satz von Heinrich von Gagern haben wir gerade gehört. Er trifft wahrscheinlich das Gefühl und das Bewusstsein der allermeisten Abgeordneten, die vor 175 Jahren hier in der Paulskirche zusammenkamen. „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen“ – das kann ein niederdrückendes Bewusstsein sein. Es kann aber auch Mut, Schwung und Zuversicht erzeugen. Es ist in der Tat noch immer erstaunlich, wie schnell die Abgeordneten damals so vieles von dem erfanden und in der alltäglichen Arbeit weiterentwickelten, was auch heute noch parlamentarische Tätigkeit ausmacht.“²⁴ Der Teilsatz mit dem Bezug auf das „Reich“ wurde durch den Bundespräsidenten weggelassen. Stattdessen griff er ein Zitat des australischen Historikers Christopher Clark auf: „Diese Revolutionen wurden als europäische Umbrüche erfahren – [...] aber sie wurden in der Rückschau nationalisiert. Die Historiker und Gedächtnisverwalter der europäischen Nationen haben sie in einzelne nationale Geschichten verwandelt.“²⁵ Der Bundespräsident vertrat somit ebenfalls eine internationale Perspektive auf die Vergangenheit.

Zudem wollte Steinmeier die Barrikadenkämpfe und die Nationalversammlung mehr noch als seine Amtsvorgänger in Einklang bringen: „Diese Nationalversammlung war das Ergebnis eines demokratischen, freiheitsverlangenden Aufbruchs aus dem Volk [...]. Revolution und Paulskirche gehören zusammen.“²⁶ Es folgen ausgewählte Personen, mit denen der Bundespräsident seine Sicht auf die Revolution unterstreichen wollte. Robert Blum (1807–1848) war beispielsweise für Steinmeier ein „leidenschaftlicher Demokrat“ und

22 Herzog, Rede, 1998, a.a.O., S. 41.

23 Möller, Jubiläum, 1998, a.a.O., S. 50.

24 Steinmeier, Rede, 2023, a.a.O., S. 2.

25 Ebd. S. 5.

26 Ebd. S. 3.

„auch ein pragmatischer Parlamentarier“.²⁷ Gabriel Riesser (1806–1863) sei ein „Streiter für die Gleichberechtigung der Juden“ gewesen, dessen „Kampf gegen die Diskriminierung und für gleiche Rechte [...] nicht ohne Erfolg bleiben“ sollte. Letztlich nannte Steinmeier noch Arnold Ruge (1802–1880), bei dem er die Herkunft aus dem schlesischen Breslau erwähnte. Ruge habe sich „in der Paulskirche gegen deutschen Nationalismus“ gewandt und „für die Wiederherstellung Polens“ gestritten. Daher sei er ein „Vordenker von Diplomatie und Verständigung“ gewesen.²⁸

Die Rede Steinmeiers steht in der Tradition des gängigen Geschichtsbildes über die Revolution und insbesondere die Paulskirche, wie es nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden war. Diese Auffassung soll nun mit ein paar ausgewählt Lebensläufen nicht grundsätzlich widerlegt, doch mit bedeutenden gegensätzlichen Aspekten erweitert werden.

3. Ausgewählte Lebensläufe zwischen Nationalversammlung und Kaiserproklamation

3.1 Franz Schuselka

Einem nicht geringen Teil der Abgeordneten der Paulskirche schwebte, im Gegensatz zu noch manchen Barrikadenkämpfern vom März 1848, sehr wohl eine nationale Großmachtspolitik vor. Flottenbau und kolonialer Besitz wurden bereits in der Frankfurter Nationalversammlung diskutiert, auch schon Osteuropa als kolonialer Raum für deutsche Interessen entdeckt.²⁹ Der Politiker und Schriftsteller Franz Schuselka (1811–1886) aus Böhmen beispielsweise gehörte in der Paulskirche der Fraktion Donnersberg und damit der radikal-demokratischen Linken an.³⁰ Er vertrat die Vorstellung von Raumpolitik durch das von ihm angestrebte großdeutsche Reich:

„In allen diesen Entscheidungen standen wir auf dem Standpunkt der Territorialpolitik, und wir müssen auf diesem Standpunkt stehen, denn ein gro-

27 Ebd. S. 2.

28 Ebd. S. 2f.

29 Hans Fenske, Ungeduldige Zuschauer. Die Deutschen und die europäische Expansion 1815–1880, in: Wolfgang Reinhard (Hg.), Imperialistische Kontinuität und nationale Ungeduld im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1991, S. 87–123; Hans-Christian Petersen, Deutsche Antworten auf die „slavische Frage“. Das östliche Europa als kolonialer Raum in den Debatten der Frankfurter Paulskirche, in: Michael Fahlbusch/ Ingo Haar/ Anja Lobenstein-Reichmann/ Julien Reitzenstein (Hg.), Völkische Wissenschaften: Ursprünge, Ideologien und Nachwirkungen, Berlin 2020, S. 54–79.

30 Lothar Höbelt, Schuselka, Franz, in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 767–768.

ßes Volk braucht Raum, um seinen Weltberuf zu erfüllen, und ich würde tausendmal sterben, ehe ich z. B. zugäbe, daß uns Triest genommen würde, obwohl dort Italiener leben.“³¹

Was bei Schuselka aber berücksichtigt werden muss, ist sein grundsätzliches Verständnis für die slawischen Bevölkerungsteile im Staat der Habsburger. Der Wunsch einer deutschen Vormachtstellung ging bei ihm also noch nicht einher mit einer grundsätzlichen Negierung anderer Bevölkerungsgruppen.³²

3.2 Heinrich Wuttke und Wilhelm Jordan

Bei der Erinnerung an 1848/1849 darf die sogenannte „Polen-Debatte“³³ in der Paulskirche nicht vergessen werden. Polen bestand seit den Teilungen des Landes zwischen Österreich, Preußen und Russland in den Jahren 1772, 1793 und 1795 nicht mehr. Zwar verlor Preußen einen Teil der hierbei annektierten Gebiete durch seine Niederlage gegen Frankreich 1806/1807 wieder. In den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen lebten aber auch nach der territorialen Neugestaltung Europas durch Wiener Kongress 1815 große polnische Bevölkerungsgruppen. In der Paulskirche wurde nun diskutiert, ob diese Gebiete an ein möglicherweise neu entstehendes Polen abgegeben werden sollen. Steinmeier hatte hier nur die Haltung von Ruge angeführt, der sich mit der polnischen Nationalbewegung solidarisierte. Hingegen hat sich der Historiker Heinrich Wuttke (1818–1876), wie Ruge auch aus Schlesien,³⁴ schon 1847 mit mehr Vorbehalten mit den Beziehungen zwischen Deutschen und Polen auseinandergesetzt.³⁵ In der Paulskirche gehörte er dann dem Württemberger Hof und damit der linken Mitte an. Wuttke rief energisch gegen alle „Polenfreunde“ auf,³⁶ betrachtete „die deutsche Nation als ein[en] Kollektivakteur, als ein einheitlich handelnd-

31 Rede von Franz Schuselka in der Frankfurter Nationalversammlung, 1. Juli 1848, in: Franz Wiggard (Hg.), Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Deutschen Constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, Bd. 2, Frankfurt am Main 1848, S. 1160.

32 Höbelt, Schuselka, 2007, a.a.O.

33 Michael Müller/Bernd Schönemann/Maria Wawrykowa, Die „Polen-Debatte“ in der Frankfurter Paulskirche. Darstellung, Lernziele, Materialien (Deutsche und Polen, Geschichte einer Nachbarschaft B/II) (Studien zur internationalen Schulbuchforschung 82/BII), Frankfurt am Main 1995; auch: Roy Pascal, The Frankfort Parliament, 1848, and the Drang nach Osten, in: The Journal of Modern History 18 (1946) 2, S. 108–122.

34 Sarah Heckmann: Lügenliga. Heinrich Wuttke und die politische Kultur zwischen Vormärz und Reichsgründung (Medienakteure der Moderne 5), Paderborn 2024.

35 Heinrich Wuttke, Polen und Deutsche, 2. vermehrte Auflage, Leipzig 1847.

36 Wolfgang Wippermann: Der „deutsche Drang nach Osten“. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes (Impulse der Forschung 35), Darmstadt 1981, S. 39.

des Subjekt der Geschichte³⁷ und sah „deutsche Sitten und deutsches Recht wie auch künstlerische oder wissenschaftliche Errungenschaften“.³⁸ Volker Ullrich schrieb über Wuttke zudem: „Insbesondere, wenn es um Wachstum und Kräftigung (oder um Verfall und Schwächung) von Nationen und Volkstümern ging, bediente sich Wuttke eines Vokabulars, das aus der Tier- und Pflanzenwelt stammte.“³⁹ Dieses Waldbild widerspricht der Vorstellung von einer ausnahmslos europäischen Ausrichtung der Mitglieder der Paulskirche.

Eine noch weitergehende Haltung hatte der Schriftsteller Wilhelm Jordan (1819–1904) aus Insterburg in Ostpreußen. Er gehörte zunächst der Fraktion Deutscher Hof, der demokratischen Linken, und dann der liberalen Landsberg-Fraktion an.⁴⁰ Jordan erklärte in einer Rede am 25. Juli 1848 in der Paulskirche:

„Unser Recht ist kein anderes, als das Recht des Stärkeren, das Recht der Eroberung. Ja, wir haben erobert. Die Deutschen haben polnische Länder erobert, aber diese Eroberungen sind auf einem Wege, auf eine Weise geschehen, daß sie nicht mehr zurückgegeben werden können. [...] Die Uebermacht des deutschen Stammes gegen die meisten slavischen Stämme, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des russischen, ist eine Thatsache, die sich jedem unbefangenen Beobachter aufdrängen muß [...]“⁴¹

Auf die für ihn rhetorische Frage, ob „eine halbe Million Deutscher unter deutscher Regierung, unter deutschen Beamten“ oder „in der sekundären Rolle naturalisierter Ausländer in die Untertänigkeit einer anderen Nationalität“ leben sollte, gab er zur Antwort, wer dies befürworte, den halte „er mindestens für einen unbewussten Volksverräter“.⁴²

Er ergänzte:

„Polen bloß deswegen herstellen zu wollen, weil sein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich eine schwachsinnige Sentimentalität. [...] Ich sage, die Politik, die uns zuruft: gebt Polen frei, es koste, was es wolle, ist eine kurzsichtige, eine selbstvergessene Politik, eine Politik der

37 Niklas Lenhard-Schramm, *Konstrukteure der Nation. Geschichtswissenschaftler als politische Akteure in Vormärz und Revolution 1848/49*, Münster 2014, S. 119.

38 Ebd. S. 120.

39 Ebd. S. 122.

40 Jan Chodera, „Deutsche Mission im Osten“ und Germanisierung der polnischen Bevölkerung in der deutschen Literatur des 20. Jh., in: *Studia Historica Slavo-Germanica* 1 (1972), S. 195–213, hier S. 189f; Christoph Kienemann, *Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871*, Paderborn 2018, S. 17f.

41 Rede von Wilhelm Jordan in der Frankfurter Nationalversammlung, 25. Juli 1848, in: Wigard, *Nationalversammlung* 2, 1848, a.a.O., S. 1146.

42 Ebd., S. 1143.

Schwäche, eine Politik der Furcht, eine Politik der Feigheit. Es ist hohe Zeit für uns, endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergessenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten [...], zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal gerade heraus zu sagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen oben anstellt.“

Dieser Egoismus war für Jordan notwendig, da ohne einen solchen „ein Volk niemals eine Nation werden“ könne.⁴³

Mit der Reichsgründung im Jahr 1871 sah er das Deutschtum im Osten gesichert. Wie sehr er auch das von oben durch Preußen geschaffene Kaiserreich schätzte, gab er öffentlich durch einen Epilog anlässlich der Enthüllung eines Standbildes Kaiser Wilhelm I. (1797–1888) am 25. Jahrestage des Friedens von Frankfurt am Main, der den Deutsch-Französischen Krieg im Mai 1871 beendete, kund.⁴⁴

3.3. Eduard (von) Simson

Eine besondere Person zwischen Paulskirche, Fürstenhof und Reichsgericht ist der aus Königsberg in Preußen stammende Jurist Eduard Simson (1810–1899). Der später geadelte Simson wurde 1810 auf dem Höhepunkt der Napoleonischen Herrschaft in Europa als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren. Die Familie konvertierte 1823 zum Protestantismus. Eduard studierte Jura in seiner Geburtsstadt, wo er auch promoviert und nach Aufhalten in Göttingen, Bonn und Paris 1835 ordentlicher Professor wurde.⁴⁵ Da ein wirklicher Nachlass nicht mehr vorhanden ist, muss maßgeblich auf die von Simsons Sohn Bernhard ein Jahr nach dem Tod des Vaters publizierten Unterlagen zurückgegriffen werden.⁴⁶ Im deutschen Revolutionsgedenken war und ist er mit Ausnahme von Artikeln in Zeitschriften von Heimatvertriebenenorganisationen kaum präsent. Dafür hat er durch

43 Rede von Wilhelm Jordan in der Frankfurter Nationalversammlung, 20. Juni 1848, in: Wigard, Nationalversammlung 1, 1848, a.a.O., S. 419.

44 Wilhelm Jordan, Kaiser Wilhelm I. Epilog zur Enthüllung seines Standbildes am fünfundzwanzigsten Jahrestage des Frankfurter Friedens, München 1896.

45 Günther Meinhardt, Eduard von Simson, der Parlamentspräsident Preußens und die Reichseinigung (Prussia-Schriftenreihe 7) (Habelt-Sachbuch 2), Bonn 1981; Christoph Studt, Revolutionärer Wunsch und postrevolutionäre Wirklichkeit. Ein deutsches Reich in den Vorstellungen von Lothar Bucher, Eduard Simson, Friedrich Hecker und Carl Schurz, in: Bahnert/Roellecke, 1998, 1848, a.a.O., 147–162; Bernd-Rüdiger Kern (Hg.), Eduard von Simson (1810–1899). „Chorführer der Deutschen“ und erster Präsident (Juristische Zeitgeschichte / Abteilung 2, Forum juristische Zeitgeschichte 10), Baden-Baden 2001.

46 Bernhard von Simson, Eduard von Simson. Erinnerungen aus seinem Leben, Leipzig 1900.

seine diversen Positionen als Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, des Erfurter Unionsparlamentes, des Reichstages des Norddeutschen Bundes, des Deutschen Reichstages und später des Reichsgerichts eine „separate“ Erinnerungskultur erringen können. Bundespräsident Richard von Weizsäcker (1920–1915, CDU) erinnerte beispielsweise anlässlich des 175. Geburtstags Simons bei einem hierfür 1985 abgehaltenen Festakt: „Er gehörte zum Besten, was das oft geschmähte und doch atemberaubend interessante 19. Jahrhundert unter Deutschen hervorgebracht hat.“⁴⁷ Bundeskanzler Helmut Kohl (1930–2017, CDU) nahm das historische Datum zum Anlass, um vor politischem Extremismus zu mahnen: „Entschlossen entgegentreten müssen wir jenen, die im politischen Alltagsstreit absolute Wahrheitsansprüche erheben und damit im Grunde die Meinungsfreiheit anderer nicht mehr akzeptieren. Ideologische Heilsgewißheiten bedrohen jede Demokratie und jede offene Gesellschaft.“⁴⁸

Eduard Simson hatte 1848 als wichtiges Anliegen, dass seine Heimat Ostpreußen ein Gebiet des Deutschen Reiches wird, war es doch, obwohl preußische Provinz, nicht Teil des Deutschen Bundes. Es sei ein „Verlangen und nach vierhundertjähriger Trennung“, womit wohl auf die Folgen der Niederlage des Deutschen Ordens in der Schlacht von Tannenberg 1410 gegen ein polnisch-litauisches Heer Bezug genommen wurde, ein „wahrhaft integrierenden Bestandtheil unseres großen herrlichen Vaterlandes“ zu werden. Er verwies auf die Leistung der Menschen und das literarische Erbe Ostpreußens: „Wir bringen Deutschland 1100 Quadrat-Meilen und drittehalb Millionen Menschen zu. Aus Ihrer Litteratur gehören Kant, Hamann, Herder, Hippel uns an.“⁴⁹

In der Frankfurter Nationalversammlung war er in der Casino-Fraktion, also rechte Mitte, und lehnte entscheiden jede politische und damit auch grundsätzliche revolutionäre Gewalt ab. Bezeichnend ist die Stellungnahme zur Aberkennung der Wahl Friedrich Heckers (1811–1881), der durch Aufruhr und insbesondere seinen „Heckerzug“ brachial politische Ziele umsetzen wollte. Durch dieses Vorgehen hatte Hecker aus der Sicht Simsons seinen Anspruch auf ein parlamentarisches Mandat verloren:

„Ich kann nicht ohne tiefen Wehmuth denken, daß ein Mann, der, wenn nicht alle Berichte über ihn trügen, durch alle Gaben des Geistes und Her-

47 Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker zur Feier des 175. Geburtstages von Eduard von Simson am 10. November 1985 in Karlsruhe, in: Hildebert Kirchner (Hg.), Eduard von Simson. Ein großer Parlamentarier und Richter. Reden und Aufsätze zu seinem Gedenken (Kleine rechtsgeschichtliche Schriften aus Karlsruhe 3), Karlsruhe 1985, S. 10–12, hier S. 12.

48 Rede von Bundeskanzler Helmut Kohl zur Feier des 175. Geburtstages von Eduard von Simson am 10. November 1985 in Karlsruhe, in: Kirchner, Simson, 1985, a.a.O., S. 13–16, hier S. 16.

49 Rede von Eduard Simson in der Frankfurter Nationalversammlung, 1. Juli 1848, in: Wigard, Nationalversammlung 1, 1848, a.a.O., S. 657.

zens vor Vielen berufen war, an den Wiederaufbau des Vaterlandes seine Hand mit anzulegen, in unseliger Verblendung sich selber von dieser edelsten Arbeit ausgeschlossen hat. Aber hier ist keine Stelle für die Beurtheilung, wie sie der Religion, der Kirche, der Aesthetik, der Jurisprudenz zu steht. Vor der politischen Beurtheilung, die hier allein probehaltig ist, bleibt, was man auch dagegen reden mag, stehen, daß Hecker den heiligen Boden unseres Vaterlandes mit Blut getränkt, daß er den Fremden die Thür gewiesen hat nach der deutschen Erde. An die Stelle der ewigen Ordnungen des Rechts, die nach vorübergehender Verdunkelung alle Zeit nur um so heller leuchten, hat er das Banner der Gewalt zu pflanzen versucht.“⁵⁰

Das Zitat verdeutlicht, dass Simson zwar als mittelfristige Folge der Barrikadenkämpfe in seine Position in Frankfurt kam, er aber die Mittel der Aufständischen im Grunde ablehnte und daher jegliche neue Revolution verhindern wollte. Gleichsam bezeichnend für die Haltung des Juristen Simson war, dass so ein Ausschluss Heckers nicht dauerhaft sein müsse: „Erst nach langer, ernster Sühne kann für ihn wieder ein Raum werden auf unserer vaterländischen Erde“⁵¹

Die Furcht vor einem erneuten Ausbrechen der Gewalt begleitete Simson weiterhin. Als nach der im zweiten Durchgang erfolgten Zustimmung der Nationalversammlung zum Waffenstillstand von Malmö mit Dänemark in Frankfurt erneut Unruhen ausbrachen, schrieb er am Abend des 18. September 1848 an seine Eltern und seine Schwiegermutter:

„Die Greuel der ersten französischen Revolution, von denen wir uns im schlimmsten Falle wie weit noch immer entfernt dachten, haben sich als unsere unmittelbare Gegenwart erwiesen! Möchten daraus wenigstens die Verirrten die Rückkehr und die Vernünftigen den vollen Muth lernen, ohne den unsere Zukunft diesen Scheußlichkeiten rettungslos verfallen ist!“⁵²

Es handelte sich also bei den Abgeordneten in der Paulskirche bei weitem nicht generell um Männer mit einer revolutionären Haltung. Als Nachfolger Gagerns wurde er schließlich Präsident der deutschen Nationalversammlung. Sein gemäßigtes Nationalbewusstsein äußerte sich in dieser Stellung beispielsweise in einer Rede vom 5. Februar 1849, in der er „das alte Wort des Homerischen Helden auch unter uns zur Wahrheit werden lassen“ wollte, „daß nichts darauf ankome-

50 Rede von Eduard Simson in der Frankfurter Nationalversammlung, 11. August 1848, in: Wigard, Nationalversammlung 2, 1848, a.a.O., S. 1489.

51 Ebd.

52 Brief von Eduard Simson an seine Eltern und seine Schwiegermutter, Frankfurt am Main, 18. September 1848, Abends, in: Simson, Eduard von Simson, 1900, a.a.O., S. 120.

me, ob die Vögel von rechts oder von links fliegen, und daß es Ein Wahrzeichen nur gebe: des Vaterlandes Errettung.“⁵³

Simson war durch sein Präsidentenamt dann an der Spitze der Delegation, die 1849 dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) die Kaiserkrone antrug. Als der Monarch die Krone abgelehnt hatte und damit die Umsetzung der Reichsverfassung unmöglich wurde, war der Königsberger Jurist nicht dafür zu gewinnen, die Ergebnisse der Nationalversammlung in einer Kampagne gestützt auf die Masse des Volkes doch noch umzusetzen. Vor den für ihn unkontrollierbaren Folgen solch eines Unternehmens schreckt er zurück. Simson war stattdessen bereit, sich auf die Offerte Preußens einzulassen, in Erfurt 1850 noch einmal den Versuch einer Union durchzuführen. Auch wurde er Präsident des sogenannten „Erfurter Unionsparlamentes“.⁵⁴ Nachdem auch dieses Projekt scheiterte, diesmal am Widerstand Österreichs, konzentrierte Simson sich wieder auf seine Tätigkeit als Professor in Königsberg.

Nicht zu vergessen ist, dass auch die Reaktion ihren konstruktiven Weg gefunden hat, mit der Revolution umzugehen.⁵⁵ So war auch bei dem preußischen Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser, die Erkenntnis gereift, dass eine Einigung Deutschlands durch Preußen erfolgen müsse. Nur so könne die Gefahr einer erneuten Revolution gebannt und die Fürstenherrschaft neu legitimiert werden.⁵⁶

Nach dem Deutschen Krieg von 1866 wurde unter preußischer Führung der Norddeutsche Bund geschaffen, der bereits über einen Reichstag verfügt. Diese Abgeordneten wurden zwar nur von Männern gewählt, aber doch im Gegensatz zum preußischen Dreiklassenwahlrecht durch freie geheime und gleiche Wahlen. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes bot auch Simson die Möglichkeit, sich erneut auf nationaler Ebene politisch zu engagieren. Auch in diesem Parlament wurde er zu dessen Präsidenten gewählt. In dieser Funktion reiste er im Dezember 1870 ins preußische Hauptquartier nach Versailles. Da sich im Deutsch-Französischen Krieg die Niederlage Frankreichs und die sich ergebende Chance einer deutschen Einigung abzeichneten, trug Simson nun König

53 Rede von Eduard Simson in der Frankfurter Nationalversammlung, 5. Februar 1849, in: Wigard, Nationalversammlung 7, 1848, a.a.O., S. 5041.

54 Gunther Mai (Hg.), Die Erfurter Union und das Erfurter Unionsparlament 1850, Köln 2000.

55 Konrad Canis, Konstruktiv gegen die Revolution. Strategie und Politik der preußischen Regierung 1848 bis 1850/51, Paderborn 2022.

56 Jan Markert, „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern.“ Das deutsche Kaiserreich als monarchisches Projekt Wilhelms I., in: Andreas Braune/Michael Dreyer/Markus Lang/Ulrich Lappenküper (Hg.), Einigkeit und Recht, doch Freiheit? Das Deutsche Kaiserreich in der Demokratiegeschichte und Erinnerungskultur (Weimarer Schriften zur Republik 17), Stuttgart 2021, S. 11–37; Jan Markert, Wilhelm I. Vom „Kartätschenprinz“ zum Reichsgründer (Elitenwandel in der Moderne 25), Berlin 2025.

Wilhelm I., wie schon 1849 dessen Bruder, die Kaiserkrone an. Zwar musste er warten, bis der bayerische Sonderdiplomate Maximilian von Holstein (1835–1895) dies im Auftrag seines bayrischen Souveräns Ludwig II. (1845–1886) zuerst zelebrierte. Doch konnte Simson schließlich am 18. Dezember 1870 in Versailles doch noch seine Ansprache halten:

„Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstags in einer Stadt, in welcher mehr als Ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland eronnen und ins Werk gesetzt worden ist. [...] Und heute darf sich die Nation von eben dieser Stelle her der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geist einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen gibt, in Beidem die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu Theil werden. Ew. Majestät wollen geruhen, den Befehl zu ertheilen, daß der Wortlaut der Adresse verlesen und die Urkunde in Ew. Majestät Hände gelegt werde.“⁵⁷

Das Zitat verdeutlicht, wie wenig der heute konstruierte Gegensatz zwischen 1848/1849 und 1871 bei manchen Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts im Bewusstsein vorlag. Der Verweis Simsons auf die in Versailles schon früher immer wieder geplanten Heereszüge gegen die Deutschen zeigt zudem, dass teilweise auch bei den Parlamentariern der Paulskirche die Vorstellung der deutsch-französischen „Erbfeindschaft“ anzutreffen war. Als Präsident des Deutschen Reichstages, zu dem das Parlament des Norddeutschen Bundes nun erweitert wurde, konnte Simson seine politische Tätigkeit fortsetzen, bis er schließlich an die Spitze des neu geschaffenen Reichsgerichts wechselte.

3.4 Johann Nepomuk Sepp

Selbst ein katholischer altbayerischer Paulskirchenabgeordneter wie der aus Tölz (heute Bad Tölz) stammende Historiker und Volkskundler Johann Nepomuk Sepp (1816–1909) konnte sich später für die preußische Reichsgründung von 1871 begeistern. Der grundsätzlich immer großdeutsch eingestellte Sepp gehörte in der Frankfurter Nationalversammlung zunächst der konservativen-rechten Fraktion im Steinernen Haus, später Café Milano an und wechselte dann zum Casino, der rechten Mitte. In der Paulskirche trat er wenig in Erscheinung. Nach seinem Ausscheiden aus der Nationalversammlung gelang ihm der Ein-

⁵⁷ Ansprache Eduard Simsons in seiner Funktion als Präsident des Reichstages des Norddeutschen Bundes am 18. Dezember 1870 in Versailles, in: Ernst Rudolf Huber (Hg.), *Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte*, Bd. 1: *Deutsche Verfassungsdokumente 1803–1850*, Stuttgart, 3. Aufl. 1978, S. 405f.

zug in die Kammer der Abgeordneten des Königreiches Bayern, der er zunächst bis 1855 angehörte. Hier versuchte er einer Emanzipation der Juden in Bayern entgegenzutreten. Dies widerspricht der Annahme, in der Paulskirche habe der Konsens bestanden, dass Juden gleichberechtigte Staatsbürger werden sollten. Im Jahr 1868 wurde Sepp in das nach dem Deutschen Krieg neu geschaffene deutsche Zollparlament gewählt. Auch gelang ihm der Wiedereinzug in die Kammer der Abgeordneten, wo er der Patriotischen Fraktion, der Bayerischen Patriotenpartei, als Mitbegründer angehörte. Während des Deutsch-Französischen Kriegs wurde Sepp aus seiner Fraktion ausgeschlossen. Schließlich war er am 21. Januar einer derjenigen, die bereitwillig für den sogenannten „Novembervertrag“ von 1870 zwischen Bayern und dem von Preußen geführten Norddeutschen Bund stimmte. Die Kammer stimmte somit nachträglich dem Beitritt Bayerns in das Deutsche Kaiserreich, das offiziell schon drei Tage zuvor im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles proklamiert worden war, zu.⁵⁸

Von dem Werk „Ein Bild seines Lebens nach seinen eigenen Aufzeichnungen“ waren mehrere Bände geplant, allerdings ist nur ein erster Teil 1916 erschienen.⁵⁹ Doch waren Abschnitte von Sepps „Erinnerungen an die Paulskirche 1848“ schon 1903 in der Zeitschrift „Die Grenzboten“ abgedruckt. Hierin blickte er grundsätzlich immer noch begeistert auf seine Zeit in Frankfurt zurück. Dass der Versuch der Nationalversammlung, ein einheitliches Deutschland zu schaffen, im Jahr 1849 nicht gelang, schien ihn hingegen nicht mehr zu betrüben. Denn er führte am Abschluss seiner Erinnerungen an die Paulskirche folgenden Absatz an: „Endlich trat der Mann auf, den die Vorsehung zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs bestimmt hatte, in der Person des Grafen Bismarck, der das Wort von Blut und Eisen sprach.“ Dass die „Frage über die Vormacht in Deutschland [...] mit dem Schwerte gelöst“ wurde, war für ihn eine gelungene und auch wohl in dieser Form notwendige Lösung. Damit sah er auch keinen Bruch mit seiner großdeutschen Gesinnung. Schließlich habe Otto von Bismarck (1815–1898) Österreich 1866 geschont und somit das Werk von 1849, so Sepp, fortgeführt:

58 Hartmut Maurer, Entstehung und Grundlagen der Reichsverfassung von 1871, in: Joachim Burmeister (Hg.), Verfassungsstaatlichkeit. Festschrift für Klaus Stern zum 65. Geburtstag, München 1997, S. 29–48; Hans-Michael Körner (Hg.), Große Bayerische Biographische Enzyklopädie, Berlin/New York 2005, Reprint 2010, S. 1830; auch: Monika Fink-Lang, „Dem Geiste nach verpflichtet“. Die Görres-Schüler Johann Nepomuk Sepp und Michael Strodl, in: Helmut Flachenecker/Dietmar Grypa (Hg.), Schule, Universität und Bildung. Festschrift für Harald Dickertshof zum 65. Geburtstag, Regensburg 2007, S. 243–293.

59 [Johann Nepomuk Sepp,] Dr. Johann Nepomuk Sepp (1816–1909). Ein Bild seines Lebens nach seinen eigenen Aufzeichnungen. Xenium zum hundertsten Geburtstag (7. August 1916), Bd. 1: Von der Geburt bis zum Abschluß der öffentlichen Tätigkeit, Regensburg 1916.

„Doch was die Paulskirche anstrebte, den möglichst innigen Verband des alten Kaiserstaats mit dem neuen Reiche, bemühte sich auch der eigentliche Schöpfer des neu geeinigten Reichs unter Wilhelm dem Siegreichen durchzusetzen, ja womöglich durch ein Verfassungsbündnis bleibend zu befestigen.“⁶⁰

Tatsächlich nannte Sepp den Preußen Bismarck einen „Großdeutsche[n]“, der „zum tapfern gemeinsamen Kampfe gegen den alten Reichsfeind 1870 die Stimme erhob“ und „nicht bloß Schleswig-Holstein, sondern auch Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland gebracht“ habe.⁶¹ Vermutlich betrachtete Sepp Bismarcks bündnispolitische Annäherung an Wien nach der Reichsgründung als versteckte großdeutsche Haltung des Reichskanzlers. Über die Errichtung und Entwicklung des Deutschen Kaiserreichs durch Preußen bilanzierte Sepp zufrieden: „Aus dem Großstaate ist ein Weltstaat geworden, und glänzender konnte die Kaiserwürde nicht errungen werden, als nach kriegerischen Erfolgen, wie sie die Weltgeschichte selten aufweist, durch die Proklamierung in der Herrscherburg des Besiegten.“⁶² Somit war er auch mit der Demütigung Frankreichs einverstanden.

4. Fazit

Die vorliegenden kurzen Ausführungen haben gezeigt, dass das gängige Geschichtsbild über die Revolution von 1848/1849 nicht grundsätzlich verkehrt ist. Doch ist die Form der Erinnerung in einem sehr weitgehenden Umfang selektiv und Aspekte, die nicht in die etablierte Auffassung passen, werden in einem nicht ganz unproblematischen Umfang ausgeblendet. Walter Dirks (1901–1991), ein katholischer Schriftsteller und Journalist, warnte schon 1948 in den „Frankfurter Heften“, sich „vor einer falschen Aktualisierung der Paulskirche zu hüten“.⁶³ Erwin Stein (1903–1992, CDU), hessischer Landtagsabgeordneter, Kultus- und Justizminister sowie später Richter sowohl am Bundesgerichtshof als auch am Bundesverfassungsgericht, schrieb ebenfalls 1948 in der vom hessischen Kultusministerium herausgegebenen Broschüre „Die revolutionäre Be-

60 Johann Sepp, Erinnerungen an die Paulskirche 1848, in: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst 62 (1903) 39, S. 780–786, hier S. 785.

61 Ebd.

62 Ebd. 785f.

63 Walter Dirks, „Dreimal 1848, dreimal 1948“, in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik 3 (1948) 1, S. 5–8, hier S. 6.

wegung und ihr Erbe“: „Wir müssen uns davor hüten, die Frankfurter Ereignisse von 1848 in einer falschen Gloriole zu sehen [...]“⁶⁴

Über den Nationalismus in der Revolution schrieb der Historiker Franz Schnabel (1887–1966):

„Auch die volkstümliche Bewegung und gerade sie mußte über Europa Unruhe und Krieg bringen, sobald sie frei sich auswirken konnte. Unter den nach Eigenstaatlichkeit strebenden Völkern Europas hat der Glaube an die Menschheit und an die Solidarität der in ihrer Sonderart sich entfaltenden freien Nationen nicht verhindert, daß alsbald ein erbitterter Kampf um Grenzprovinzen und Volkstumsgrenzen ausbrach.“⁶⁵

Dies war nicht eine respektive Nationalisierung, wie Steinmeier mit Bezug auf Clark darlegte. Das Vorhandensein eines aggressiven Nationalismus trifft sehr wohl auf einen Teil der revolutionären Bewegungen und den Parlamentarismus von 1848/1849 zu.

Der Historiker Michael Salewski bilanzierte über Theodor Heuss, dieser habe „die Revolution, wenn auch respektvoll, ausgeschlachtet“. Doch gab er trotzdem zu bedenken, „1871, als das Reich gegründet war, galt dies als die Vuldung des edelsten Willens der liberalen 1848er“. Zudem bilanzierte er zutreffend: „Dieser Chamäleoncharakter der Revolution ist ihre eigentliche Signatur, das macht sie für die politische Argumentation ebenso bequem-handlich wie irreführend-gefährlich.“⁶⁶ Manfred Gailus kritisierte anlässlich des Jubiläums von 1998, dass sowohl Politik als auch Wissenschaft zu einer „retrospektiven Harmonisierung“ und „Entproblematisierung des Revolutionsgeschehens“ beigetragen hätten. Dem liege der „latente Wunsch nach Pazifizierung des historischen Geschehens, die Neigung zur Ausklammerung oder unzulässigen Kleinschreibung der Gewaltproblematik“⁶⁷ zugrunde.

Vor dem Hintergrund der Bestrebungen von Bundespräsident Heinemann gab der Soziologe und Politikwissenschaftler Eugen Kogon (1903–1987) zu bedenken: „Nicht einmal ideell führt der Weg geradlinig von der Paulskirchenversammlung zu uns. Sie hat den liberalen Rechtsstaat und den national-monarchi-

64 Erwin Stein, Zum Geleit, in: Ministerium für Kultus und Unterricht Hessen (Hg.): 1848. Die revolutionäre Bewegung und ihr Erbe (Der deutsche Lehrer. Gedanken und Anregungen zur Lösung der Erziehungsaufgaben der Gegenwart 6/7), Wiesbaden 1948, S. 3.

65 Franz Schnabel, Das Problem Bismarck, in: Hochland. Monatsschrift 42 (1949/1950), S. 1–27, hier S. 8.

66 Salewski Michael, 1848: Dimensionen einer Revolution, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 123 (1998), S.7–26, hier S. 14.

67 Manfred Gailus, Deutsche Revolutionsfeierlichkeiten 1998. Zwischenbemerkung zur Politik und Kultur der Erinnerung an 1848, in: Werkstatt Geschichte 7 (1998) 20, S. 59-68, hier S. 68.

schen Machtstaat zugleich proklamiert.⁶⁸ Auch Wolfram Siemann stellte zur Rede von Gustav Heinemann 1973 in Rastatt zutreffend fest: So „ehrenwert diese Absichten erscheinen“, auch Heinemann „begab sich damit in die Reihe der Traditionsbildner, welche bestimmte Segmente der Erinnerung als die besonders wertvollen und verbindlichen hervorheben“ und „die diesem Bilde widersprechenden Elemente ausblenden.“⁶⁹ Ergänzend kann hierzu die Aussage von Wolfgang von Hippel angeführt werden: „Historiker, aber keinesfalls nur sie, sollten skeptisch bleiben allen Sinnfindungstraditionen gegenüber, wie sie in unserer jubiläumssüchtigen, aber keineswegs besonders geschichtsfreudigen Zeit nur zu gerne aufgebaut werden.“⁷⁰

Anzuerkennen ist, dass alle demokratischen Politikerinnen und Politiker seit Heuss diese Form der Erinnerung pflegen, um die Demokratie im kollektiven Gedächtnis als Teil der deutschen Geschichte zu verorten und damit sie als Staatsform zu legitimieren und zu stabilisieren sowie die europäische Integration historisch zu begründen. Es liegen also ehrenwerte Absichten zugrunde. Die in rund 80 Jahren deutscher Demokratie etablierte kritische Distanz nicht nur zu nationalstaatlichem Geschichtsdanken, sondern auch die Fähigkeit zur kritischen Methode erlauben es auch, diese demokratischen Geschichtsbilder zu überprüfen und zu hinterfragen. Dazu soll dieser kurze Beitrag Anregungen bieten.

68 Eugen Kogon, Rückblick auf 1848, in: Heinrich Böll/Helmut Gollwitzer/Carlo Schmid (Hg.), Anstoß und Ermutigung. Gustav W. Heinemann, Bundespräsident 1969–1974, Frankfurt am Main 1974, S. 68–87, hier S. 69.

69 Wolfram Siemann, Die Revolution von 1848/49 zwischen Erinnerung, Mythos und Wissenschaft: 1848–1998, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 49 (1998) 5/6, S. 272–281, hier S. 278.

70 Wolfgang von Hippel, „Freiheit, die ich meine‘ – Von der Schwierigkeit, eine Revolution zu verstehen“, in: Gudrun Loster-Schneider (Hg.), Revolution 1848/49. Ereignis, Rekonstruktion, Diskurs (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 21), St. Ingbert 1999, S. 109–132, hier S. 132.

„Mit Schrekken höre ich...“
Neue Fakten zum Diebstahl aus dem
Mineralogischen Museum der Berliner Universität 1839

VON ULRICH STOTTMEISTER

Zusammenfassung

Die vorliegende Studie zeichnet anhand der Originalakten des preußischen Kultusministeriums den spektakulären Diebstahl von Edelmetallen und Edelsteinen aus dem Mineralogischen Museum der Universität Berlin nach. Durch das Studium der Archivalien wird das vorhandene Wissen über die damaligen Ereignisse ergänzt und um neue Fakten erweitert. Es zeigt sich, dass die Verluste an Edelmetallen und die Schäden an den Edelsteinen viel größer waren als bisher bekannt.

Die von Alexander von Humboldt geäußerte Sorge, dass die Goldgeschenke, die er dem Museum aus Sibirien mitgebracht hatte, mit den Verlusten in Verbindung gebracht werden könnten, hat sich nicht bestätigt. Allerdings äußerte er sich – bisher unbekannt – zu Verlusten und Beschädigungen an anderen früheren Geschenken, die Teil des Diebesgutes waren.

Die Ursachen, die diesen Diebstahl ermöglichten, waren in der mangelnden Kontrolle durch die Aufsichtspersonen und in den unzureichenden baulichen Bedingungen des Museums und seiner Sicherheitsmaßnahmen zu suchen

Abstract

This study uses the original files of the Prussian Ministry of Culture to trace the spectacular theft of precious metals and gemstones from the Mineralogical Museum of the University of Berlin. By studying the archival documents, the existing knowledge of the events at the time is supplemented and new facts are added. It is shown that the losses of precious metals and the damage to the gemstones were much greater than previously known.

Alexander von Humboldt's expressed concern that the gold gifts he had given the museum from Siberia could be attributed to the losses was not confirmed. However - as yet unknown - he did comment on losses and damage to other earlier gifts that were part of the stolen property.

The causes that made this theft possible were to be found in the lack of supervision by supervisors and in the inadequate structural conditions of the museum and its security measure

Einleitung

In Museen ausgestellte und damit für die Allgemeinheit sichtbare Edelmetalle und Edelsteine regen offenbar zu allen Zeiten zur unrechtmäßigen Aneignung an. Hervorzuhebende Beispiele aus der jüngsten Zeit sind der Diebstahl der großdimensionierten 100 kg Goldmünze „Maple leaf“ aus dem Berliner Bode-Museum im Jahr 2017, der Einbruch in das Grüne Gewölbe in Dresden im Jahr 2019 und nur drei Jahre später (2022) der Diebstahl des Goldfundes aus dem Kelten- und Römermuseum in Manching. Diese Diebstähle zeigen, dass Gier und Missachtung kultureller Werte nicht wiedergutzumachende Schäden hervorrufen können.

Auch zu Humboldts Zeiten gab es ein derartiges spektakuläres Ereignis: Den Diebstahl von Platin, Gold, Silber und Edelsteinen aus dem „Königlichen Mineralien-Kabinet“ in Berlin am 26. Mai 1839.

Alexander von Humboldt hatte zu diesem Museum eine besondere Beziehung: Die naturwissenschaftlich wertvollen Sammlungsobjekte sowohl seiner amerikanischen Forschungsexpeditionen von 1799 bis 1804 als auch der russisch-sibirischen Reise 1829 hatte Alexander von Humboldt vollständig den Sammlungen der Berliner Museen, so auch dem „Mineralien-Kabinet“ übergeben. Insofern war Humboldts Erschrecken verständlich, als er im Mai 1839 von dem spektakulären Diebstahl aus dem zur Universität Berlin gehörenden „Mineralogischen Museum“ (vormals „Königliches Mineralien-Kabinet“¹) erfuhr (Hoppe 1983, Schwarz 2017, Hoppe 2003, 2000, 1999, 1998). Dieses befand sich im ehemaligen Kronprinzenpalais „Unter den Linden“, dem nachfolgenden Hauptgebäude der Berliner Universität. Im Ostflügel dieses Baus war ebenfalls die repräsentative Wohnung des Direktors Weiß untergebracht (Abb. 1).

¹ Nach Schwarz (2017) ist die vollständige Bezeichnung der hier betrachteten Archivalie: „Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58.“ Nachfolgend wird nur die Kurzbezeichnung „Akte“ verwendet und die entsprechende Seitenzahl nach der Archivalien-Nummerierung genannt. Die Abbildungen von Seiten der Akte erfolgt nach den Regeln des Geheimen Staatsarchivs. – Im Folgenden wird in der vereinheitlichten Schreibweise der Akte „Mineralien-Kabinet“ verwendet.

„Mit Schrecken höre ich...“



Abb. 1: Hauptgebäude der heutigen Humboldt-Universität Berlin. Im Vordergrund das Alexander-von Humboldt-Denkmal von Reinhold Begas (1831–1911). Im Hintergrund der östliche Seitenflügel und der östliche Teil des Mittelbaus, in denen sich von 1813/14 bis 1889 das Mineralogische Museum der Universität (ab 1840 Friedrich-Wilhelm-Universität) befand. Der Ostflügel wurde im zweiten Weltkrieg völlig zerstört (Petzell 1999).

1. Der Museumsdiebstahl 1839

1.1 Der Wissensstand

Alexander von Humboldt äußerte sich zu diesem Geschehen in einem Brief gegenüber dem befreundeten Berliner Bankier Alexander Mendelssohn (Panwitz, Schwarz 2011, S. 105): „Mit Schrecken höre ich, dass ein Theil der schönen Goldstufen² aus Sibirien die ich dem Museum geschenkt durch Einbruch mit

² Stufe: Mineralogische Stufe. Dieser Fachbegriff aus der Mineralogie wird wie folgt definiert: Eine „Stufe“ besteht aus mehr oder weniger gut ausgebildeten (idiomorphen) Kristallen, die zu einem Mineral-Aggregat verwachsen sind, wobei es Kristalle des gleichen Minerals oder auch unter-

vielen Edelsteinen gestohlen sind.“

Humboldt sah in diesem kriminellen Geschehen auch die unmittelbare Folge eines seinerzeit ungelösten größeren kulturpolitischen Problems: Die mangelnde Aufsicht über die wertvollen Sammlungsstücke des „Mineralien-Kabinetts“. Der seit 1817 dafür verantwortliche Kultusminister Altenstein³ hatte zwar Verdienste in der preußischen Bildungs- und Kulturpolitik erworben, war aber seit 1837 aus gesundheitlichen Gründen von seinen dienstlichen Pflichten (außer Personalfragen) entbunden worden, jedoch noch immer der berufene Kultusminister. Zu seinen Pflichten gehörte auch die Aufsicht über das „Mineralien-Kabinet“ als Museum der Berliner Universität und damit die Kontrolle des Direktors Prof. Christian Weiß. Diese Pflichten wurden offenbar nicht mehr ausreichend erfüllt.

Die Verluste der erwähnten Goldstufen aus Russland hätten die wissenschaftlichen Aussagen der Russland-Reise Humboldts stark einschränken können. Diese Gefahr war auch 10 Jahre nach Beendigung der Russland-Reise durchaus vorhanden, denn in dem betreffenden Jahr 1839 war der zweite Band von Gustav Roses Reisebericht der zusammenfassenden Auswertung noch immer nicht erschienen. Dieser zweite Band⁴ (Band 1: Rose 1837) sollte sich insbesondere der Mineralogie des Ural widmen und damit auch den wichtigen Themenkomplex des „Ural-Goldes“ einbeziehen, der in allen Phasen vor, während und nach der Reise eine zentrale Rolle spielte. Wie wichtig die „Goldfrage“ für Humboldt war, zeigt sich auch durch die Tatsache, dass bereits zum Beginn des Jahres 1830 und somit unmittelbar nach der Rückkehr nach Berlin die erste Veröffentlichung nach der Reise die Goldreserven Russlands behandelte. Schwerpunkt dieses Aufsatzes waren mögliche Auswirkungen dieser Goldvorkommen im Hinblick auf die Auswirkungen auf die internationale Wirtschaft (Humboldt 1830).

In neuerer Zeit haben Hoppe (1983) sowie ausführlicher und ergänzend Schwarz (2017) über dieses Ereignis berichtet. Die dort aufgeführten Fakten werden nachfolgend zusammengefasst:

- Aus dem „Mineralien-Kabinet“ im Hauptgebäude der Universität wurden am 29. Mai 1839 durch Einbruch in die Räumlichkeiten des Museums wertvolle Ausstellungsstücke erbeutet.

schiedlicher Minerale sein können. Nuggets/Seifengold sind demnach streng genommen keine Stufen, allerdings wird dieser Begriff auch oftmals erweitert verwendet.

3 Vollständige Bezeichnung des „Kultusministerium“. Von 1817–1849: Preußisches Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. Der berufene Minister Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770–1840) hatte dieses Amt von 1817 bis 1840 inne. Diese Zeit der langen Amtstätigkeit wird auch als „Ära Altenstein“ bezeichnet (s. u.).

4 Dieser zweite Band erschien nach Mahnungen Humboldts 1842. Siehe Literaturverzeichnis Rose 1842.

- In der Presse wurde bereits zwei Tage später durch polizeiliche Bekanntmachung eine Liste der gestohlenen Edelmetalle und der Edelsteine veröffentlicht. Dieser Aufruf wurde nach etwa vier Wochen mit dem Zusatz wiederholt, bei Hinweisen auf die Entdeckung des Täters und der Wiederherbeischaffung der Gegenstände eine hohe Belohnung zu zahlen.
- Nach wenigen Monaten wurden in Posen mehrere Personen gefasst und der Beteiligung am Berliner Diebstahl überführt, da sich bei ihnen belastendes Diebesgut befand.
- Dabei handelte es sich um Personen, die am Tag vor dem Diebstahl in Berlin an einer öffentlichen Führung durch das „Mineralien-Kabinet“ teilgenommen hatten und sich dadurch Ortskenntnisse verschafft hatten.
- Der größte Teil der gestohlenen Gegenstände war von den Dieben vergraben worden und konnte in der Heide bei Berlin sichergestellt werden.
- Die ausgeschriebene Prämie wurde an den Polizeikommissar ausgezahlt, dem die Aufklärung des Diebstahls und die Festnahme der Diebesbande in Posen gelangen.
- Der zuständige Berliner Museumswärter kam zwar in Verdacht einer Beteiligung am Diebstahl, ihm konnte aber nur Nachlässigkeit und damit die Förderung der Straftat nachgewiesen werden.

Offen bleiben bei dieser Darstellung einige Fragen, zum Beispiel welche Objekte aus dem Diebstahlsgut zur Überführung der Täter in Posen dienten oder woher die Information zum Ort der vergrabenen Beute stammten und von wem diese gegeben wurden. Über Verluste an konkreten Ausstellungsobjekten wird allerdings nichts berichtet und nur „ein fast vollständiges Auffinden“ des Diebesgutes beschrieben.

Die erneute Aktendurchsicht, deren Ergebnis die Grundlage der vorliegenden Studie bildet, ergänzt die bisher bekannten Fakten und berichtet über Details von allgemeinem Interesse. Der kulturgeschichtliche Neuheitswert soll auf den in den Akten akribisch aufgelisteten Verlusten an Ausstellungsobjekten liegen. Diese waren nicht nur wertmäßig, sondern auch kulturgeschichtlich sehr viel bedeutungsvoller als bislang angenommen. Die Archivaliendurchsicht zum Diebstahlsgeschehen zeigte weiterhin – bisher unbekannt – dass im Kultusministerium der Geheime Legationsrat von Olfers einer der maßgeblichen Bearbeiter des Diebstahlsgeschehens war. Humboldt war zu dieser Zeit Nachbar von Olfers und mit dessen Familie befreundet. Ein späterer Briefwechsel zwischen beiden lässt erkennen, dass Humboldt über Details des Diebstahls sehr gut informiert war. Daher liegt nahe, dass es einen Nachrichtenfluss zwischen dem Geschehen zum Diebstahl gab und dadurch das erste „Erschrecken“ Humboldts unnötig war. Das gestohlene Gold stammte nämlich nicht aus Humboldts Geschenken

an das Museum, wohl aber Edelsteine, über deren Beschädigungen und Verluste Humboldt sich später im Jahr 1840 in einem Brief an Olfers äußerte (Olfers 1913, Brief 77, S. 46).

1.2 Die Meldung des Museumsdirektors Prof. Christian Weiß an das Kultus-Ministerium am 27. Mai 1839

Bereits am Tag nach dem Diebstahl, am 27. Mai 1839, verfasste der Direktor des „Mineralien-Kabinetts“ Prof. Christian Samuel Weiß an seinen Vorgesetzten, den Kultusminister von Altenstein folgenden Bericht: (Abb. 2).

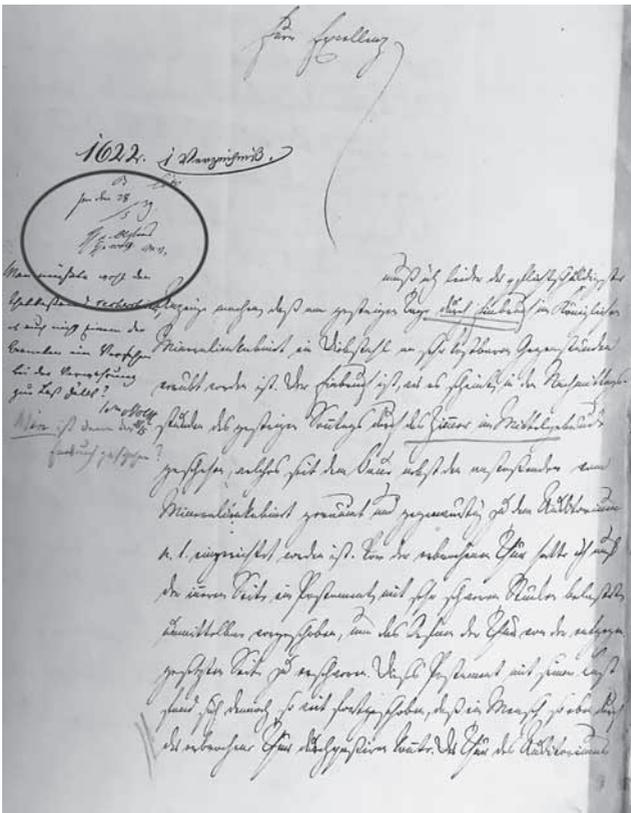


Abb. 2: Anzeige des Diebstahls vom 28. Mai 1838 durch Professor Ch. Weiß an das Kultusministerium mit dem Signum von Olfers.

Transkription:

„Euer Exellenz

muß ich leider die pflichtschuldigste Anzeige machen, daß am gestrigen Tage durch Einbruch im Königlichen Mineralienkabinet ein Diebstahl von sehr kostbaren Gegenständen verübt worden ist. Der Einbruch ist, wie es scheint, in den Nachmittagsstunden des gestrigen Sonntags durch das Zimmer im Mittelgebäude geschehen [...].

Vor der erbrochenen Thür hatte ich auf der inneren Seite ein Postament mit sehr schweren Stücken belastet, unmittelbar vorgeschoben, um das Öffnen der Thür von der entgegengesetzten Seite zu erschweren. Dieses Postament mit seiner Last fand sich dennoch so weit fortgeschoben, daß ein Mensch soeben durch die erbrochene Thür durchpassieren konnte. Die Thür des Auditoriums nach der Treppe im Mittelgebäude fand sich verschlossen [...]. Im nebengelegenen Zimmer hatte der Dieb durch einen Dietrich oder dergl. den Glasschrank geöffnet, in welchem die Edelsteine ausgestellt sind. Und ebenso im nachfolgenden Zimmer diejenigen, in welchen das gediegene Gold, das gediegene Silber, gediegenes Platin usf. ausgestellt sind. Alle übrigen Schränke hatte er unversehrt gelassen und wenig Unordnung hinterlassen.“

Weiß beschreibt im Folgenden, wie der verantwortliche „Museumsaufwärter“ mit Namen Reichel am 26. Mai gegen 5 und 6 Uhr nachmittags den Diebstahl entdeckte und die Polizei benachrichtigte, die die Sachlage im Einzelnen dokumentierte.

Weiß kommentiert dann das Geschehen aus eigener Sicht und erkennt offenbar Widersprüche. Er schreibt:

„Die Umstände insbesondere was die aus dem erbrochenen Schrank mit den Edelsteinen entwendeten Gegenstände betrifft, lassen mich erklären, daß der Dieb kein ganz roher gemeiner Dieb gewesen ist, sondern etwas von dem besonderen Werthe einzelner Stücke gewußt hat, vielweniger aber noch ein eigentlicher, feinerer Kenner gewesen ist. Wieso hat er sich z. B. an den Meteorsteinen und Meteorsteinen nicht vergriffen, welche in dem erbrochenen Schrank mit den Goldstufen sich befanden; und das v. Humboldt'sche relativ große Platingeschiebe aus Südamerika nicht mitgenommen; er hat sich die Taschen vollgesteckt, soviel er fassen mochte [...].

Das Verzeichnis der entwendeten Sachen, welche leider zu den allerkostbaren des Kabinetts gehören füge ich [...] gesondert hinzu.

Berlin den, 27. Mai 1839

Weiß“

Transkription zu Abb. 4:

- 1 gediegen Gold, ein länglich massives Stück 4 Mark⁶ 2 Quentchen schwer; (No. 12 der Prachtsammlung)⁷
- 2 desgl. in einer dicken Platte, 5 Loth schwer; (V 39 aus Katalog)
- 3 Ged. Gold von Enkirch an der Mosel, 3 Loth 3 Quentchen. (V 36 aus dem Katalog)
- 4 Ged. Gold in einem einzelnen Blech aus Siebenbürgen (V 70 des Katalogs),
- 5 gediegenes Silber aus Peru, angeschnitten 5 Mark 7 Loth schwer (Nr. 19 der Prachtsammlung)
- 6 *Ästiges* ged. Silber aus Kongsberg (n. 22 der Prachtsammlung)
- 7 Ged. Platin vom Ural 3 Pfund 6 ½ Loth schwer (Nr. 2426 der Prachtsammlung)
- 8 Desgl. 19 3/8 Loth schwer (Nr 2429 der Prachtsammlung)
- 9 Desgl. 5 ¼ Loth schwer (Nr. 2436 der Prachtsammlung)
- 10 *Feueropal* aus Mexiko (I 1987 des Katalogs)
- 11 Ein Smaragdkristall (I 8080 des Katalogs)
- 12 Kristallisierter Smaragd auf schwarzem Schiefer (I 8075 des Katalogs)
- 13 Berill geschliffen, (I 8183 des Katalogs)
- 14 Lose kristallisierte Berills (I 8165 Katalog)
- 15 Kristallisierte weiße Topase aus Sibirien (I. 7680 7871)
- 16 Weißer Topas, *Geschiebe* aus Neuholland (I. 10291)
- 17 Gelber brasil. Topas (I. 7940)
- 18 Desgl. dickere Säule (I. 7941)
- 19 Zwei lose Kristalle, ein brasil. Topas, unten gelb, oben rubinrother Farbe (I 10087, 10088)
- 20 Kristallisierter rother Turmalin (I. 8294)
- 21 4 Parthien *Hyazinthen*, in Körnern und kristallisiert (I. 7589, 7611)
- 22 Desgl. geschliffen I. 7610

6 Gewichtseinheiten: Cölnische Mark in Preussen: 233,8555 g, 1 Mark entspricht ½ Pfund. Eingeteilt in 8 Unzen und 16 Lot. 1 Quentchen entspricht dem vierten Teil eines Lots (etwa 4 Gramm).

7 Nach Rose (1860) besaß die Sammlung des Königlichen Mineralien-Kabinetts folgende Abteilungen: 1.) die systematisch-mineralogische Sammlung, 2.) die Sammlung größerer in Glasschränken aufgestellter, ebenfalls systematisch geordneter Stücke (sogenannte Prachtsammlung), 3.) die Kristallsammlung, 4.) die Meteoriten, 5.) die systematisch-geognostische Sammlung und 6.) die geographische Sammlung oder die geognostischen Sammlungen einzelner Länder.

2. Die Aufklärung des Diebstahls

2.1 Die zur Aufklärung ergriffenen Maßnahmen

Da zu diesem frühen Zeitpunkt keinerlei Anhaltspunkte über den Täter oder den Täterkreis vorhanden und die von Weiß geäußerten Verdachtsmomente sehr unkonkret waren, wurden vom Ministerium umgehend Aktivitäten zur Klärung unter Berücksichtigung der dienstlichen Hierarchien eingeleitet.

Teilweise gekürzt oder vervollständigt mit detaillierten Beschreibungen der gestohlenen Gegenstände versehen, erschien in den Berliner Zeitungen⁸ bereits am 28. Mai 1839 die vom Polizeipräsidium abgezeichnete Zusammenstellung der gestohlenen Wertgegenstände.

Am 2. Juni wurde die Königliche Majestät informiert (Akte Blatt 4 als Entwurf). Der Wert der gestohlenen Gegenstände wird dort mit über 2000 Thaler angegeben.

Die Reihenfolge der polizeilichen Anzeigen in der lokalen Presse einschließlich mit dem Nennen der gestohlenen Gegenstände nach der Liste von Weiß mit der Nennung der hohen Belohnung für das Auffinden des Diebesgutes ist bei Schwarz (2017) zu finden (s.o).

Im Ausland wurden die Gesandtschaften in London, Paris, Wien und St. Petersburg durch das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten benachrichtigt.

Am 18. Juni wurde nach dieser Anzeige „die „Allerhöchste Kabinets-Ordre d.d. Berlin““ ausgestellt. Sie zeigt die Unterschrift des Königs Friedrich Wilhelm III. und war entsprechend an den Minister Altenstein gerichtet. Im Ministerium lag die Kabinets-Ordre am 20.6. erstmals vor (Präsentatvermerk) und wurde dort lt. Aktenvermerk an Olfers weitergeleitet, der am selben Tag paraphiert. Der Minister Altenstein zeichnet am 25.6. den Antwortentwurf ab (Abb. 5a und Abb. 5b (Akte Blatt 17)).

„Aus Ihrer Anzeige vom 2. des Monats habe ich ungerne den Diebstahl erfahren, der an mehreren werthvollen Gegenständen Mineralien-Kabinets verübt worden ist. Nach den aus Ihrem Bericht hervorgehenden Umständen scheint ein sehr mangelhafter Verschuß des Locals die Entwendung möglich gemacht zu haben. Ich erwarte, daß zur Verhütung ähnlicher Verluste die erforderlichen Vorkehrungen veranlaßt sein werden. Das Resultat der eingeleiteten Untersuchung haben Sie Mir zu seiner Zeit anzuzeigen.

Berlin 18. Juny 1839

Friedrich Wilhelm“

⁸ Z. B. in der „Königlich privilegierten Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen (Speyersche Zeitung)“, siehe Schwarz (2017) S.71–74.

Transkription Abb. 6:

„Nach einer von dem Königlichen Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten mir mitgetheilten Verhandlung des Königlichen General-Konsuls zu London sind von einem dortigen Naturalienhändler, in Beziehung auf den in dem hiesigen Königlichen Mineralien-Kabinet begangenen Diebstahl, verschiedene Fragen aufgeworfen worden. Da es auf Beantwortung derselben ankömmt, so ersuche ich Ew. Excellenz unter Beifügung des gedruckten „Reward“, worauf diese Fragen bemerkt sind, und welchen ich mir demnächst zurückerbitte, ganz ergebenst die Directoren des Königl. Mineralien-Kabinetts dazu schleunigst veranlassen und die Erledigung mir baldgeneigtest mittheilen zu wollen.

Berlin, den 28.ten July 1839 In Vertretung seiner Excellenz von Rochow“⁹

2.2 Das polizeiliche Verhörprotokoll vom 9. November 1839 und die Verdachtsmomente gegen den Museumswärter

Bereits in seinem ersten Verlust-Bericht an das Ministerium äußert Professor Weiß „zwischen den Zeilen“ einen Verdacht: Der Dieb hatte Ortskenntnisse und Wissen vom Wert der Gegenstände, war aber kein wirklicher Fachmann. Von diesem „Profil“ her leitete sich ein allgemeiner Anfangsverdacht gegen den Museums-Aufwärter Reichel ab, der erst seit zwei Jahren diese Aufgabe wahrnahm.

Im November 1839 wird im Bericht des Berliner Kriminalgerichts eine Bilanz des Geschehens gezogen. Trotz der zu diesem Zeitpunkt bereits erfolgten Überführung und Festnahme der Täter¹⁰ durch die Polizei in Posen und dem Wiederfinden eines Teils der gestohlenen Gegenstände wird von der Berliner Polizei-Kriminal-Polizei der Anfangsverdacht weiterverfolgt. Alle Beschuldigten gaben zu Protokoll, dass der Museumswärter Reichel sie ausdrücklich auf die Werte der einzelnen Ausstellungsstücke hingewiesen hatte. Reichel wurde noch einmal verhört und gab jetzt eine veränderte Aussage zu Protokoll. Die neuen Verdachtsmomente fasste der Berliner Polizei-Inspektor Doße in einem 15-seitigen Abschlussbericht zusammen (Akte Blätter 47 bis 54). Reichel hatte zur Tatzeit zwar ein Alibi, war aber später von Prof. Weiß selbst einer Falschaussage überführt worden. Die in Posen verhafteten Mitglieder der „Diebesbande“ waren Reichel trotz seines Leugnens wohlbekannt – da sie durch ihn vermittelt –

⁹ Gustav Adolf Rochus von Rochow (1792–1847), Minister des Innern; Polizeiminister, 1834–1842 Staatsminister, Präsident des Preußischen Staatsrates, enger Vertrauter von Friedrich Wilhelm III.

¹⁰ Im Zusammenhang mit dem Diebstahl werden Namen beteiligter Personen aufgeführt, die der Vollständigkeit halber genannt seien: Arendt, Bahnfleth, Gundlach, Köhler, Zabel.

als Holzhacker für Weiß gearbeitet hatten. Von der Polizei wurde diese Falschaussage entsprechend belastend bewertet und als schwerwiegende Behinderung ihrer Ermittlungen angesehen.

Im Polizeibericht werden weiterhin die Ergebnisse der Spurensicherung am Einbruchsort analysiert und es wird beschrieben, dass das äußerst schwere Podest, beschwert mit sehr schweren Mineralien, das zur Sicherung vor die später aufgebrochene Tür von innen gestellt worden war, anhand der Form der Schleifspuren am Boden zielgerichtet von innen gerade abgerückt worden war und nicht von außen durch die aufgebrochene Flügeltür verschoben wurde. Die Tür wiederum zeigte keine Spuren starker Gewaltanwendung. Hieraus leitete der Kriminalkommissar den naheliegenden Verdacht ab, dass diese Tür absichtlich von einer Person nicht verschlossen wurde und das Podest von innen abgerückt wurde (s. Bericht Weiß). Der Aufwärter Reichel kam dadurch zunehmend in den Verdacht, den Diebstahl vorbereitet zu haben, da er Schlüssel zu allen Räumen besaß. Ein stichhaltiger Beweis konnte allerdings nicht geführt werden.

In der Endabrechnung von Weiß (siehe Addendum 1) werden die Goldstufen 1 bis 4 der ursprünglichen Diebstahlliste als Verluste aufgeführt. Diese waren auch die Objekte mit dem höchsten materiellen Wert. Die Polizei hatte den Verdacht, dass ein „Goldarbeiter“ Lange dieses Gold eingeschmolzen hätte.¹¹ Allerdings leugnete der Beschuldigte hartnäckig, konnte nicht durch bei ihm gefundene Goldbarren überführt werden und musste schließlich freigelassen werden.

Verdächtig war weiterhin eine Reise Reichels nach Dessau. Die Polizei vermutete, dass dieser dort versucht hätte, das Diebesgut „unterzubringen“. Aber auch hier konnte dem Verdächtigen nichts Konkretes nachgewiesen werden. Der Polizeibericht schließt wegen der Vielzahl der Verdachtsmomente mit der Empfehlung, „daß der Reichel unter den obwaltenden Umständen, um weiteren Verdunkelungen vorzubeugen, schleunigst in Arrest zu bringen und seine Familie aus dem Universitäts-Local zu entfernen sei“.

Zusammenfassend muss festgestellt werden, dass eine endgültige Klärung des Kriminalfalles „nach Aktenlage“ zwar vorlag, aber keineswegs durch eine klare Faktenlage überzeugte, sondern nur durch Indizien.

Bereits im Februar 1840 wurde als neuer Aufwärter Christian Fischer, ein ehemaliger Unteroffizier beim 1. Garde-Drägoner-Regiment eingestellt (Akte Bl. 68). Damit dürfte zwar eine zuverlässige, mit Sicherheit aber keine fachlich versierte Person die Aufsicht geführt haben.

Ein späteres Strafmaß ist für die verurteilten Personen in der Akte nicht aufgeführt.

¹¹ Reines Gold besitzt den Schmelzpunkt 1064°C. Schmuck-Legierungen schmelzen je nach Goldgehalt zwischen 880 und 920°C.

3. Verluste und die Beschädigungen der Ausstellungsstücke¹² aus dem Mineralien-Kabinet

3.1 Die Verlustliste von Weiß nach Rückgabe des wiedergefundenen Diebesgutes (s. Addendum 1)

Hoppe (1983) vermerkt, dass „fast die gesamte Diebesbeute, die zum Teil in der Heide bei Berlin zwischen Treptow und Köpenick vergraben war“. (Hoppe 1983, S. 20)

Die tatsächlichen Verluste und die Nennung von Beschädigungen an den Wertgegenständen waren bisher unbekannt, ebenso die historischen Katalognummern und teilweise die originalen Fundstellen. Prof. Weiß bestätigt am 23. Februar 1840 die Rückgabe der Stücke, die „nach einfacher Criminal-Untersuchung dem Königlichen Mineralienkabinet gerichtlich sicher ausgeliefert wurden“.

Prof. Weiß fasst diese Rückgabe in der Akte Bl. 67 und Bl. 68 zusammen, kommentiert sie und bezieht sich dabei auf seine „offizielle“ Verlustliste vom 27. Mai 1839.

Es fehlen von den gestohlenen Mineralien (Transkription):

- a. die Gold- und Silberstufen Nr. 1-6 des Verzeichnisses. Sie scheinen von dem¹³ eingezogenen Goldarbeiter Lange (welcher überdies gänzlich leugnet) sämtlich eingeschmolzen worden zu sein,
- b. von den Platingeschieben fehlen zusammen 24 Loth an Gewicht. Vom größeren Platinstück wurde ein Teil abgeschlagen, die beiden kleineren Stücke fehlen vollständig,
- c. Die zwei krystallisierten weißen Topase aus Sibirien Nr. 15 des Verzeichnisses fehlen,
- d. desgl Nr. 21, eine Partie kleiner Hyazynthen in Körnern und krystallisiert.

Weiß fügt die Liste der beschädigten sowie der unversehrten Mineralien hinzu und kommentiert:

- Der Feueropal aus Mexiko Nr. 10 ist etwas beschädigt,
- ebenso der lose Smaragd n. 11 des Verzeichnisses,
- der aufgewachsene Smaragd Nr. 12 des Verz. wurde in Stücke geschlagen, der Krystall wurde von dem Muttergestein heruntergeschlagen und in Stücke gesprengt, die drei größeren Teile machen den größten Teil des früheren Krystalls aus,

¹² Die vorliegende Recherche übernimmt die handschriftlichen Daten von Prof. Weiß. Eine fachwissenschaftliche Aufarbeitung benötigt zusätzliche Angaben, z.B. aus Archiven, die nicht der Gegenstand dieser Arbeit sind.

¹³ Die Edelmetallverluste werden im Addendum 1 kommentiert und der damalige Zeitwert genannt.

- das weiße Topasgeschiebe aus Neuholland, Nr. 16. des Verz., ist in zwei Stücke zerschlagen,
- es fehlen von Nr. 21 ein Teil der losen Zirkone,
- ebenso von Nr. 22 ein Teil der geschliffenen Hyazinthen.

Insgesamt fehlen 11 Stücke (von 22), davon die besonders hervorgehobenen sechs Ausstellungsstücke der Prachtsammlung. Weiß benennt lediglich sieben Objekte der Rückgabeliste als „unversehrt“. Damit sind die materiellen und kulturhistorischen Verluste sehr viel größer als bislang bekannt. Die Aufstellung zeigt, dass besonders die wertvollen Stücke der Edelmetalle aus der „Prachtsammlung“ unwiederbringlich verloren sind.

Dazu gehört auch die Goldstufe Nr. 3, von Prof. Christian Weiß in seiner ersten Verlustzusammenstellung als „Gediegenes Gold von Enkirch an der Mosel“ bezeichnete. Bei dieser Stufe handelte es sich um das größte in der Neuzeit jemals in Deutschland gefundene, aber verschollene Goldnugget (siehe Addendum 2).

3.2 Verluste und Beschädigungen nach Alexander von Humboldts Angaben¹⁴

Humboldt hatte mit Sicherheit bald nach dem Erscheinen der Liste der gestohlenen Gegenstände in der Presse oder durch Olfers (s.o) erkannt, dass – wie von ihm anfänglich befürchtet – keine der Goldstufen aus Sibirien unter den Verlusten zu verzeichnen waren.

Außer der anfänglich zitierten Äußerung zum Diebstahl waren bislang keine weiteren Anmerkungen von Humboldts zum Diebstahl bekannt. Durch eine Notiz in seinem Brief an Olfers kann jedoch abgeleitet werden (Olfers 1913, Brief 77, S. 46),¹⁵ dass Humboldt über den Inhalt der Korrespondenz des Ministeriums informiert war.

Humboldts Anmerkungen im Brief an Olfers lassen auch Rückschlüsse auf Geschenke zu, die er persönlich erhalten hatte und durch den König dem „Mineralien-Cabinet“ übergeben hatte.

¹⁴ In diesem Abschnitt werden die Äußerungen Humboldts in dem zitierten Brief erstmalig im Zusammenhang mit dem Diebstahl aus dem „Mineralien-Cabinet“ gesehen.

¹⁵ Die Korrespondenz Alexander von Humboldts mit Ignaz von Olfers wurde 1913 durch den Sohn Ernst von Olfers (1840–1915) veröffentlicht

Abb. 8: Ignaz von Olfers. Nach einer Zeichnung von F.A. von Kaulbach.



Humboldt schrieb z.B. zum Verlust an Platin

„Ebenso war es mit den großen alten Platinstücken. Anatol Demidoff¹⁶ wollte einen Orden. Er sah ein, dass man in unserer Monarchie (für ein Geschenk) keinen Orden bekommt. Da er aber die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte und ich ihm sagte, daß ich alles, was man in Sibirien mir geschenkt, in das Königliche Mineralien-Kabinet übergeben würde, und zwar mit Erwähnung seines Namens, schenkte er mir die großen Platinstücke.“

Im Zusammenhang mit dem Ursprung des Platins bemerkte Alexander von Humboldt an anderer Stelle in einem Brief an Francois Arago am 1/13. August 1829 (Humboldt/Knobloch 2009) (Brief 50) während der russisch-sibirischen Reise nach dem Besuch der Gold- und Platinseifen der Gebrüder Demidoff in Nishne Tagil: „Wir besitzen Platin-Klumpen von mehreren Zoll Länge, in denen Herr Rose eine schöne kristallisierte Platingruppe entdeckte“.¹⁷

¹⁶ Anatolij Nikolaevic Demidov (1812–1870), russischer Unternehmer, Naturforscher, wissenschaftlicher Reisender Diplomat, Kunstsammler, Mäzen. Ein persönliches Treffen zwischen Humboldt und A.N. Demidov ist nicht dokumentiert. Die obigen Zeilen Humboldts sprechen allerdings für ein derartiges persönliches Treffen.

¹⁷ Platin kommt oftmals vergesellschaftet mit anderen Vertretern der Platingruppe vor. (Osmium,

Bei der Zusammenstellung der tatsächlichen Verlustliste vom 26. Februar 1840 äußerte sich Humboldt gegenüber Olfers (ohne Datum, Brief 77)¹⁸ auch zu den Edelsteinverlusten bzw. zu deren Beschädigungen. Er erwähnte, dass ein von ihm stammender sehr seltener Feueropal¹⁹ in der Sammlung geblieben ist, ebenso ein 3 Zoll langer Smaragd²⁰, ein kleinerer, besser auskristallisierter jedoch gestohlen wurde.

Die wissenschaftliche Erfassung des heutigen Bestandes im „Naturkundemuseum“ Berlin mit der Zuordnung der von Weiß und Alexander von Humboldt gegebenen Hinweise muss Fachleuten vorbehalten bleiben.

Es soll als Abschluss der Aufzählungen der Verluste, des Rückerhaltens und der Beschädigungen hervorgehoben werden, dass sich unerwartet ein wertvoller sächsischer Topas²¹ unter den zurückerhaltenen Gegenständen befand. Weiß hatte dessen Fehlen beim Erstellen der ersten Verlustliste übersehen.

Als Abschluss der 79 Seiten enthaltenden Akte „Diebstahl“ wurde von im Juli 1841 eine Geldbewertung des Gesamtverlustes erstellt, die nur für die Edelmetalle im Addendum 1 im Detail genannt wird.

Der Gesamtwert setzt sich aus vielen Einzelposten zusammen und ergibt sich teils aus Umrechnungen. Bereits in der Meldung an die Majestät vom 29. Mai 1839 war eine Summe von größer 2000 Thaler genannt worden, die damit als Schätzwert dem wahren Verlust etwa entsprechen dürfte.

Iridium) (siehe Damaschun und Schmitt, S. 242).

- 18 Prof. Weiß hatte an das Ministerium am 26. Februar 1840 eine Zusammenfassung der Verluste des Diebstahls gemeldet, aber auch erstmalig die wiedergefundenen Stücke genannt, so dass Humboldt die Kenntnisse erst nach diesem Datum erlangt haben kann. Er erwähnt die Topase aus Brasilien (Nr. 15 der Liste 2.) und ein „ungeheures“ Malachitstück.
- 19 Ein Feueropal aus Mexiko ist bei Damaschun und Schmitt, (2019) S. 145 abgebildet. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um das Exemplar, das unter Nr. 10 in der Verlustliste aufgeführt und zurückerlangt wurde. Weiß bezeichnet ihn als „etwas beschädigt“. Damaschun (l.c. S. 144–147) widmet diesem Edelstein das Kapitel mit dem Titel „Hyacinthroth, durch Honiggelbe bis ins Weingelbe sich verlaufend- der Feueropal aus Mexico“.
- 20 Dieser Smaragd (Nr. 11 der Liste) wird von Weiß ebenfalls als „etwas beschädigt“ bezeichnet. Er ist (wahrscheinlich) auf Seite 301 bei Damaschun und Schmitt (2019) abgebildet, die Geschichte des Steines wird von Damaschun ab Seite 300 ausführlich beschrieben (ohne die unbekanntes Zwischenepisode des Diebstahls). Der kleinere Smaragd wird in der Liste unter Nr. 12 als „kristallisierter Smaragd auf schwarzem Schiefer“ geführt. Nach Weiß (Diebstahl-Akte Bl. 67) wurde dieser vom Muttergestein getrennt in Stücke geschlagen und ist offenbar in diesem Zustand zurückgeführt worden.
- 21 Sächsischer Topas, auch Sächsischer Diamant, die bekannteste Fundstelle war der Schneckenstein, ein topashaltiger Felsen bei Muldenhammer in Sachsen. Einer der berühmtesten Besitzer von Sächsischen Diamanten war August der Starke (Friedrich August von Sachsen, 1670–1733). Sein mit sächsischen Topasen verzierter Schmuck wird heute im Grünen Gewölbe in Dresden aufbewahrt; andere Sächsische Diamanten sind Teil der Kronjuwelen von England.

4. Versäumte Pflichten, die den Diebstahl begünstigten

Die Zuordnung der Verantwortlichkeiten für das „Mineralogische Museum“ der Universität, dem früheren königlichen „Mineralien-Kabinet“, waren eindeutig geregelt: Die Aufsichtspflicht für das Museum hatte der Direktor des Museums Weiß. Dieser unterstand dem Kultusministerium und damit dem Minister Altenstein mit dessen direkter Rechenschaftspflicht gegenüber dem König.

Über die beiden Persönlichkeiten Altenstein und Weiß und deren Eigenarten, aber auch zu deren fachlichen Leistungen gibt es eine umfangreiche Literatur (über Weiß [Gümbel 1896], Beyer und Hoyer [2008], Hoppe [1982], über Altenstein von Hömig [2015] und Biermann [1985]).

Nachfolgend werden weder die Bedeutung von Altenstein in der preußischen Geschichte noch die herausragende wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung von Weiß genannt. Im vorliegenden Zusammenhang sind lediglich charakterliche Eigenschaften und Verhaltensmuster beider Personen von Interesse, die insgesamt als „menschliche Einflussfaktoren“ den Diebstahl im weitesten Sinne begünstigten.

4.1 Die unzureichende Verantwortung: Minister Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein

Der Sitz des Kultusministeriums befand sich unweit des Berliner Schlosses an der damaligen Königstraße/Poststraße (s. Abb. 10), damit auch unweit der damaligen Wohnung Humboldts.



Abb. 9: Karl Sigmund Franz Freiherr Stein zu Altenstein. Lithografie von Emil Kraft (1826).

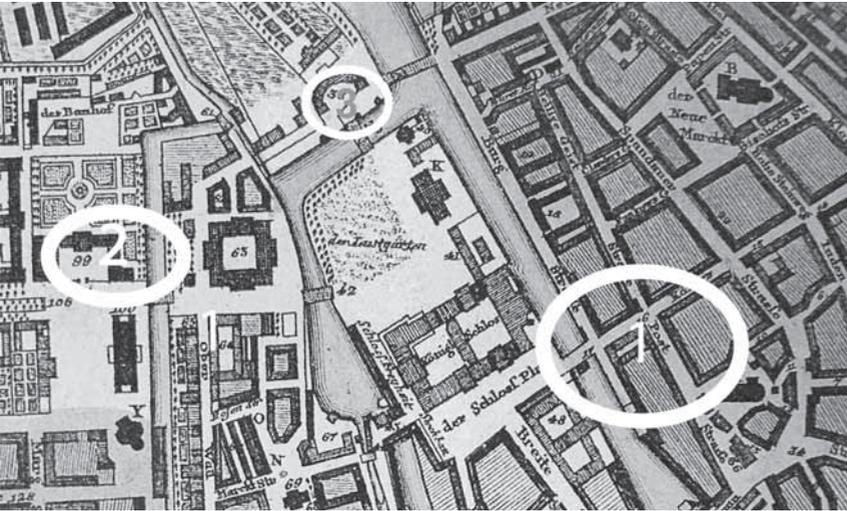


Abb. 10: Das historische Zentrum Berlins: 1. Kultusministerium Poststraße Königsstraße. 2. Universitätsgebäude: Im Ostflügel befand sich das „Mineralien-Kabinet“. 3. Der Neue Packhof. Humboldt wohnte zwischen 1827 bis 1841 „Hinter dem Neuen Packhof Nr. 4“, Olfers in der Nr. 1 auf der heutigen Museumsinsel.

Alexander von Humboldt war mit Altenstein seit seiner Beamtentätigkeit im fränkischen Bergbau bekannt. Das Verhältnis Humboldts zu Altenstein wird ausführlich von Biermann (Biermann 1985) betrachtet.

Die Korrespondenz zwischen Alexander von Humboldt und Professor Ehrenberg,²² dem vertrauten Reisegefährten der russisch-sibirischen Reise, gibt einen Einblick in die Meinung Humboldts über den Minister (Wendt 2023). Humboldt nennt schonungslos dessen charakterliche Schwächen, um Ehrenberg Hinweise und Verhaltensmaßregeln im Umgang mit dem Minister zu geben (z. B.: „es ist so schwer, eine Antwort von ihm zu erpressen“ am 23. Februar 1829 oder im August 1833: „da Altensteins dualistischer Charakter jedes Festsetzen einer allgemeinen Norm hindert“). Auch sehr ironische Anmerkungen finden sich. Er nennt ihn zum Beispiel den „großen Unsichtbaren in seinem Krautgar-

²² Christian Gottfried Ehrenberg (1795–1876) gilt als einer der vielseitigsten Naturwissenschaftler seiner Zeit (Zoologie, Mikrobiologie, Ökologie, Medizin). Er war der Begleiter Alexander von Humboldts auf dessen russisch-sibirischer Reise. 1827 erhielt er eine außerordentliche Professur für Medizin an der Berliner Universität, 1839 die Berufung auf eine ordentliche Professur. Ehrenberg war Mitglied aller seinerzeit renommierten Akademien der Wissenschaften.

ten, [...] die mysteriöse Inkarnation Vishnus, als Minister auf dem Lotosblatt schwimmend“, oder an anderer Stelle zu Altensteins Verzögerungstaktiken bei Entscheidungen: „Nach dem Winterschlaf kommt der Sommerschlaf und alles bleibt auf der Stelle oder geht rückwärts“ (aus Biermann 1985).

Altenstein hatte in den letzten Jahren ab 1830 sein Amt als Minister durch häufige Krankheiten kaum wahrgenommen und war ab 1838 von den Pflichten seines Amtes – außer für Personalentscheidungen – entbunden worden. Friedrich Wilhelm III. wehrte die häufig an ihn herangetragenen Bitten zur Ablösung des inzwischen ungeeigneten Altenstein immer wieder ab und war von dessen Zuverlässigkeit und Anhänglichkeit überzeugt. Der König selbst profitierte auch von Altensteins fehlender Entschlusskraft im Sinne des Hinausschiebens von eigenen Entscheidungen mit der „Schuldzuweisung“ an das Ministerium.

Altenstein verstarb 1840. Unmittelbar nach seinem Tode haben Zeitgenossen (Hömig, S. 363) die verbreitete Meinung geäußert, nach der das Ableben dieses Ministers kein Verlust für den preußischen Staat bedeutete. Sein zauderndes, die Geschäfte hemmendes Wesen wurde kritisiert, er wurde arbeitsscheu, ohne Festigkeit und Willen genannt.

Altenstein war nur dem König rechenschaftspflichtig und als Vorgesetzter von Weiß also keine Persönlichkeit, die für Aufsicht und Ordnung im „Mineralien-Kabinet“ sorgen konnte.

4.2 Die mangelnde Aufsichtspflicht: Professor Christian Samuel Weiß

Nach dem frühen Tod von Karsten²³ im Jahr 1810 erhielt noch im gleichen Jahr der aus Leipzig stammende Christian Samuel Weiß (Beyer und Hoyer 2008) den Ruf als Professor für Mineralogie nach Berlin. Zusätzlich mit der akademischen Lehre war die Position des Aufsehers (Direktors) des Mineralogischen Museums der Universität und weiterhin eines Assessors der Bergbaudirektion verbunden (Hoppe 2001).

Diese Ämterhäufung, jeweils verbunden mit Aufsichtspflichten, ließen offenbar das „Mineralien-Kabinet“ für Weiß als weniger wichtig als andere seiner ihn mehr interessierenden Aufgaben erscheinen. Seine Vorlesungen wurden allseits gelobt. Weiß war offenbar ein eigensinniger und streitbarer Charakter, was mehrfach zu Differenzen mit dem Kultus-Ministerium führte.

So weigerte er sich lange Zeit, eine Inventarisierung der umfangreichen und wertvollen Bestände des Museums vornehmen zu lassen, da er die dafür notwendige Zeit als verschwendet ansah. Erst durch einen ausdrücklichen Befehl

23 Dietrich Ludwig Gustav Karsten (1768–1810), bedeutender Mineraloge, von Wilhelm von Humboldt als erster Professor für Mineralogie an der Berliner Universität vorgesehen.



Abb. 11: Christian Samuel Weiß (1810)

aus dem Kultusministerium wurden diese für ihn später im Zusammenhang mit dem Diebstahl sehr nützlichen Arbeiten ausgeführt. Mit dieser Aufgabe wurde Professor Gustav Rose betraut.

Weiß wollte nach dem Umzug in die neuen Räume im Kronprinzenpalais keine besonderen Sicherheitsmaßnahmen gegen eventuelle Diebstähle vornehmen lassen, seine Schutzmaßnahme sollte die Einschränkung des früheren sehr regen Besucherverkehrs sein (Hoppe 1987) sowie die Verringerung von studentischen Praktika. Auch führte er das repräsentative Besucherbuch des Museums nicht weiter.

Der Umzug des Königlichen „Mineralien-Kabinetts“ in das Hauptgebäude der Universität 1813/1814 brachte räumliche Vorteile, allerdings für die physische Sicherheit der Ausstellungsstücke durch die baulichen Vorgaben aber keine Verbesserungen. Die Schadensmeldung von Weiß (s. o.) beschreibt die Maßnahmen zur Sicherung der wertvollen Bestände: Ein vor die Tür geschobenes Podest, beschwert mit schweren Steinen und die Goldaufbewahrung in Glasschränken, die mit einem einfachen Dietrich zu öffnen waren. Die zweiflügeligen Türen waren offenbar nur durch Standard-Schlösser gesichert. Die personelle Aufsicht im Museum lag in den neuen Räumen seit zwei Jahren in den Händen eines „Aufwärters“, im fraglichen Zeitraum des Wärters Reichel (s. o.), über dessen Herkunft und Qualifikation nichts bekannt ist. Dieser leitete auch die öffentlichen Führungen²⁴.

²⁴ Über die soziale Struktur der Museums-Besucher am fraglichen Sonnabend vor dem Diebstahl gibt ein Protokoll eines polizeilichen Verhörs des Wärters Reichel (Akte Bl. 47 bis 54) Auskunft. Dem Protokoll nach bestand die geführte Gruppe aus 7 bis 8 Personen. Benannt wurden: Ein Professor Reich, ein „Frauenzimmer, die keine Frau, wahrscheinlich ein Dienstmädchen war“, die später beschuldigten „Arbeitsmänner“ sowie der „Stiefsohn eines reichen Gutsbesitzers aus Spandau“.

Die Bekanntschaft zwischen Humboldt und Weiß ging auf die Zeit vor der Universitätsgründung zurück, allerdings war offenbar das Verhältnis zwischen beiden distanziert (Hoppe 1989).

Die Gesamtsituation des „inneren Zustand“ des Museums unter Weiß und die grundsätzlichen Änderungen im Vergleich zu Zeiten des Vorgängers Prof. Karsten dürften Alexander von Humboldt bekannt gewesen sein. Humboldts Interesse am Museum war verständlich, denn er hatte im Jahr 1805 seine gesamten Gesteins- und Mineraliensammlungen der amerikanischen Forschungsreise kostenlos als Geschenk dem „Mineralien-Kabinet“ übereignet. In gleicher Weise waren sämtliche während der russisch-sibirischen Reise 1829 gesammelten Proben den Universitätssammlungen übergeben worden. Auch das Exemplar des zweiten im Ural gefundenen Diamanten, das Humboldt in Russland durch den Grafen Polier geschenkt worden war, befand sich im Mineralogischen Museum der Universität (Stottmeister 2021, 2022a, 2022b).

In seinen „Kosmos“-Vorlesungen 1827 anerkannte Humboldt die wissenschaftliche Leistung von Weiß und hob ihn als den Begründer der Kristallographie und damit eines wichtigen Teils der Naturwissenschaften hervor.

Weiß hingegen berührte dieses Lob offenbar nicht, denn er äußert er sich in einem Brief an seinen Freund, den Kopenhagener Physiker H. C. Örstedt (1777–1851), recht zynisch über Humboldt und Gustav Rose, zu denen sich das Verhältnis besonders nach der russisch-sibirischen Reise sehr verschlechtert hatte:

„Als Kristallographie erkennt die literarische Modewelt, die hiesige namentlich und Herr von Humboldt an der Spitze [...] Herrn Gustav Roses Element der Xgraphie (Kristallographie) an, die jetzt in der 2. Ausgabe zu haben sind. Diese Elemente der X-graphie für ABC-Schützen, wie ich sie Herrn von Humboldt qualifiziert habe, mit dem ich seitdem auf diesen Anlaß (hin) so gut wie zerfallen bin“ (Vollständiges Zitat bei Hoppe 1982, S. 248)

Den Anlass für diese harten Worte gab das von Gustav Rose herausgegebene Buch „Elemente der Kristallographie“. In diesem Werk sind tatsächlich keine Hinweise auf eine Theorie zur Kristallographie zu finden. Genau diese theoretischen Betrachtungen waren aber das Wesentliche der grundlegenden Arbeiten von Weiß, die bis heute anerkannt werden und über deren weitreichende Bedeutung sich Weiß selbstbewusst durchaus im Klaren war.

Weiß kommentiert weiterhin das Buch von Gustav Rose mit einem Horaz-Zitat: „So viel Ehre für Mittelmäßiges“.

Der Grund – neben dem fachlichen Disput – war wahrscheinlich darin zu sehen, dass der von Humboldt sehr geschätzte und geförderte Gustav Rose bereits seit 1826/1827 als Professor an der jungen Berliner Universität Vorlesungen zu

Mineralogie, Geognosie und Petrographie hielt und Weiß die Konkurrenz des Jüngeren fürchtete – nicht zu Unrecht, wie sich bald zeigte. Humboldt wählte Gustav Rose zudem als Begleiter für seine russisch-sibirische Reise 1829 aus, was für dessen spätere Entwicklung und weitere Anerkennung nicht nur an der Berliner Universität, sondern auch der gesamten Fachwelt sehr förderlich war.

Diese Ablehnung Roses durch Weiß setzte sich fort, als nach der Russland-Reise, der an der Universität sich noch immer in unsicherer beruflicher Position befindliche Rose eine Gehaltserhöhung beantragte, die Weiß dann strikt „als Anmaßung“ ablehnte. Weiß ging 1832 in seiner Eigenschaft als Rektor in seiner Ablehnung sogar so weit, dass er versuchte, die Entfernung Roses vom Mineralogischen Institut zu erreichen, der allerdings vom Ministerium nicht stattgegeben wurde.

Weiß ergriff nach dem Diebstahl die durch die „allerhöchste Ordre“ geforderten Maßnahmen, um die Sicherheit des Museums zu erhöhen. Die ausgeführten Arbeiten sind durch die Handwerkerrechnungen vom 20. September 1839 belegt, die beim Ministerium eingereicht wurden. Die dort aufgeführte eiserne Vorlegestange mit Vorhängeschloss (Blatt 30/31) und Tischlerarbeiten für Fensterläden dürften zumindest eine abschreckende Wirkung gehabt haben, wirken aber als Maßnahme zur Erhöhung der Sicherheit nicht sehr überzeugend.

Abschließende Bemerkungen

Durch die erneute Auswertung der Diebstahlsakten können in der vorliegenden Studie einige Erkenntnisse dem bisherigen Wissensstand zum Diebstahl von Gold und Edelsteinen aus dem Mineralogischen Museum der Berliner Universität hinzugefügt werden. Diese betreffen insbesondere die unwiederbringlichen Verluste an Edelmetallen und waren sehr viel größer als bisher bekannt. Insbesondere waren auch – bisher ebenfalls unerkannt – Geschenke Alexander von Humboldts an das Museum betroffen, zu denen er sich im Folgejahr 1840 in einem Brief an den zu diesem Zeitpunkt bereits zum Generaldirektor der Berliner Museen ernannten Ignaz von Olfers äußerte.

Begünstigt wurde der Diebstahl durch völlig unzureichende Sicherheitsmaßnahmen, aber auch durch menschliches Versagen der verantwortlichen Vorgesetzten. Der Diebstahl selbst wurde nicht endgültig durch eindeutige Schuldbeweise aufgeklärt. Alle Indizien sprechen allerdings dafür, dass die Anstiftung und die Vorbereitung zum Diebstahl sowie die Nutznießung durch den Museumswärter erfolgten. Die beschuldigten und verhafteten „Arbeitsmänner“ waren nur ausführende und ausgenutzte Personen.

Das Gesamtgeschehen des Diebstahls kann – aus einem gesellschaftlichen Blickwinkel betrachtet – als eine Widerspiegelung der politischen Situation in

Preußen dieser Zeit gelten. Fast einem Schema entsprechend, ist Altenstein der Vertreter des Adels mit langem Stammbaum im hohen Amt, Weiß dagegen der egozentrische konservative Hochschullehrer. Es ist weiterhin auffällig, dass sich der an den Ausstellungsstücken interessierte Personenkreis von den Vertretern des Adels und hohen Militärs (s. Publikationen von Hoppe 1998, 1999, 2001) hin zu „Arbeitsmännern“ und Vertretern des einfachen Bürgertums veränderte.

Alexander von Humboldts Rolle im kulturpolitischen Berlin dieser Jahre wird durch sein freundschaftliches Verhältnis zu Ignaz von Olfers charakterisiert. Humboldt sah in ihm einen „Leistungsträger“ und geeignet für das wichtige Amt eines Generaldirektors der Berliner Museen und protegierte ihn gegen die Kandidaten des Hochadels, bei denen die fachliche Leistung und Durchsetzungsvermögen nicht die entscheidende Rolle spielten – auch gegen die Meinung des Königs Friedrich Wilhelm III. (Anisch 2011).

Danksagung

Herrn Diplomgeologen Prof. Dr. Holger Weiß (UFZ Umweltforschungszentrum Leipzig) möchte ich für seine wertvollen Hinweise bei mineralogischen und geologischen Fragestellungen meinen herzlichen Dank aussprechen.

Bibliografie

Abeken, H. (1914): Hedwig von Olfers, geb. von Staegemann. Ein Lebenslauf, aus Briefen zusammengestellt. Zweiter Band 1816–1891. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Königliche Hofbuchhandlung Berlin.

Anisch, M. (2011): Bloß keine Tiziane. Poker um den Posten des Generaldirektors der Kunstmuseen. *HiN Humboldt im Netz*, XII 22, S. 6–7.

Beyer, L., Hoyer, E. (2008): *Chemische Wegzeichen*. Passage-Verlag Leipzig.

Biermann, K.-R. (Hg.) (1985): Alexander von Humboldt. Vier Jahrzehnte Wissenschaftsförderung. Briefe an das preußische Kultusministerium 1818–1859 Akademie-Verlag Berlin. Beiträge zur Alexander von Humboldt-Forschung, Bd. 14.

Damaschun, F., Schmitt, R. Th. (Hg.) (2019): Alexander von Humboldt, Minerale und Gesteine im Museum für Naturkunde Berlin. Wallstein-Verlag Göttingen.

Damaschun, F. (2019): *Elektrum – silberhaltiges Gold*. In: Damaschun, F., Schmitt R. T. (Hg.) (2019) Wallstein Verlag GmbH Göttingen: Alexander von Humboldt, Minerale und Gesteine im Museum für Naturkunde Berlin, S. 322–323.

Donop von, L. (1887): „Olfers, Ignaz von“ in: Allgemeine Deutsche Biographie 24 (1887), S. 290–291 [Online-Version]: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11712110X.html#adbcontent> [zuletzt aufgerufen am 27.01.2025].

Gümbel, W. (1896): Weiß, Christian Samuel in: Allgemeine Deutsche Biographie 41, S. 559–560 [Online-Version]: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118806556.html#adbcontent> [zuletzt aufgerufen am 27.01.2025].

Hömig, H. (2015): Altenstein. Der erste preußische Kulturminister. Eine Biographie. Aschendorf-Verlag Münster.

Hoppe, G. (1982): Christian Samuel Weiss und das Berliner Mineralogische Museum. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität. Math.-Nat.-Reihe XXXI (3) S. 245–254.

Hoppe, G. (1983): Ein Museumsdiebstahl vor 144 Jahren. Neue Museumskunde 1. Jg. 26, 1/83 S. 20.

Hoppe, G. (1987) Das Königliche Mineralienkabinett in Berlin. Neue Museumskunde 4/87, S. 295–307, Deutscher Verlag für Wissenschaften Berlin.

Hoppe, G. (1989): Alexander von Humboldt und die Berliner Mineralogie. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Mathematisch-Naturwissenschaftliche Reihe 38, S. 308–318.

Hoppe, G. (1998): Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin Teil 1: Aus der Vorgeschichte bis zur Gründung der Berliner Bergakademie im Jahre 1770. Mitt. Mus. Natkd. Berl. Geowiss. Reihe 1, S. 5–20.

Hoppe, G. (1999): Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin. Teil 2: Von der Gründung der Berliner Bergakademie bis zur Gründung der Universität 1770-1810. Mitt. Mus. Natkd. Berl. Geowiss. Reihe 2, S. 3–24.

Hoppe, G. (2000): Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin. Teil 3: Von A. G. Werner und R. J. Haüy zu C. S. Weiss -Der Weg von C. S. Weiss zum Direktor des Mineralogischen Museums der Berliner Universität. Mitt. Mus. Natkd. Berl. Geowiss. Reihe 3, S. 3–25.

Hoppe, G. (2001): Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin. Teil 4: Das Mineralogische Museum der Universität Berlin unter Christian Samuel Weiss von 1810 bis 1856. Mitt. Mus. Natkd. Berl. Geowiss. Reihe 4, S. 3–27.

Hoppe, G. (2003): Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin. Teil 5: Vom Mineralogischen Museum im Hauptgebäude der Universität zu den zwei geowissenschaftlichen Institutionen im Museum für Naturkunde 1856 bis 1910. Mitt. Mus. Natkd. Berl. Geowiss. Reihe 6, S. 3–51.

Humboldt von, A. (1830): Über die Goldausbeute im Russischen Reiche. Annalen der Physik und Chemie 18:2 (94), S. 273–276.

Humboldt, A. v., Knobloch, E. (Hg.) (2009): Briefe aus Russland 1829, Akademie-Verlag, Beiträge zur Alexander von Humboldt-Forschung, Bd. 30.

Kirnbauer, Th. (1995) Das alluviale Seifengold aus dem Goldbach bei An del an der Mosel (Hunsrück, Rheinisches Schiefergebirge) Mainzer Naturwisse. Archiv 33 S. 1-46.

Klaproth, M.H. (1807): Chemische Untersuchung des Elektrum. In: Beiträge zur Kenntnis der Mineralkörper. 6. Bände 1795–1815 Posen, Decker und Compagnie sowie Berlin H. A. Rottmann Berlin, Stettin, Nicolai Kap. CXVII Band 4, S. 1–3.

Kümmerle, E. (2003): Rheingold – Mythos und geologische Wirklichkeit. Jahrbücher des Nassauischen Vereins für Naturkunde, Bd. 124, S. 131–144.

Lotter, T. (1772): Neuer geometrischer Plan der gesamten königlich-preußischen und churfürstlich-brandenburgischen Haupt- und Residenzstadt Berlin. Staatsbibliothek preußischer Kulturbesitz Karte X 1733, Reprint Archiv-Verlag Braunschweig (2004).

Nöggerath, J. (1828): Neuere Nachrichten vom Vorkommen des gediegenen Goldes im Hunsrück-Gebirge. Schweiggers Jb. Chemie u. Physik 24: 351–355 (Halle /S.).

Olfers von, E.W.M. (1913): (Hg.) Briefe Alexander von Humboldts an Ignaz von Olfers. Verlag U.E. Sebald Nürnberg und Leipzig, S. XV.

Panwitz, S., Schwarz, I. (Hg) (2011): Humboldt von, A. Briefwechsel Familie Mendelssohn. Beiträge zur Alexander von Humboldt-Forschung, Bd. 34, Brief 54 vom 25.6.1839, S. 105.

Petzell, U. (1999): Die Zerstörungen des 2. Weltkrieges edoc-Server, Open-Access-Publikationsserver der Humboldt-Universität Berlin: <https://edoc.huberlin.de/handle/18452/3160> [zuletzt aufgerufen am 27.01.2025].

Rose, G. (1837): Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere. Erster Band: Reise nach dem nördlichen Ural und dem Altai. Berlin, Verlag der Sanderschen Buchhandlung (C. W. Eichhoff).

Rose, G. (1842): Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meer. Band 2. Mineralogisch-Geognostischer Teil und historischer Bericht der Reise. Berlin. Verlag der Sanderschen Buchhandlung (G. E. Reimer) S. 402–429.

Rose, G. (1860): Das mineralogische Museum. In: Köpke, R.: Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. S. 279–282.

Rose, G., Sadebeck, A. (1874): Das mineralogische Museum der Universität Berlin. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung Berlin.

Schwarz, I. (2017): Fahndung nach geraubtem Gold und Silber. 1839 HiN – *Humboldt im Netz* Bd. 18 (35), S. 71–74.

Stottmeister, U. (2021): Der Mineraloge August Schmidt und die Entdeckung der Ural-Diamanten 1829. Teil I: Schmidts Weg in den Ural und die Diamanten-

vorhersage. HiN – *Humboldt im Netz* XXII, Bd. 43, S. 101–127.

Stottmeister, U. (2022a): Der Mineraloge August Schmidt und die Entdeckung der Ural-Diamanten 1829. Teil II: Schmidts wissenschaftlicher Diamanten-Beweis und sein weiteres Schicksal im Ural. HiN – *Humboldt im Netz*, XXIII, Bd. 44, S. 131–160.

Stottmeister, U. (2022b): Die Ural-Diamanten und Alexander von Humboldts russisch-sibirische Reise 1829. Akademische Verlagsanstalt Leipzig.

Wendt, A. (Hg.) (2023) Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Christian Gottfried Ehrenberg. In: edition-humboldt.de <https://edition-humboldt.de/briefe/index.xql?person=H0005875&l=de> [zuletzt aufgerufen: 27.01.2025].

Addenda

Addendum 1: Kommentare zu den Edelmetall-Verlusten des Königlichen Mineralien-Kabinetts

Es fehlten die gesamten Goldstufen der ersten Positionen 1 bis 4 der Verlustliste, ebenso die Silberstufen 5 und 6 sowie die Platinstufen 8 und 9.

Goldstufe 1:

gediegen Gold, ein länglich massives Stück mit Geschiebeformen, 4 Mark, 2 Quentchen schwer; (No. 12 der Prachtsammlung) 2 Pfund 7 ½ Unzen

Die Umrechnung ergibt ein Gewicht von rund 944 g, der Wert wurde mit 900 Thalern taxiert

Bei diesem Objekt dürfte es sich vom Geldwert her gesehen um eines der wertvollsten Stücke des „Mineralien-Kabinetts“ gehandelt haben, das die spätere Verlustrechnung (Akte 75 vom 25. Juli 1841) entsprechend belastete.

In den zur Recherche zugänglichen Unterlagen zur Geschichte der Berliner Sammlungen finden sich keine Angaben zur Herkunft dieses auffälligen Fundstücks. Diese Stufe ist nach den Polizeiunterlagen zum Diebstahl mit hoher Wahrscheinlichkeit eingeschmolzen worden.

Goldstufe 2

Wie 1: goldgelbes gediegenes Gold in einer dicken Platte, und an einer Stelle des Stückes mit einem runden Loch durchbohrt, 5 Loth schwer. (2,35 Unzen in engl. Maßeinheit) (Nr. V 39 des Katalogs)

Die Umrechnung ergibt ein Gewicht zwischen 78 g und 87 g. Der Wert dieser Stufe wird von Weiß mit 59 Thaler angegeben.

Es gibt zu dieser Stufe ebenfalls keine Angaben zur Fundstelle. Es kann ange-

nommen werden, dass für chemische Analysen eine größere Menge des Goldes durch das Durchbohren gewonnen wurde.

Goldstufe 3

Ged. Gold von Enkirch an der Mosel, 3 Loth 3 Quentchen²⁵ (V 36 aus dem Katalog).

In den späteren Aufstellungen benennt Weiß lediglich „ein rundliches Stück lichter gediegenes Gold, mit einigen Eindrücken und etwas einsitzendem Quarz, 4 Loth schwer“.²⁶

Die Umrechnung ergibt ein Gewicht zwischen 64,6g bis 66,6g. Der Wert wurde mit 48 Thalern angegeben.

Nur in der ersten und nicht veröffentlichten Aufstellung zum Verlust durch den Diebstahl hat Prof. Christian Weiß die Fundstelle dieser Goldstufe genannt, danach nicht mehr. Durch diese eindeutige Benennung „Enkirch an der Mosel“ und die für die vorliegende Studie durchgeführten Recherchen konnte unerwartet eine bis dahin ungeklärte Frage in der Geschichte der Mineralogie zum Verbleib des größten je in Deutschland in der Neuzeit gefundenen Goldnuggets geklärt werden

Durch diese Übereinstimmungen in den äußeren Merkmalen ist die Zuordnung eindeutig und ist kein Zweifel möglich: Es handelte sich um das wissenschaftsgeschichtlich interessante „Enkirch-Gold“.

Goldstufe 4

Gediegenes Gold in einem einzelnen Blech aus Siebenbürgen (V 70 des Katalogs),

Lichtes (messinggelbes) gediegenes Gold in einem kristallinen Blech, etwa 2½ Zoll lang und 1½ Zoll breit (6.5 cm x 3.9 cm).

Ohne Gewichtsangabe

Siebenbürgen im heutigen Rumänien ist bereits seit der Antike für Goldfunde bekannt. Bei hohem Silbergehalt (15 bis 30 Prozent Silber) ist das Gold aus diesem Gebiet messingfarben, wurde als Elektrum bezeichnet und fälschlich zeitweise als eigenständiges Metall angesehen. Klaproth analysierte im Jahr 1804 Elektrum vom Schlangenberg aus dem Altaigebiet und fand einen Silbergehalt von 36 %. (Klaproth 1807, siehe Damaschun und Schmitt 2019, S. 322-323).

Der Wert dieser Stufe wird von Ch. Weiss, da keine Taxierung vorlag, mit 25 Thaler geschätzt.

²⁵ 1 Loth zwischen 15,6 g und 17,5 g in Preußen 16,66 g.

²⁶ Nach Kümmerle (2003) Gewicht des „Enkirch- Nuggets“: 64,6 bis 66,6 g.

Silberstufe Nr. 5

Ein 5 Mark 7 Loth schweres Stück gediegenen Silbers aus Peru mit ansitzendem Hornerz, um und umgeschnitten, von unregelmäßiger länglicher Form, mit einigen Querreifen und unregelmäßigen Längseinschnitten, auf den breiteren Flächen, das untere Ende mit ansitzendem Hornerz, eben geschnitten (Nummer 19 der Prachtsammlung).

Die Umrechnung ergibt ein Gewicht von etwa 1300 g, der Wert war auf 76 Thaler taxiert.

Peru wurde als der „Silbergarten Gottes“ bezeichnet. Alexander von Humboldt besuchte die Lagerstätte Hualgayoc im Jahre 1802 und kritisierte die primitiven Abbaubedingungen. Silber kommt dort teils gediegen, teils als Silberverbindung mit anderen Mineralien vor (Hornsilber = Silberchlorid). Zum Ausstellungsstück der Prachtsammlung gibt es keine Angaben zum Fundort und zur Herkunft.

Silberstufe Nr. 6

Ein etwa einen Zoll starkes, längliches und gebogenes Stück ästiges gediegenes Silber aus Kongsberg (Südnorwegen) (Nr. 22 der Prachtsammlung).

Kongsberg war eine ergiebige Silbermine, in der von 1623 bis 1958 Bergbau betrieben wurde.

Platinstufe Nr. 7 (Rückgabe mit Beschädigung)

Beim Platin erfolgte keine Umrechnung in heutige Gewichte, da die Originalzahlen von Ch. Weiß nicht in allen Fällen nachvollzogen werden konnten.

In der polizeilichen Suchmeldung wird dieses Stück beschrieben als ein „Klumpen gediegenes Platina von 3 Pfund 6 ½ Loth von hellglänzender Oberfläche aus dem Ural“ (Nr. 2426 der Prachtsammlung).

Dieses große Platinstück Nr. 7 fand sich unter den zurückgeführten Gegenständen. Nach Ch. Weiß (Blatt 67) wurden „von den Dieben Stücke *abgeschlagen*“;²⁷ denn es wies nur noch ein Gewicht von 2 Pfund 28 ¾ Loth auf, zeigte damit einen Verlust von 7 ¾ Loth. In der Rückgabe waren auch einzelne Platinstücke zu finden, die größtenteils dem großen Platinstück zuzuordnen waren. Das Gesamtgewicht dieser Stücke war jedoch etwas höher als die Differenz. Weiß erklärt die Differenz dadurch, dass dieses zusätzliche Platin aus den verschwundenen Platinstufen 8 und 9 stammt.

²⁷ 1840 konnte Platin noch nicht geschmolzen werden (Schmelzpunkt 1768,3° C). Eine ausreichend heiße Flamme wurde erst 1856 durch eine Wasserstoff-Sauerstoff-Flamme mit dem „Knallgas-Gebläse“ erreicht.

Platinstufen Nr. 8 und 9:

Diese werden nur kurz benannt: „ein dergleichen (wie 7) von $19 \frac{3}{4}$ Loth von dunklerer Farbe und dergleichen ein lichtereres von $5 \frac{1}{4}$ Loth.“

Diese beiden Platingeschiebe fehlten und sind den Verlusten zuzurechnen.

Addendum 2: Der Goldfund von Enkirch und dessen Historie

Von Nöggerath (1828) wurde die Geschichte des Auffindens des größten je in Deutschland aufgefundenen Goldfundes beschrieben, ebenso die mineralogischen Details dieser Stufe.

„Der Fund geschah im November 1827 durch einen kleinen Knaben in demjenigen Bache, der Grosbach genannt, welcher sich bei Enkirch, im Kreise Zell, Regierungsbezirk Coblenz, in die Mosel ergießt. Es war ein gediegen Gold von 4 Loth Gewicht; der Knabe fand es im Bachbette selbst, oberhalb der Mühle des Herrn Gerhard. Dieser Herr Gerhard, dessen Söhnchen der Finder war, deponierte das Stück Gold bei der Landrätlichen Behörde, mit dem Erbieten, dasselbe für den eigenthümlichen Wert von $42 \frac{1}{2}$ Thaler abzulassen, wenn es für irgend eine Sammlung von Interesse gehalten werden möchte. Der K. Landrath sandte dasselbe an die K. Regierung nach Coblenz, von dieser gelangte es an das Königl. Bergamt für die Niederrheinischen Provinzen nach Bonn, von welchem es der obersten Bergbehörde in Berlin vorgelegt wurde. Diese Behörde bestimmte es der Königl. Mineralien-Sammlung in Berlin, in welcher dasselbe nunmehr ausgestellt sein wird.“

(Originaltext nach J. Nöggerath [1828])

Die Größe des Fundes wurde mit 1 Zoll 8 Linien in der Länge und mit 9 Linien²⁸ in der Dicke (44,2 mm x 20,3 mm) angegeben. Das Stück war im Äußeren gesschiebeartig abgeschliffen und von unvollkommener knolliger Gestalt. Es wies verschiedene Vertiefungen auf und zeigte ausgefressene Löcher und war mit kleinen Quarzbröckchen verwachsen. Damit ist dieser Fund als „mineralogische Stufe“ zu bezeichnen, auch wenn es sich um einen Fund aus einem Fluss, also um „Waschgold“ handelt.

Derzeit ist in der wissenschaftlichen Literatur (Kümmerle, 2003) lediglich bekannt, dass dieser Enkircher Goldfund durch Diebstahl aus dem Mineralienkabinett der Berliner Universität verloren gegangen ist. Der genaue Zeitpunkt und die Umstände des Diebstahls waren bislang unbekannt.

28 1 Zoll: 26,15 mm, 1 Linie: 2,26 mm.

Aus den für diese Studie verwendeten Unterlagen des Geheimen Preußischen Staatsarchivs können die Beantwortungen dieser Fragen jetzt abgeleitet werden. Zum weiteren Schicksal dieser Goldstufe kann aus den Akten geschlossen werden, dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit eingeschmolzen wurde

Die historischen Goldfunde im Moselgebiet werden in den Jahren zwischen 1709 bis 1911 von Kirnbauer (1995) tabellarisch zusammengefasst, deren geologische Herkunft und Zusammensetzung beschrieben. Der Autor nennt den Enkirch-Fund mit etwa 65 Gramm für Deutschland „sensationell“. Alle im Verlauf der früheren und späteren Jahrzehnte dokumentierten Einzelfunde lagen deutlich niedriger, für die Mosel sogar nur im einstelligen Gramm-Bereich.

Der Wert des Goldes wurde zur Zeit des Diebstahls mit 48 Thalern geschätzt.

Quellen der Abbildungen:

Abb. 1: Foto: © Ulrich Stottmeister.

Abb. 2: GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58, Blatt 1 [von 3].

Abb. 3a und Abb. 3b:

GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58, Bl. 1-3.

Abb. 4: GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58, Blatt 3)

Abb. 5a und Abb. 5b:

GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58, Blatt 17.

Abb. 6: GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58, Blatt 19.

Abb. 7: GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58, Blatt 45.

Abb. 8: aus Abeken, 1914, gemeinfrei.

Abb. 9: Kleistmuseum Frankfurt Oder, gemeinfrei.

Abb. 10: aus Lotter 1772, gemeinfrei.

Abb. 11: aus Wikipedia, gemeinfrei.

Alle Abbildungen aus der Akte GStA PK, Rep. 76 (Kultusministerium) Va Sekt.2 Tit. X Nr. 58 erfolgten mit freundlicher Genehmigung des Geheimen Staatsarchivs. Preußischer Kulturbesitz. Photos: © Ulrich Stottmeister.

Die astronomischen Instrumente Alexander von Humboldts in Straßburg

VON GEORG VON HUMBOLDT-DACHROEDEN

Zusammenfassung

Die politische Entscheidung, gleich nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870–71 Straßburg zu einem Vorzeigebjekt deutscher Wirtschafts- und Wissenschaftsstärke zu entwickeln, beinhaltete nicht nur, ein ganz neues Stadtviertel zu bauen, sondern auch eine vollwertige Universität mit einem angesehenen astronomischen Observatorium zu errichten. Dies implizierte, dass dieses von Anfang an mit entsprechenden Instrumenten ausgestattet wurde. Einige Instrumente, die Alexander von Humboldt auf seinen Expeditionen verwendet hatte, wurden zu Schulungszwecken aufgenommen. Leider ist der Weg, den diese Instrumente in die Sammlung des Observatoriums nahmen, nicht geklärt. Die noch vorhandenen Instrumente werden beschrieben und es werden die Quellen vorgeführt.

Abstract

The political decision to develop Strasbourg into a showcase of German economic and scientific strength immediately after the German-French War of 1870-71 involved not only building a completely new city district, but also establishing a fully-fledged university with a prestigious astronomical observatory. This implied that it was equipped with appropriate instruments from the outset. Some of the instruments that Alexander von Humboldt had used on his expeditions were included for training purposes. Unfortunately, the path these instruments took into the observatory's collection is not clear. The instruments that still exist are described and the sources are presented.

Vorwort

Im Rahmen der 114. Tagung in Berchtesgaden hat Irmtraud Bast-von Humboldt-Dachroeden über die Reisevorbereitungen Alexander von Humboldts in Salzburg, Berchtesgaden und danach in Paris referiert. Ein wichtiges Thema dabei war die Sammlung der wissenschaftlichen Instrumente für die Forschungsreisen. Im Band 47 der Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft ist dazu ein Artikel erschienen.

Im Jahr 2005 haben meine Frau und ich in Erfahrung gebracht, dass in Straßburg die letzten verbliebenen Originalinstrumente von Alexander von Humboldt im Observatorium vorhanden sind und haben sie vor Ort gesehen. Wir konnten damals auch im Archiv das Inventar einsehen, das wir beim Besuch am 5. Oktober 2024 nicht einsehen konnten.

Umso wichtiger war uns, dass wir im Rahmen der Tagung in Rastatt am 5. Oktober 2024 einen Besuch des Observatoriums für eine Gruppe interessierter Tagungsteilnehmer anbieten konnten, bei dem die verbliebenen Instrumente präsentiert wurden.

Den Kontext, weshalb die Instrumente in Straßburg sind, hat Irmtraud Bast-von Humboldt in ihrem Vortrag zur Geschichte des Elsass und Straßburgs während der Busfahrt erläutert. Der Vortrag ist auf der Homepage in der Rubrik „Tagungen“ einsehbar. Straßburg wurde von Kaiser Wilhelm nach 1871 als Stadt und Wissenschaftsstandort ausgestattet, um die Bedeutung der deutschen Wissenschaft herauszustellen. Astronomie und Sternwarten hatten dabei eine besondere Stellung.

Als Weiteres müssen einige Informationen zum Nachlass von Alexander von Humboldt und dem Schicksal des Nachlasses vorausgeschickt werden. Sehr detailliert ausgearbeitet wurde dies bereits im Jahre 1970¹ von Peter Schoenwaldt, Mitglied der Humboldt-Gesellschaft. In jüngerer Zeit haben sich Dr. Jutta Weber und Dr. Dominik Erdmann ebenfalls mit Teilen des Nachlasses beschäftigt und ihre Erkenntnisse publiziert.² Beide Publikationen befassen sich aber nicht mit dem sogenannten „Kunst-Nachlass“, der Humboldts Besitz an Gemälden, Graphiken und Instrumenten beinhaltet.

Alexander von Humboldt hat einen bedeutenden Teil seines Nachlasses in mehreren Testamenten seinem langjährigen Diener Johann Seifert (1800–1877) vermacht. Seifert hat ihn bereits auf der Russlandreise 1829 begleitet und lebt bis zum Tod von Alexander von Humboldt mit ihm in der Oranienburger Str. 67 in Berlin. Seifert hat nach Alexander von Humboldts Tod zusammen mit seinem Schwiegersohn Balduin Möllhausen (1825–1905) versucht, den Nachlass zu verkaufen und hat ihn dann 1860 auf einer Versteigerung angeboten. Leider konnten bisher keine Käufer identifiziert werden.

¹ Peter Schoenwaldt, Das Schicksal des Nachlasses Alexander von Humboldts., in: Jahrbuch Preussischer Kulturbesitz 1969, Jg. 7., Berlin 1969/70, S. 101-148.

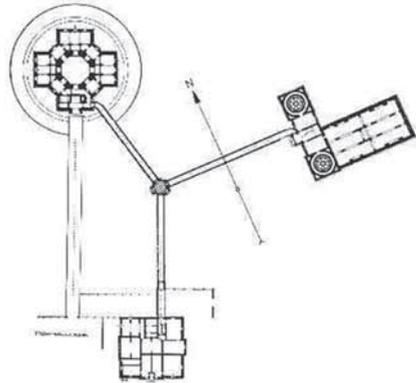
² Dominik Erdmann/Jutta Weber, Nachlassgeschichten – Bemerkungen zu Humboldts nachgelassenen Papieren in der Berliner Staatsbibliothek und der Biblioteka Jagiellońska Krakau, in: Humboldt im Netz, HiN XVI, 31 (2015).

Das Observatorium

Das „Observatoire de Strasbourg“ wurde 1881 nach Entwürfen von Hermann Eggert³ gebaut und gehört heute zur Universität Straßburg. Es beherbergt ein Planetarium und ist vom botanischen Garten der Universität umgeben.

Die Entscheidung, gleich nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870–71 in Straßburg ein astronomisches Observatorium zu errichten, ist als politischer Schachzug zu sehen, der mit dem Bau einer kaiserlichen Universität und ganz neuer Stadtviertel einherging. Der Bau fand zwischen 1877 und 1880 unter der Leitung des Architekten Hermann Eggert statt. Die Gebäude wurden im September 1881 mit einer Generalversammlung der „Astronomischen Gesellschaft“ eingeweiht („AG“ gegr. 1863 in Heidelberg als Ausgründung der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“).⁴

Abb. 1: Das „Observatoire de Strasbourg“. Das Gebäude der Sternwarte (links oben), ist durch einen überdachten Gang mit dem Gebäude (rechts) des Planetariums und der zwei überkuppelten Meridianräume (zur Messung des Höhenwinkels und des horizontalen Azimutwinkels eines Himmelsobjekts) sowie dem (ehemaligen) Wohnhaus des Direktors (unten) verbunden.



Das auffallendste Gebäude, die Große Kuppel, befindet sich am Ende der Universitätsallee, in der Fortsetzung der Perspektive, die den ebenfalls von Hermann Eggert entworfenen Kaiserpalast mit dem von Otto Warth⁵ konzipierten Universitätspalast verbindet.

3 Hermann Eggert (1844–1920): Architekt und preuß. Baubeamter. Von 1875 bis 1889 arbeitete Eggert als Universitätsbaumeister der neu gegründeten Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg.

4 Vgl. z. B. W. Seggewiss, Strasbourg Observatory and the Astronomische Gesellschaft, in: The Multinational History of Strasbourg Astronomical Observatory, Ed. A. Heck, Springer, Dordrecht 2005, 221–225. Die AG ist die zweite astronomische Gesellschaft nach der „Astronomical Society of London“ (1820), später „Royal Astronomical Society“ (RAS).

5 Otto Warth (1845/1918) war Architekt und Hochschullehrer (Professor) an der Technischen Hochschule Karlsruhe. 1879–1893: Kollegiengebäude, Zoologisches Institut und andere Bauten der „Kaiser-Wilhelm-Universität“ Straßburg.

Die anderen ursprünglichen Elemente waren:

- ein Wohngebäude (Bâtiment Sud [Südgebäude]) für den Direktor, einschließlich Büros, an der Ecke der umgekehrt L-förmigen Universitätsstraße;
- das Meridiangebäude, eine Beobachtungseinheit, die östlich der vorherigen liegt und zwei kleinere Kuppeln und zwei Meridianräume umfasst.

Als das Straßburger Observatorium gegründet wurde, war der Begriff Observatorium gleichbedeutend mit den Beobachtungen, die innerhalb seiner Mauern durchgeführt wurden. Die Entscheidung, ein neues Observatorium zu gründen, implizierte daher automatisch, dass es von Anfang an mit Instrumenten ausgestattet war.

„Die Inventarisierung der Kaiserlichen Universitäts-Sternwarte Straßburg, die 1886 begonnen wurde, ist noch immer in unseren Händen“, sagt der ehemalige Direktor der Sternwarte 1988-1990, André Heck⁶. Sie zeigt eine bewegende Fortsetzung der Einträge bis zum Ende der dreißiger Jahre, wobei die Sprache am Ende des Ersten Weltkriegs vom Deutschen ins Französische wechselte.

Der Große Refraktor⁷ in der großen Kuppel, ein 487-mm-Teleskop, wurde 1877 von der optischen Werkstätte der Gebrüder Matthias und Jakob Merz in München⁸ gebaut, dem Nachfolger von Fraunhofer. Die Montierung selbst wurde 1880 von der feinmechanischen Werkstatt A. Repsold & Söhne in Hamburg⁹ durchgeführt. Das Instrument war damals das größte in Deutschland und galt als vorbildlich.

Das Instrument befindet sich noch immer in der Großen Kuppel, deren Dach 1995 renoviert wurde. Sie ist regelmäßig für die Öffentlichkeit zugänglich und veranstaltet gelegentlich kulturelle und musikalische Abende, die – daran besteht kein Zweifel – für die Entwickler und die früheren erlauchten Benutzer des Instruments sicherlich eine große Überraschung gewesen wären ...

Das Gebäude, in dem sich die Meridianräume befinden, wird von zwei kleineren Kuppeln gekrönt. Die Südkuppel war mit einem 136-mm-Azimutalrefraktor ausgestattet, der 1879 von Merz & Repsold gebaut und 1891 von Bamberg (Berlin) verbessert wurde. Dieses Instrument ist derzeit (2005) demontiert und in seine Einzelteile zerlegt in einer Ecke des Observatoriums verstaut. Die Nord-

6 André Heck (*1946): Direktor der Sternwarte 1988-1990. Als Astronom war er am Straßburger Observatorium von 1983 bis 2014 tätig (aheck.org/cvbrief.pdf). A. Heck, *The Multinational History of Strasbourg Astronomical Observatory*, Heidelberg: Springer 2005, S. 28f.

7 In einem Refraktor wird das einfallende Licht durch Spiegel umgelenkt („Spiegelteleskop“).

8 Optische Werkstätte der Gebrüder Matthias und Jakob Merz. Firma Merz in München (1838-1932) für wissenschaftlicher Instrumentenbau.

9 Oscar Philip Repsold (1842–1919): Ingenieur und Mitinhaber der feinmechanischen Werkstatt A. Repsold & Söhne in Hamburg.

kuppel beherbergt heute ein 600-mm-Spiegelteleskop, das eine Fliegerkamera huckepack trägt, die zur Beobachtung von Raumfahrzeugen in der Umlaufbahn verwendet wird.

Alexander von Humboldts astronomische Instrumente

Eine Gruppe interessierter Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft hatte sich für Samstagvormittag, 5. Oktober 2023, zu einem Besuch des Observatoriums angemeldet. Frau Delphine Issenmann, Verantwortliche für Inventar und Sammlungen des Observatoriums und des Planetariums, hatte dankenswerterweise die dort noch vorhandenen Instrumente Alexander von Humboldts im Besprechungsraum ausgelegt. So konnten die Mitglieder diese aus nächster Nähe betrachten. Georg von Humboldt-Dachroeden gab dazu einige Erläuterungen.

Welche Instrumente Alexander auf seiner Amerika- und Russland-Reise mitgeführt hat, wissen wir aus verschiedenen Listen:

Briefe vor der Reise: mehrere Briefe aus Salzburg, Paris und Madrid an den Dresdner Astronom Franz Xaver von Zach¹⁰ und ein Brief an Marc-Auguste Pictet¹¹ aus Salzburg vom 30.12.1797 enthalten Listen von Instrumenten, die er zu diesen Zeitpunkten besaß und verwendete.

„*Relation Historique*“: Die verlässlichsten Aufstellungen finden wir in der „*Relation historique*“ (T. 1, S. 57-60)¹² und dem „*Recueil d’observations astronomiques...*“ (T. 1, S. I-III)¹³.

„*Mexiko-Liste*“: Die Liste der in Mexiko kurz vor seiner Heimreise verkauften Instrumente befindet sich im Alexander-von-Humboldt-Nachlass der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Berlin. Sie trägt den Titel „*Collection d’Instruments de Physique et d’Astronomie*“ und hat die Signatur „gr. Ka. 2, Mappe 4, Nr. 34“¹⁴.

Auktionsliste: Nach dem Tod von Alexander von Humboldt wurde Teile des

10 Franz Xaver Frhr. von Zach (1754-1832): Astronom, Geodät, Mathematiker an der Sternwarte in Gotha. Gründer der ersten naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften, z.B.: Allgemeine Geographische Ephemeriden (1798).

11 Marc-Auguste Pictet (1752-1825), war ein Schweizer Naturwissenschaftler und Wissenschaftsjournalist. Er begründete 1796 die „*Bibliothèque britannique*“ zur Veröffentlichung aller englischen Entdeckungen. Am 24. Jan 1796 hatte ihm Humboldt geschrieben: „*Je conçus l’idée d’une physique du monde.*“

12 Alexander von Humboldt, *Voyage de Humboldt et Bonpland. Première Partie. Relation Historique. Tome Premier*. Paris: F. Schoell 1814, pp. 57-60.

13 Alexander von Humboldt, *Recueil d’Observations Astronomique. D’Opérations Trigonométrie et de Mesures Barométrique, ... par Alexandre de Humboldt; Rédigées et calculées, d’après les Tables les plus exactes, par Jabbo Oltmanns. Premier Volume*, Paris: F. Schoell 1810, pp. I-III.

14 Diese Signatur ist falsch. Im großen Kasten ist die Liste nicht zu finden.

Nachlasses in einer Auktion verkauft. Dazu wurde von dem Antiquar Dr. Julius Friedländer,¹⁵ den Alexander von Humboldt gefördert hatte, für eine Auktion ab 17. Sept. 1860 eine Auktionsliste erstellt (Januar und Juni 1860)¹⁶. Unter der Überschrift „Physikalische und Astronomische Instrumente“ sind im Auktionskatalog vom Juni 1860 27 Instrumente aufgeführt. Sie sind jedoch von der Versteigerung ausgenommen: „Diese Instrumente bleiben von der Versteigerung ausgeschlossen und werden Liebhabern zum Ankauf aus freier Hand hierdurch angeboten. Kaufanträge empfängt Herr Seifert, Oranienburger-Strasse No. 67. zu Berlin.“

Das Straßburger Inventar: Die aktuelle Information entstammt einem Inventar der Instrumente des Observatoriums aus dem Jahr 1886. Dieses ist selbst eine Kopie eines früheren Inventars, über das man nichts Weiteres weiß.

Darin sind neun Instrumente aufgeführt, die Humboldt zugeordnet werden können.

Die zwei ersten Geräte im Inventar von 1886 sind mit einem genaueren Hinweis versehen: „aus dem Nachlasse von Alexander v. Humboldt im Jahre 1872 geschenkt“ und „aus dem Nachlasse von Alexander v. Humboldt“. Die übrigen Instrumenteneinträge tragen nur den Zusatz „Humboldt“.

Über das „Geschenk“ gibt es nur wenig gesichertes Wissen. Dies hat uns angetrieben, mehr darüber zu erfahren. Im Jahr 2005 haben wir das Inventarbuch noch sehen können. Leider sind fünf dieser Instrumente nicht mehr auffindbar:

Auszug aus dem Inventarbuch:

Liste der Instrumente mit Inventarnummern von 1886.

(Es existieren nur noch die Instrumente mit den Nummern B30, B32, B33 und D44)

- *B 28 Dosen-Sextant, von Thomas Jones London (aus dem Nachlasse von Alexander v. Humboldt im Jahre 1872 geschenkt)*¹⁷
- *B 29 Sextant von Ramsden (aus dem Nachlasse von Alexander v. Humboldt)*¹⁸
- ***B 30 Sextant von Troughton (Humboldt)***¹⁹

15 Dr. Julius Friedländer (1827-1882) Buchhändler und Antiquar naturwiss. Literatur. Spezialität: Ankauf großer Nachlässe bedeutender Gelehrter. Er steht in AvHs Adressbuch. Dr. Julius Friedländer: [https://de.wikipedia.org/wiki/Julius_Friedl%C3%A4nder_\(Verleger\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Julius_Friedl%C3%A4nder_(Verleger))
AvHs Adressbuch: <https://edoc.bbaw.de/opus4-bbaw/frontdoor/index/index/docId/3850>

16 Der Katalog vom Januar 1860 ist im Bestand der Universitätsbibliothek Heidelberg, der Katalog vom Juni 1860 ist im Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek München.

17 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 5

18 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 2

19 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 3

- **B 32** Sextant von Ramsden (Humboldt)²⁰
- **B 33** Fernrohr von Dollond (Humboldt)²¹
- **D 44** Glashorizont (Humboldt)²²
- **D 46** Kleiner Theodolit von Robinson (Humboldt)²³
- **D 48** Kleines Ablesefernrohr (Humboldt)
- **D 57** Barometer Fortin (Humboldt) zerbrochen.²⁴

Kein Eintrag verzeichnet das genaue Eingangsdatum. Einzig die Anmerkung beim ersten Instrument gibt einen Anhaltspunkt. Es gibt aber keinen Beleg, ob er für alle gilt. Diese Anmerkung kann aber die naheliegende Vermutung veranlassen, dass Julius Friedländer²⁵ diese Instrumente selbst Johann Seifert abgekauft hat – wissenschaftliche Instrumente waren sein Interessengebiet – und sie 1872 dem preußischen Hof oder direkt dem Straßburger Observatorium geschenkt hat. Alle neun Instrumente lassen sich im Auktionskatalog von 1860 identifizieren.

Auch wenn der Weg dieser Objekte rätselhaft bleibt, zeugt ihre Anwesenheit in Straßburg von ihrem hohen wissenschaftlichen und symbolischen Wert.

Die aktuell in Straßburg noch vorhandenen Instrumente

Teleskop von Dollond: Das drei Fuß lange achromatische Teleskop war für die Beobachtung der Jupitermonde bestimmt (3 franz. Fuß = 32,48 x 3 = 97,44 cm).

Astronomisches Fernrohr des englischen Konstrukteurs Peter Dollond (1731–1821), Sohn von John Dollond (1706–1761), dem berühmten Erfinder des Achromats (Doppellinse) im Jahr 1758. Er war der renommierteste Optiker der Welt. Seine Schwester heiratete Jesse Ramsden. Das Mahagonirohr dieses Fernrohrs ist konisch geformt. Das Okular und der Ring bestehen aus Messing. Das Okular ist mit einer abgerundeten, stiftförmigen Schiebeabdeckung ausgestattet. Hersteller und Herstellungsort sind eingraviert auf dem Werksstück, die Inventarnummer steht auf dem Etikett.

20 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 1

21 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 15

22 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 6 + 7

23 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 9

24 Auktionskatalog 17.09.1860 Nr. 25

25 Siehe oben Anmerkung 15. Ob Julius Friedländer mit David Friedländer (1750–1834), dem väterlichen Freund und Förderer Alexander von Humboldts und Vertreter der Berliner jüdischen Aufklärung, verwandt war, ist nicht geklärt. Jedenfalls hatte der Name Friedländer im Hause Humboldts auch nach dessen Ableben einen guten Ruf.

Die beiden Sextanten: Die beiden Humboldt-Sextanten des Observatoriums wurden kurz vor der Jahrhundertwende zum 19. Jahrhundert von den besten englischen Herstellern von Präzisionsinstrumenten gebaut, einer von Jesse Ramsden (1735-1800) und der andere von Edward Troughton (1753-1830). Letzteres Instrument wird von einem schwarzen Spiegel begleitet, einem Zubehör, das als künstlicher Horizont dient. Ein Sextant ermöglicht, die Höhe eines Sterns (der Sonne) über dem Horizont zu bestimmen.

Der *Troughton-Sextant* wurde von Edward Troughton (1753-1830), einem der damals besten englischen Hersteller von Präzisionsinstrumenten, zusammen mit seinem Schwager Jesse Ramsden gefertigt. Laut dem deutschen Inventar wurde es 1872 in die Sternwarte aufgenommen. 1898 wurde er mit einer kleinen Wasserwaage ausgestattet. Dieser Sextant wurde noch in den 1960er Jahren für praktische Arbeiten von Studenten genutzt.

Dieser Sextant aus Messing mit einem Radius von sieben Zoll (18,949 cm) hat eine originelle Struktur in Form eines T, gekreuzt durch ein Y. Die Feststell- und Einstellschrauben befinden sich unterhalb des Arms des beweglichen Spiegels. Das Instrument ist mit einem Teleskop mit einem Durchmesser von einem Zoll ($\approx 2,7$ cm) und drei Dämpfungsfiltren ausgestattet. Sein Griff ist aus geschnitztem Kirschholz.

Ramsden-Sextant: Jesse Ramsden (1735–1800) war Optiker und Hersteller mathematischer und optischer Instrumente. Er war der führende Instrumentenbauer seiner Zeit.²⁶ Dieser Sextant aus Messing mit einem Radius von 20 cm hat eine T-förmige Struktur. Sein Bogen ist mit einem fein gravierten silbernen Limbus, einem Nonius und einer Leselupe (fehlt) besetzt. Die Feststell- und Einstellschrauben befinden sich oberhalb des beweglichen Spiegelarms. Es ist mit einem Teleskop mit 17 mm Blendenöffnung (Apertur) und hoher Vergrößerung und Dämpfungsfiltren ausgestattet. Sein Griff ist ebenfalls aus geschnitzter Kirsche.

Künstlicher Horizont: Am 4. September 1879 gelangten zwei schwarze Spiegel in den deutschen Bestand, von denen einer als Humboldts Besitz erwähnt wird, einer für den Ramsden-Sextanten, der andere für den von Troughton-Sextanten. Letzterer 1892 restauriert. Dieser schwarze Spiegel, der als künstlicher Horizont dient, ist in einen kreisförmigen Messingsockel eingelassen, der mit drei Keilschrauben zur horizontalen Ausrichtung ausgestattet ist. Die Distanzschrauben wurden im 120°-Winkel zueinander an der Außenseite des Sockels befestigt. Das Instrument wird durch ein herzförmiges schwarzes Schaffell-Etui geschützt. Die Innenseite des Etuis ist mit Gamsleder ausgekleidet.

²⁶ Vgl. Wikipedia, Artikel Jesse Ramsden.

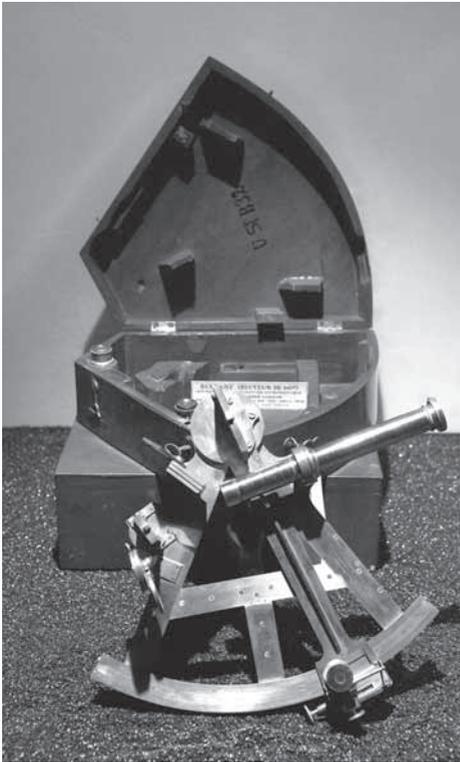


Abb. 2: Ramsden-Sextant. Inschriften: Auf dem Querarm eingravierte Inschrift: „Al. v. Humboldt, Amer. u. Sib. 1799 - 1804 und 1829“; Auf dem Limbus eingravierte Inschrift: „Ramsden London“



Abb. 3: Troughton-Sextant Gravierte Inschrift auf dem Limbus: „Troughton London“; gravierte Inschrift unter den Spiegeln: „Al. v. Humboldt, Siberien 1829“



Abb. 4: Künstlicher Horizont. Gehört wahrscheinlich zum Troughton-Sextant.



Abb. 5: Fernrohr von Dollond Gravour: „Dollond/London“

Liste aus „Relation Historique“⁶²⁷

Geräte für physikalisch-chemische Analysen

1. Zwei Aräometer [Öchsle-Waage] (Nicholson und J. Dollond)
2. Eudiometer von F. Fontana für Stickstoff,
3. Phosphor-Eudiometer von Reboul,
4. Absorptionsröhren (Anthrakometer) zur Kohlensäure- und Sauerstoff-Messung,
5. Chemische Reagentien zum Nachweis der Zusammensetzung von Mineralwasser,

Geräte für Meteorologie, elektrophysikalische Untersuchungen

6. Haarhygrometer von H. B. de Saussure,
7. Fischbeinhygrometer von J. A. Deluc,
8. Hyetometer (= Regenschirm),
9. Elektrometer von Bennet,
10. Elektrometer von H. B. de Saussure,
11. Cyanometer von J. Paul, eingerichtet von M. A. Pictet,
12. Elektroskopische Apparate von R.-J. Häüy,
13. Kleine Leidener Flaschen, geeignet zur Ladung durch Reibung,
14. Galvanische Apparate.

Barometer und Höhenbestimmung

15. Zwei Barometer von Jesse Ramsden,
16. Zwei barometrische Apparate zur Bestimmung der mittleren Höhe des Barometers,
17. Hypsometer: Apparat von J. oder T. M. Paul (Ebouloir), das Thermometer mit doppelter Skala,
18. Mehrere Thermometer von T. M. Paul, J. Ramsden, Megnie und N. Fortin,

Geophysikalische Messungen, Magnetismus

19. Inclinationsbussole mit 12 Zoll (ca. 310 mm) Durchmesser nach Charles de Borda, hergestellt von Etienne Lenoir,
20. Declinationsbussole nach Heinrich Lambert, hergestellt von Lenoir,
21. Magnetometer nach H.B. Saussure, hergestellt von T.M. Paul

⁶²⁷ Von Max Seeberger geordnete und übersetzte Liste aus A. v. Humboldts Relation Historique, 1814, „Die besten Instrumente meiner Zeit“. Humboldts Liste seiner in Lateinamerika mitgeführten wissenschaftlichen Instrumente, in: Frank Holl (Hg.), Alexander von Humboldt – Netzwerke des Wissens, Berlin u. Bonn 1999, S. 59-62.

22. Nadel, 12 Zoll (324 mm) lang, mit Visiereinrichtung, aufgehängt an einem torsionsfreien Faden nach der Methode von Charles Auguste Coulomb,
23. Unveränderliches Pendel, (Schwerkraftmessung) hergestellt von Megnié in Madrid,
24. Zwei starke Magnete in Messing- und in Silbereinfassung,

Optische Geräte, Winkelmessgeräte

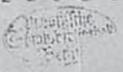
25. Achromatisches Fernrohr mit 3 Fuß Länge (= ca. 970 mm Brennweite) und einer 95- bis 120fachen Vergrößerung von Peter Dollond für die Beobachtung der Jupiter Satelliten bei der Längenbestimmung, wozu auch ein stabiles Stativ mit Kugelkopf gehörte (= AvHs „großes Fernrohr“)
26. Fernrohr von Simon Caroché von kleineren Ausmaßen mit einer Einrichtung zur Befestigung an Baumstämmen mit 58facher Vergrößerung(= AvHs „kleines Fernrohr“)
27. Sextant von Ramsden mit 10 Zoll (270 mm) Radius, einem Silber Teilkreis (Limbus) und Fernrohren zur 12- und 16-fachen Vergrößerung, Musée de Rohan in Straßburg
28. Dosen-Sextant von Edward Troughton mit Fernglas, mit einem Radius von 2 Zoll (54 mm), „Snuffbox-Sextant“,
29. Künstlicher Horizont von Caroché auf flachem Glas, Durchmesser 6 Zoll (162 mm) mit einer Libelle, mit einer Teilung von 2 Sekunden,
30. Künstlicher Quecksilber-Horizont in einem Kasten (im Nachlaß),
31. Viertelkreis von John Bird (Quadrant) mit 1 Fuß (325 mm Radius), mit doppelter Teilkreisteilung von 90 und 96 Grad mit einer Micrometerschraube mit 2 Sekunden Teilung, Brief an Zach: Er habe den „vortrefflichen englischen Quadranten von Bird in Madrid von Mengié gekauft“,
32. Theodolit von Hurter mit einem azimuthalen Kreis von 8 Zoll (216 mm) Durchmesser,
33. Graphometer von Ramsden,
34. Stativ mit Kugelkopf für Fernrohre,
35. Mikroskop von Samuel G. Hofmann
36. Kl. Meßfernrohr mit einem Glasmikrometer
37. Längenuhr von Louis Berthoud, n. 27.
38. Halb-Chronometer von Seyffert
39. Thermometer-Sonde von Dumo[r]tier (= Barthélemy Charles Dumortier)
40. Norm-Meter von LeNoir
41. Messkette
42. Testwaage
43. Verdunstungsschalen

A. v. Humboldt
acc. Darmst. 1932. 30.

11.

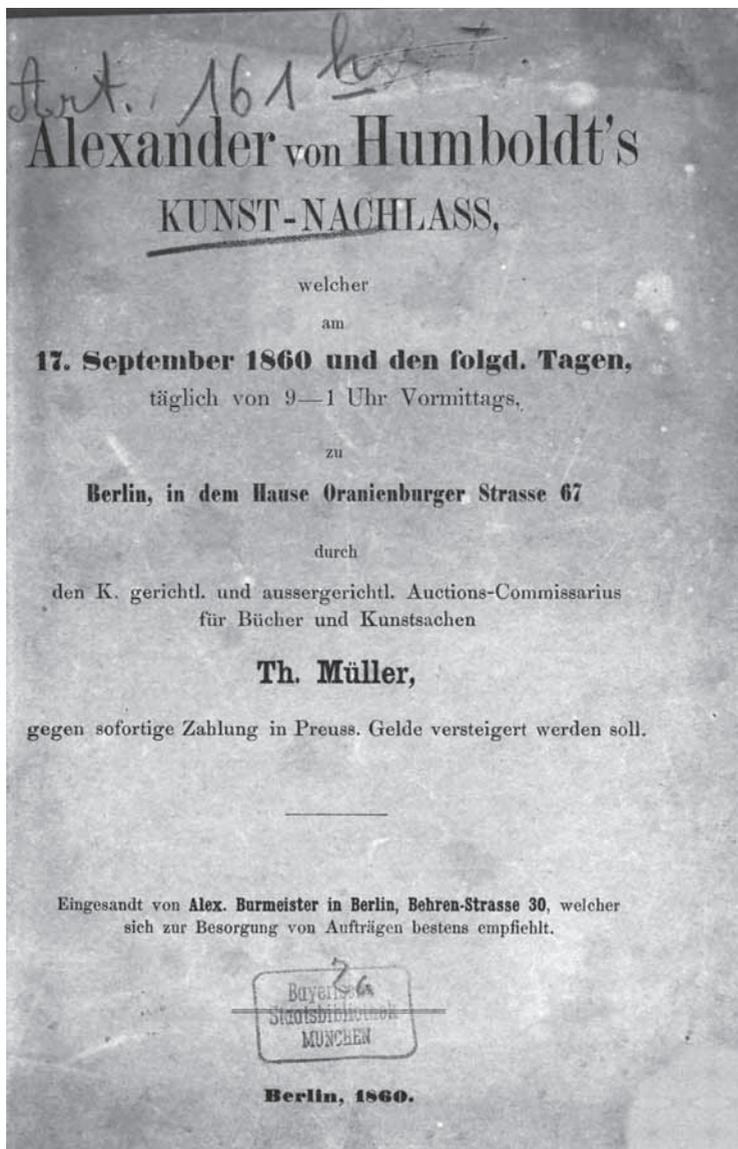
Collection d'Instruments de Physique et
d'Astronomie.

1. Un Hygromètre à Dalme de Deluc (le plus nouveau décrit dans les Transactions philosophiques 1798) 12. ~~10~~ piastres.
2. Le Microscope de Stedwig, construit par Hofman à Leipzig sous le genre du Prof Stedwig, le même par lequel ce Botaniste a fait les découvertes sur les fleurs des Stouffes 50. ~~70~~ -
3. L'Electromètre de Volta avec un conducteur de 3 pas pour faire des recherches sur l'Electricité et morphologique au moyen de la feuille 9. ~~8~~ -
4. Une Montre de Longitude de Reiffert ou Chronomètre de poche d'après les principes de Borda avec les complications de température. (La boîte n'est pas d'or comme dans tous les Time-keepers de cette Classe. Cette montre vient d'être nettoyée il y a 4 mois 280 -)
5. La Dalme hydrostatique de Nicholson pour déterminer la densité des fluides et la pesanteur spécifique des Corps. exécuté par Dollond à Londres. 10. ~~12~~ ~~8~~ -
6. Pendule invariable d'après les principes de Douglas pour mesurer la différence de gravité sur les montagnes ~~10~~ ~~8~~ - 8.
7. Appareil pour déterminer astronomiquement la declinaison (ou variation) de l'Étoile aimantée d'après les principes de Lambert exécuté par de Bois à Paris. On y a joint l'Appareil de Prony pour découvrir les petites variations horaires au moyen d'une Sphère à la Coulomb 85. ~~80~~ -



Kasten 2, Polier 40

Abb. 6 und 7: Mexikoliste 1804



*Abb. 8: Titelseite des Auktionskatalogs vom Januar 1860
(Universitätsbibliothek Heidelberg)*

Physikalische und Astronomische Instrumente.

(Diese Instrumente bleiben von der Versteigerung ausgenommen werden Liebhabern zum Ankauf aus freier Hand hierdurch angebotene Anträge empfängt Herr Seifert, Oranienburger-Strasse No. 67. a)

1. **Sextant** von Ramsden, 260 mm. Durchmesser. (A. v. H. auf seiner Amerikan. Reise 1799–1804 gebraucht.)
2. — — von Ramsden, mit Fernrohr, 160 mm. Durchmesser (Sibirien 1829.)
3. — — von Troughton mit Fernrohr, 220 mm. Durchmesser (Sibirien 1829.)
4. — — auf einer Schieferplatte.
5. **Dosen-Sextant** von Th. Jones. (Boxsextant.) 70 mm. Durchmesser.
6. **Künstlicher Horizont.**
7. — — in einem Kasten.
8. **Quecksilber-Horizont.**
9. **Meridiankreis** von Robinson, 90 mm. Durchmesser.
10. **Chronometer** von Kessels, in Gold, (No. 1289.) mit Geschenk des Königs von Dänemark.
11. **Deklinatorium**, mit zwei Mikroskopen zur Beobachtung der Abweichung der Magnethadel. Nach Gauss.
12. **Quecksilber-Thermometer**, die Röhre calibrirt von I. Gravierter Correctionstafel von Bessel's Hand. Scala Neusilber. *F. W. Bessel's.*
13. **Fernrohr** von Cauchois, in Messingrohr mit Stativ und Objectiv 73 mm.
14. — — von J. Ramsden, in Holzrohr. (Kometenspektroskop) Objectiv 75 mm.
15. — — von Dolland in Holzrohr. 4 Fuss lang, Objectiv 75 mm.
16. **Kleines Mikroskop.**
17. **Elektrometer**, mit Mikrometerschraube.
18. — — einfach, in Holzgestell.

19. **Ein starker Magnet**, in silberner Einfassung.
20. — — in Messingfassung.
21. **Eine Zählmaschine**, erfunden von Dr. Roth. Paris 1842.
22. **Metallique-Thermometer** von Urban Jürgensen. 68 mm. Durchmesser.
23. **Breguet-Thermometer**, von Breguet, der erste in dieser Gattung, angefertigt für A. v. H., im December 1811. Durchmesser 56 mm.
24. **Anéroid-Barometer.**
25. **Barometer** von Fortin, die Röhre gebrochen und schadhafte.
26. **Baromètre répétiteur** de M. le Baron Davoust Kraines à Paris.
27. **Ein Stativtisch** zu magnetischen Beobachtungen.

Inhaltsverzeichnis.

Kupferstiche, Radirungen und Holzschnitte	Seite 1
Handzeichnungen	7
Gemälde und Aquarelle	8
Lithographien	9
Photographien und Pantotypen	15
Plastische Arbeiten	16
Medaillen und Münzen	18
Kunst- und Natur-Gegenstände	22
Physikalische und Astronomische Instrumente	55



Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstrasse 81.

Abb. 9 bis 10



Abb. 11: Inventar der Sternwarte Straßburg 1886

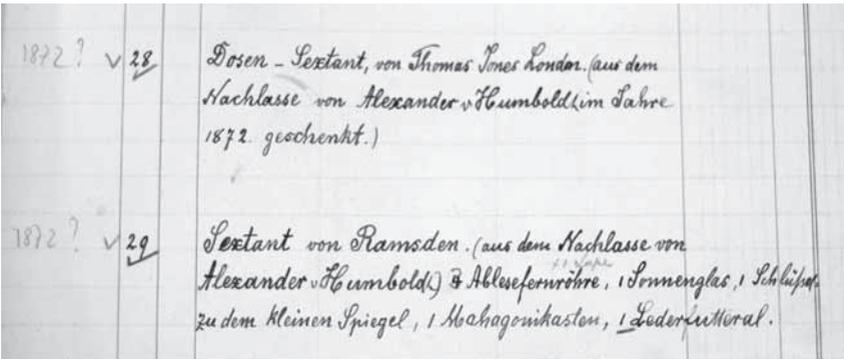


Abb. 12: Inventar der Sternwarte Straßburg 1886

Erläuterungen und Quellennachweise zu den Abbildungen

- Abb. 1: Die Gebäude des „Observatoire de Strasbourg“ (c) André Heck
Abb. 2: [Ramsden-Sextant] Bildunterschrift vorhanden. (c) Foto G. v. Humboldt-Dachroeden
Abb. 3: [Troughton-Sextant] Bildunterschrift vorhanden. (c) Observatoire de Strasbourg
Abb. 4: [künstlicher Horizont] Bildunterschrift vorhanden. (c) Observatoire de Strasbourg
Abb. 5: [Fernrohr von Dollond] Bildunterschrift vorhanden. (c) Observatoire de Strasbourg
Abb. 6: [Mexiko-Liste S. 1] (c) Staatsbibliothek zu Berlin PK
Abb. 7: [Mexiko-Liste S. 2+3] (c) Staatsbibliothek zu Berlin PK
Abb. 8: [Auktionskatalog Titel] (c) Bayerische Staatsbibliothek
Abb. 9: [Auktionskatalog S. 25] (c) Bayerische Staatsbibliothek
Abb. 10: [Auktionskatalog S. 26] (c) Bayerische Staatsbibliothek
Abb. 11: [Inventar Titel] (c) Foto G. v. Humboldt-Dachroeden
Abb. 12: [Inventar Seite] (c) Foto G. v. Humboldt-Dachroeden

Gustav Rose und die „Probirkunst mit dem Löthrohre“
Ein Beitrag zur russisch-sibirischen Reise
Alexander von Humboldts im Jahr 1829

VON ULRICH STOTTMEISTER

Zusammenfassung

In dieser Studie wird die heute nahezu vergessene Prüfung „vor dem Lötrohr“ erläutert. Gustav Rose beschrieb in seinen Publikationen ausführlich die praktische Anwendung des Lötrohres an einer Vielzahl von Mineralproben aus dem Ural. Von ihm erstmals charakterisierte Mineralien tragen noch heute den vorgeschlagenen Namen. Ein von ihm entwickelter Untersuchungsweg zur Mineralienidentifikation bewährte sich bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

Abstract

This study explains the now almost forgotten test ‘before the soldering tube’. In his publications, Gustav Rose described in detail the practical application of the soldering tube on a large number of mineral samples from the Urals. Minerals characterised by him for the first time still bear the proposed name today. A method of mineral identification developed by him proved its worth until the middle of the 20th century.

Einleitung

Alexander von Humboldt (Humboldt 2009; Brief 5 v. 26. 2. 1828, S. 81) erbat bereits am 26. Februar 1828 in seinem Antwortbrief auf die großzügige Einladung des Kaisers Nikolaus I. zur „*gelehrten Reise nach unserem Osten*“ die Begleitung des Berliner Chemikers und Mineralogen Professor Gustav Rose. In diesem Brief, gerichtet an den russischen Minister Cancrin, wurde der Reiseterrin auf das Frühjahr 1829 festgeschrieben.

Alexander von Humboldt empfahl Rose als „jungen Freund“ und begründete seine Bitte „Er ist mir durch Umgang und Kenntnisse im Schmelzwesen gleich nützlich“.¹

¹ Wörtliches Zitat: „Noch habe ich vergessen, um die gewogentliche Erlaubnis zu bitten, dass im Frühjahr 1829 mich ein junger Freund, der berühmte Chemiker und Mineraloge Professor Gustav Rose, nach Ekaterinenburg begleiten darf. Er ist mir durch Umgang und Kenntnisse im Schmelzwesen gleich nützlich“.

Humboldt hebt die „*Nützlichkeit*“ Roses für das wissenschaftliche Ergebnis der Reise durch Nennung des Fachbegriffes „Schmelzwesen“ hervor. Mit dieser sehr alten Bezeichnung aus der „Bergbaukunde der Agricola-Zeit“ (Suhling 2000, S. 5–19) verwendete Humboldt ein schon zu seiner Zeit ungebräuchliches Wort. Bereits Humboldts Lehrer Abraham Gottlob Werner hatte eine Zuordnung des Begriffes „Schmelzwesen“ in der von ihm neu definierten Montanwissenschaft berücksichtigt, indem er untergeordnete, jedoch eigenständige Wissenschaftsgebiete definierte.² In dieser Einteilung ist in der Unterabteilung der „Chemie“ auch die allgemeine „*Probirkunst*“ zu finden.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert entwickelte sich aus der allgemeinen chemischen Probierkunst die „*Probirkunst mit dem Löthrohr*“ zu einer wichtigen analytischen Methode, die nicht nur die Mineralogie bereicherte, sondern auch in den verwandten technischen Wissenschaften eine Bedeutung erlangte und rund 150 Jahre nicht nur verwendet, sondern auch weiterentwickelt wurde.

Die Darstellung dieser „*Probirkunst*“ mit den zugehörigen Geräten und deren Anwendung auf der russisch-sibirischen Reise und der späteren Auswertung im Berliner Labor ist der Schwerpunkt der vorliegenden Studie.

Diese soll weiterhin die Leistungen Gustav Roses als Kristallograph, Chemiker und Mineraloge würdigen. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen waren eine wichtige Grundlage für Roses internationale Anerkennung und trugen maßgeblich zum wissenschaftlichen Erfolg der gesamten russisch-sibirischen Reise bei.

Die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts als „Löthrohrprobierkunde – Mineraldiagnose mit Löthrohr und Tüpfelreaktionen“ (Henglein 1949) bezeichnete Methode gerät heute zunehmend in Vergessenheit, da weitaus schnellere und genauere Verfahren sowohl für Anwendungen unter „Feldbedingungen“ als auch für das Labor existieren. Die Anwendung dieser alten Analysentechnik ruft noch heute Bewunderung hervor, denn sie erforderte vom Wissenschaftler großes „handwerkliches“ Geschick, zeitaufwendige Beobachtungen „mit allen Sinnen“ und vor allem detaillierte chemische Stoffkenntnissen³ (s. u.).

2 Werner unterteilte die Bergwerkskunde in Haupt- und Unterabteilungen. Hauptabteilung waren: Mineralogischer Theil, 2. Chemischer Theil, 3. Mathematischer Theil sowie 4. Technischer und 5. Ökonomischer Theil. Diese Hauptgebiete wurden in Untergebiete unterteilt. Dem chemischen Teil 2 ordnete Werner die Unterabteilungen Metallurgie, Halurgie und die hier interessierende „*Probirkunst*“ zu (Anonym 1822, S. 100).

3 An der Technischen Universität Bergakademie Freiberg existierte noch bis Mitte der 1950er Jahre ein Lehrstuhl für die Mineralogie und Löthrohrprobierkunde. Der Autor selbst erlernte von 1957 bis 1959 im Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld den Beruf eines Chemielaboranten. Ein Ausbildungsabschnitt betraf das Erlernen der Löthrohrtechniken. Im späteren Anorganisch-chemischen Praktikum an der Universität Leipzig waren diese Kenntnisse im Analytikpraktikum bei den „Vorproben“ hilfreich.

Aktuelle Bücher zur Mineralogie (Okrusch und Frimmel 2022, Göbbels u. a. 2020, Markl 2015), enthalten im Stichwortverzeichnis das Wort „Lötrohr“ nicht mehr. Auch bei Einführungen in die Mineralogie für allgemein Interessierte mit vereinfachten Bestimmungsmethoden wird die Lötrohrtechnik nicht mehr berücksichtigt (Landmann 2014). Leistungsfähig, aber nicht bei jedem Anwender beliebt, werden als Gründe der Ablehnung Bequemlichkeit, mangelndes Wissen und unzureichende Geschicklichkeit genannt (nach Richter 1866, S. 219).

1 Die Probierkunst mit dem Lötrohr als Methode der „Mineraldiagnostik“

1.1 Geschichtlicher Rückblick

Das Lötrohr für die hier betrachtete Mineraldiagnostik ist ein Hilfsmittel zum Erzeugen hoher Temperaturen. Dieses einfache Gerät diente im Lötvorgang⁴ zur festen Verbindung zweier Metalle. Das Grundprinzip ist einfach: Durch Einblasen von Luft in eine Flamme entsteht durch Sauerstoffüberschuss eine sehr heiße Stichflamme, die die Voraussetzung dieser „trockenen chemischen Diagnostik“ ist. Die chemischen Grundlagen sind pyrolytische Zersetzungs- oder Schmelzprozesse in oxidierender oder auch – falls gewünscht – reduzierender Atmosphäre.

Vom „klassischen“ Lötprozess der Materialverbindung wurden im Verlauf der Entwicklung nicht nur das Grundprinzip und das Instrument übernommen, sondern auch methodische Erfahrungen mit der Verwendung von unterschiedlichen Salzen als Schmelzhilfsmittel⁵. Dadurch hat sich die irreführende Bezeichnung mit Bezug zum ursprünglichen metallischen „Löten“ mit einer gewissen Berechtigung erhalten.

Die ersten Berichte einer Anwendung einer sehr heißen Flamme, die mit dem Mund geblasen und auf ein Untersuchungsobjekt nicht zur Materialverbindung, sondern zum Erkennen von dessen Eigenschaften gerichtet wurde, stammen aus Deutschland (Details s. Kolbeck 1927 S. 2 ff.). Als das eigentliche Land der Entwicklung der „*Lötrohrprobirkunde*“ ist jedoch Schweden anzusehen. Dort wurden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts chemische und mineralogische Un-

4 In einfacher Erklärung ist „Löten“ gemeinhin das Erzeugen einer schlüssigen festen Verbindung zwischen zwei Metalloberflächen z.B. von zwei Werkstücken mittels eines metallischen Bindemittels. Dieses Bindemittel (Lot) wird durch Wärme in einen flüssigen Zustand überführt und verbindet nach dem Erstarren die beiden Oberflächen, ohne dass diese selbst geschmolzen wurden. Das Schmelzen des Lotes kann durch Zusatz unterschiedlicher Zusätze wie z.B. Soda, Borax oder vielen anderen gefördert werden (Schmelzmittel).

5 Bereits die Alchemisten hatten beobachtet, dass geschmolzene Alkalisalze wie Soda, Borate und Phosphate Metalle und deren Salze auflösen können und dabei farbige Schmelzen bildeten.

tersuchungen mit dem Lötrohr durchgeführt, jedoch nicht dokumentiert.

Hervorzuheben ist Jens Jörn Berzelius,⁶ der die Erfahrungen seiner schwedischen Landsleute zusammenfasste und auf deren Erkenntnisse der Verwendung von Schmelzhilfsmitteln wie Soda, Phosphorsalz und Borax hinwies. Sein Werk zur Anwendung des Lötrohres erschien erstmalig 1821 in deutscher Sprache und war von Heinrich Rose, dem Bruder von Gustav Rose, „aus der Handschrift“ übersetzt worden (Berzelius 1821). Das Werk erreichte vier Auflagen, von denen die letzte im Jahr 1827 erschien. Auf über 300 Seiten waren von Berzelius die notwendigen Geräte dargestellt und die Erfahrungen, Vorteile, Besonderheiten und Grenzen dieser analytischen Methode erläutert worden.



Abb. 1: Jens Jörn Berzelius

⁶ Jöns Jakob Berzelius (1779–1848): Berzelius war ein schwedischer Mediziner und Chemiker, der als Vater der modernen Chemie gilt. Nach schweren ersten Lebensjahren studierte er Medizin (galvanische Experimente am Menschen). Später Professor für Chemie und Pharmazie, wurde er 1808 in die Schwedische Akademie der Wissenschaften aufgenommen und fand internationale Anerkennungen. Hervorzuheben sind folgende Leistungen: 1. Einführung der Buchstabenbezeichnung für die chemischen Elemente, 2. Entdeckung der Elemente Cer (zeitgleich 1803 mit Klaproth), Selen und Thorium. 3. Reindarstellung der Elemente Silizium, Zirkon, Titan, Tantal und Vanadium. Humboldt schätzte Berzelius' Leistungen, besonders die theoretischen Überlegungen zur Bindung der verschiedenen chemischen Elemente untereinander, die Berzelius im Jahr 1820 in deutscher Sprache publizierte.

Eine Hochburg der Mineralanalyse war im 19. Jahrhundert die Königlich-Sächsische Bergakademie Freiberg. Karl Friedrich Plattner (1800–1858) verfasste die „Probirkunst mit dem Löthrohre“ (Plattner 1835). 1866 schlug Th. Richter (Richter 1822, S. 213 ff.) vor, die Lötrohrprobierkunst auch für quantitative Bestimmungen anzuwenden und als einen neuen Zweig der „Docimasie“⁷ anzuerkennen. Von C. Krug erschien 1914 die „Lötrohrprobierkunde: Anleitung zur qualitativen und quantitativen Analyse (Springer-Verlag, Berlin). Von Lehner (1921) wurden jahrzehntelange Erfahrungswerte in Tabellen und Schemata zusammengefasst und damit eine Auswertung erleichtert.

Kolbecks überarbeitete das Werk Plattners, das letztmalig in 8. Auflage im Jahr 1927 erschien (Kolbeck 1927). Quantitative Bestimmungen durch Probenbehandlung *vor dem Löthrohre* wurden für Silber, Gold, Blei, Kupfer, Nickel, Kobalt, Wismut und Zinn entwickelt. Voraussetzung war die Konstruktion hochempfindlicher Waagen.

Henglein bezog in sein Taschenbuch die „Tüpfelanalyse“ (Henglein 1949) als ergänzende nasschemische Methode ein. Dieses Werk dürfte zu den letzten publizierten Anleitungen zu zählen sein, rechnet man die bis in die 1960er Jahre erschienenen internen Lehrbriefe für das Fernstudium an der Bergakademie Freiberg nicht mit ein.

Damaschun berücksichtigt die Lötrohrtechnik im Rahmen der Beschreibung historischer Instrumente im, Berliner Museum für Naturkunde. (Damaschun 2022, S. 126)

2. Allgemeine Vorteile, die Durchführung und die Grenzen der Lötrohruntersuchungen

Die Vorteile der „Lötrohrprobirkunst“ waren der Grund dafür, dass die Anwendung bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts Bestand hatte.

Als Vorteile waren zu nennen:

- Anwendung unter den Bedingungen „im Feld“
- geringe Störanfälligkeit des Instrumentariums
- Anwendung für sowohl qualitative als auch quantitative Bestimmungen
- nur kleine Untersuchungsmengen waren notwendig
- nur kleine Mengen der notwendigen Chemikalien wurden benötigt
- ausführliche Anleitungen und Lehrbücher gestatteten Methodengleichheit und Ergebniszuordnung.

Es soll schon an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die etwa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzende Instrumentalisierung der Ana-

⁷ Docimasie (griechisch): Offizielle Prüfung von Personen und Sachen im antiken Griechenland.

lytik, insbesondere der „Feldanalytik“, diese Vorteile erhalten, aber die Nachteile weitestgehend umgehen musste.

Als Nachteile der Lötrohrdiagnostik sind zu nennen:

- Anwendung nur bei individueller Eignung und langjähriger Erfahrung
- zeitaufwändig
- nur durch einen kompletten mehrstufigen Analysengang aussagekräftig
- geringe Aussagekraft im niedrigen Konzentrationsbereich
- Störung der Aussage durch die Matrix des Untersuchungsmaterials
- Quantitative Aussagen nur begrenzt möglich
- negative gesundheitliche Beeinflussungen konnten nicht ausgeschlossen werden.

Diesen hohen Anforderungen wird die in den letzten Jahren entwickelte mobile Röntgenfluoreszenzspektroskopie weitgehend gerecht (s. u.). Die Lötrohrtechnik hat heute nur noch historisches Interesse.

2.1 Die technische Ausrüstung zur Ausführung der Lötrohrproben

Das Grundgerät für alle in den folgenden beschriebenen Operationen zum Erzielen hoher Temperaturen für Laboruntersuchungen war das Lötrohr. In der einfachsten Ausführung ist es eine gebogene, sich verjüngende Röhre, an deren einem Ende eine Spitze, am anderen ein Mundstück angebracht war (Abb. 2 und 3). Das Grundprinzip beruht auf dem Zuführen von Luft in die Flamme einer Öl- oder Spirituslampe, einer Kerzenflamme oder später eines Gasbrenners (Bunsenbrenner, Teclubrenner) durch Blasen mit dem Mund. Die entstehende sehr heiße Neben-Flamme wird auf das Untersuchungsobjekt gerichtet. Die Technik des dafür notwendigen kontinuierlichen Blasens durch eine besondere Atmung („Windkessel-Wangenatmung“) ist normalerweise nach einiger Übung zu erlernen und gestattet das mühelose Blasen über beliebige Zeiträume.

Die Kenntnis der Flammenzonen, die oxidierende oder reduzierende⁸ Zonen aufweisen, war wesentlich für die zielgerichtete und variable Anwendung des Lötrohres. Sowohl die oxidierende als auch im anderen Fall die reduzierende Zone einer Flamme kann durch die Lötrohrblasluft verstärkt werden (Abb. 4).

⁸ Zu Abbildung 4: Zone a-b: hellblauer Rand der Flamme, entstanden aus Kohlenstoffmonoxid. Zone c: dunkler Kern der Flamme, entstanden aus unverbranntem dampfförmigen Zersetzungsprodukten des Brennstoffs. Zone d: leuchtende Zone, in der das stark erhitzte Gas mit der Luft zusammentrifft. Hier befindet sich in der Hülle die heißeste Zone der Flamme. Diese wird sichtbar, wenn ein waagrecht durch die Flamme gehaltener Platindraht an zwei Stellen hell glüht, im Mittelteil jedoch dunkel bleibt.



*Abb. 2: Lötrohre des 18. und 19. Jahrhunderts in verschiedenen Ausführungen
Wichtig für die Praxis waren die Abscheidung der Feuchtigkeit der Atemluft im „Wassersack“, einer Erweiterung vor der in die Flamme gehaltenen Spitze, sowie die Wahl des Materials. Messing entwickelte bald „schlechte Gerüche“, Besonders bewährte sich versilbertes Eisen zusammen mit einem beinernen Mundstück (Abb. 3).*



*Abb. 3: Lötrohr nach Karl Friedrich Plattner (1800–1858);
Plattners Original „Blowpipe“, um 1840*

Beim oxidierenden Blasen wurde dazu die Spitze des Blasrohres in die heiße Randzone der Flamme gehalten. Falls die Bedingungen des reduzierenden Abschnittes im dunklen Kern ausgenutzt werden sollen, musste sich die Lötrohrspitze beim Blasen in kurzem Abstand außerhalb der Flamme befinden (Kolbeck 1927, S. 9–14).

In einer Lötrohrflamme kann unter optimalen Bedingungen sogar ein dünner Platindraht zur Kugel geschmolzen werden. Auf diese Weise wird gezeigt, dass die Schmelztemperatur des Platins (1775°C) erreicht werden kann (Kolbeck 1927, S.12). Die normalerweise erzielten Temperaturen liegen zwischen 1200°C und 1300°C (Henglein 1949, S 11).

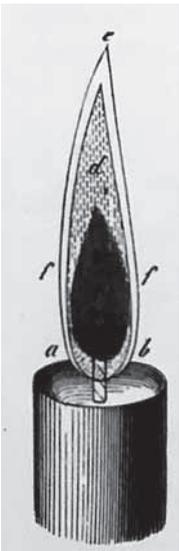


Abb. 4: Flammzonen einer unbeeinflussten Kerzenflamme

Die transportablen Laboratorien der komplett ausgerüsteten Lötrohrkästen (s. Abb. 5), wie sie in Varianten seit etwa 1820 in Gebrauch waren, enthielten transportsicher das für die Lötrohruntersuchungen notwendige Instrumentarium einschließlich der Öllampen. Man kann davon ausgehen, dass Gustav Rose ein ähnliches „Reiselaboratorium“ verwendete.

Die Erweiterung der Anwendungen erlaubte eine Stativkonstruktion, die auch das Schmelzen in Tiegeln gestattete (Abb. 6). Das kontinuierliche Blasen mit fixiertem Lötrohr und Gebläse (Abb. 7) brachte jedoch keine Vorteile, da das not-



Abb. 5: kompletter „Lötrohrkasten“ nach Plattner, hergestellt durch die Firma Lingke (um 1850). Zu erkennen sind die bruchsicheren Brenner, ein Holzkohlestück und die platzsparende Unterbringung der Chemikaliensammlung

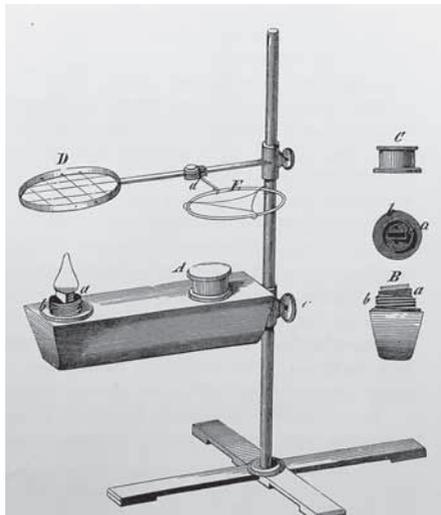


Abb. 6: Stativanordnung mit großem Ölservoir für Untersuchungen im Labor

wendige „Gefühl“ (sprich die Erfahrung) nicht genügend angewendet werden konnte.

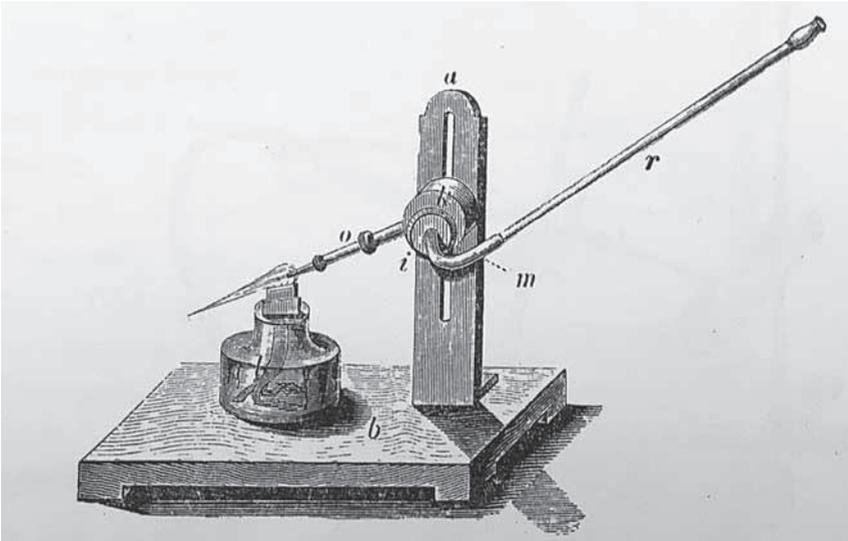


Abb. 7: Anordnung eines fixierten Lötrohres, geeignet auch für einen Gebläse-Anschluss

2.2 Die allgemeine Anwendung des Lötrohres

Zu den sehr umfangreichen experimentellen Details der Anwendung der Lötrohrprobierkunst sollen hier nur einige Grundprinzipien genannt und auf die Originalliteratur verwiesen werden.

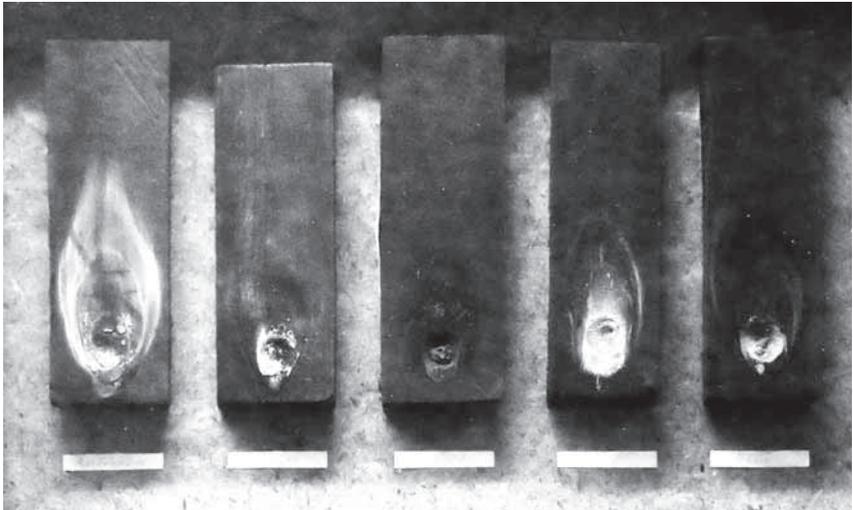
Als der wichtigste Schritt des Komplexes „trockene Untersuchungen“ ist die Diagnose der „Prüfung auf Kohle“ anzusehen. Dazu wird ausgewählte Kohle (aus Lindenholz) zu ziegelförmigen kleinen Blöcken geschnitten oder geformt (Abb. 8). In gebohrte Vertiefungen des Kohlestückes wird die pulverisierte Untersuchungssubstanz eingebracht und, die Kohle schräg haltend, direkt mit der Stichflamme angeblasen und geglüht. Entstehende kleine Schmelzkügelchen, metallische Flitter, die Färbung der Oxidbeschläge u.a. geben spezifische Hinweise auf die Zusammensetzung der Probe (Abb. 8).

Henglein (1949) schlug ein allgemeines Schema einer kompletten Lötrohruntersuchung von Mineralien, Schlacken usw. in Anlehnung an Gustav Rose vor (Henglein 1949, S. 16–37), siehe Addendum 2.

Durch diese ersten Diagnosen „vor dem Lötrohr“ wurden bereits wesentliche Zuordnungen zur Zusammensetzung der Mineralien getroffen.

Eine weitere wichtige Anwendung der Lötrohrflamme waren die „Perlenproben“. Die Probensubstanz wurde z.B. mit „Borax“ (Dinatriumtetraborat, $\text{Na}_2\text{B}_4\text{O}_7 \cdot 10 \text{H}_2\text{O}$) oder dem „Phosphorsalz“ (Mononatriumhydrogenphosphat, $\text{NaNH}_4\text{HPO}_4 \cdot 4 \text{H}_2\text{O}$) gemischt und in einer Platinöse geglüht. Entstehende Metalloxide (oxidierend geschmolzen) oder Metalle (reduzierend geschmolzen) lösen sich unter charakteristischer Färbung in der entstehenden Schmelzperle.

Die Lötrohr- und Schmelzproben mussten durch weitere chemische oder physikalische Untersuchungen ergänzt werden (z.B. durch die Zuordnung von Kristallstrukturen mit Winkelmessungen der Kristallflächen oder durch die Ausführung des Härtevergleiches).



*Abb. 8: Kohlestücke mit dem Lötrohr behandelte Proben.
Von links beginnend: 1. Antimon, 2. Arsen, 3. Kobalt, 4. Zink, 5. Blei*

Lötrohrprüfungen erforderten die Beobachtung durch den Prüfenden „mit allen menschlichen Sinnen“, wie von Henglein anschaulich beschrieben wurde (Henglein 1949, S. 3f.):

„Im Falle arsenhaltiger Gesteine ist bei Oxidation der Geruch nach Knoblauch zu vermerken, der typischerweise nach dem Verflüchtigen des Oxids und der Bildung eines weißen Belags auftritt. Blei wird durch Bildung eines

in der Wärme zitronengelben, nach Abkühlung grünlich-gelben Oxidbelags charakterisiert. Zink schmilzt in der Blasrohrflamme leicht, leuchtet grünlich und gibt einen in der Hitze gelben, nach Abkühlung weißen Oxidbeschlag, der, wenn man mit der Oxidationsflamme darauf bläst, mit grünem Licht stark leuchtet. Dieser Oxidbelag lässt sich nicht mehr verflüchtigen.“

Neben Arsen entwickelt Selen beim Glühen einen typischen Geruch nach „faulem Rettich“. Ein als „Pfauenauge“ bezeichneter farbiger Belag war ein sicheres Zeichen für die Anwesenheit von Cadmium.

3 Das Lötrohr auf der russisch-sibirischen Reise

3.1 Allgemeine Anmerkungen zur instrumentellen Ausrüstung der Reise

Alexander von Humboldt nutzte zur Vorbereitung seiner russisch-sibirischen Reise 1829 die Erfahrungen seiner Amerika-Expedition von 1799–1804. Dadurch war ihm die Abhängigkeit der Messwerterfassung von der Zerbrechlichkeit und Stoßempfindlichkeit der mitzuführenden Geräte sehr bewusst.

Wenngleich die Straßen in Russland ein Fortkommen versprachen, das nicht mit den Erschwernissen in Südamerika dreißig Jahre zuvor zu vergleichen war, führte Humboldt von den wichtigen Instrumenten wie Barometern, Thermometern, Sextanten, Nadeln für Intensitäts- und Inklinationsmessungen jeweils zwei Exemplare mit sich. Humboldt hatte nach der Zusammenstellung von Honigmann (Honigmann 1982, S. 186) achtzehn verschiedene Instrumente im Gepäck.

Durch die Dopplung der Zahl der Instrumente konnte er im günstigsten Fall zwei Messwerte vergleichen. Beim Ausfall eines der Instrumente war – zwar eingeschränkt in der Aussage – die Messfolge abgesichert.

Bereits kurz nach dem Beginn der Reise ließ Humboldt seine begründeten Sorgen erkennen:

„Unsere Instrumente leben alle, trotz der Wege bei Wladimir und der allzumunteren raschfahrenden Postillione“ (Humboldt 1829, Brief 34, S. 129 sowie Brief 39 auf S. 140): „Unsere Barometer und Chronometer haben allen Stößen der Wagen von Wladimir getrotzt.“

Die Messungen mit den empfindlichen Instrumenten führte Humboldt wahrscheinlich eigenhändig durch, lediglich Luftfeuchtigkeitsmessungen wurden von Rose vorgenommen (Honigmann 1982, S. 198). Wie berechtigt seine Sorgen waren, zeigte sich anhand der mitgeführten Barometer, die beide zerbrachen. Durch glückliche Umstände wurde Humboldt ein Barometer von Dritten bis zum Ende der Reise überlassen (Honigmann, S. 190).

Humboldt hatte Christian Ehrenberg als zweiten wissenschaftlichen Begleiter ausgewhlt und empfahl ihn Cancrin als Botaniker und Zoologen, der auch medizinische Kenntnisse besaß. Fur die Ausübung seiner Untersuchungen im Gelande benötigte Ehrenberg im Wesentlichen ein Mikroskop, das in einem Transportkoffer aufbewahrt wurde (Damaschun 2021, 119–134, Damaschun 2022, S. 116–121). Sowohl fur Rose als auch fur Ehrenberg waren damit Transportschaden nahezu auszuschließen.

Die zwar funktionssicheren, aber sehr einfachen Ausrustungen fur das Mikroskop und fur die L throhranwendung wurden beide nicht in der Liste der wissenschaftlichen Instrumente der Reise aufgefuhrt.

3.2 Die Untersuchungen der Ural-Mineralien „vor dem Löthrohr“ durch Gustav Rose

Gustav Rose hatte durch die in Journalen und dem zweibandigen Reisewerk (Rose 1837, 1842)⁹ (Abb. 9) publizierten Ergebnisse der Reise wesentlich zum hohen Ansehen beigetragen, das Humboldts und naturlich er selbst in der Wissenschaft ihrer Zeit genossen.



Abb. 9: Gustav Rose um 1839

⁹ Im Addendum sind die Publikationen von Rose, die im Zusammenhang mit der Reise entstanden sind, zusammengefasst.

Im nachfolgenden Kapitel sollen auf der Grundlage ausführlicher Literaturdarstellungen zu den mineralogischen Ergebnissen der Reise (Hoppe und Wappler 1976, Bautsch 2014, Damaschun und Schmitt 2019) einige Ergebnisse genannt und die jeweiligen Zusammenhänge mit der Lötrohrprobe hervorgehoben werden.

Hoppe und Wappler (1976, S. 337–344) nennen, durch Rose als „neu“ bezeichnet, 11 Minerale¹⁰ aus der Uralregion, von denen heute noch 6 als besondere Mineralarten anerkannt sind und auch noch die von Rose gewählte Namensgebung tragen (Cancrinit,¹¹ Tschewkinit,¹² Perowskit, Xanthophyllit, Rhodizit, Chloritoid). 5 Minerale wurden später als Varianten bereits bekannter Minerale erkannt oder präzisiert (Bautsch 2014, S. 339).

Diese Aufstellung wird durch Bautsch (2014, S. 137) etwas verifiziert.

Von Hoppe und Wappler (1976) werden weiterhin Ergebnisse zusammengefasst, die die Gesteinskunde betreffen und die auf verallgemeinernde Prinzipien der Kristallographie hinweisen, die später zu Roses „kristallo-chemischem Mineralsystem“ führten. Dieses grundlegende Werk veröffentlichte Rose im Jahr 1852 (Rose 1852).

Ebenso sind Roses spätere Studien zur Pyroelektrizität und zu Meteoriten auf Materialien der russisch-sibirischen Reise zurückzuführen.

Perowskit nimmt eine Sonderstellung ein. Dieses Mineral bestimmte später den Strukturtyp „Perowskit“ (z.B. als CaTiO_3 oder SrTiO_3)¹³.

Bei dem immer unter Zeitdruck stehenden Reiseverlauf war es kaum zu erwarten, dass Alexander von Humboldt oder seine Begleiter selbst systematisch Mineralienstufen suchten. Sowohl Hoppe und Wappler (1976, S. 339) als auch Bautsch (2014, S. 136) vermerken, dass Rose auch während der Reise Lötrohruntersuchungen durchführte. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die meisten Beschreibungen des Verhaltens von Mineralien „vor dem Lötrohr“ nach der Rückkehr im Berliner Labor vorgenommen wurden (Abb. 10).

Für die chemischen und mineralogischen Untersuchungen ist die unbegrenzte Aufbewahrungsmöglichkeit von Probenmaterialien ohne Veränderungen ein enormer Vorteil. Rose konnte zusätzlich bereits für erste Studien vor dem Beginn der Reise auf eine große Sammlung von Mineralien aus Russland zurück-

10 Die Zahlen 11 für neue Mineralien bzw. 5 Namen für bestätigte Namen wurden nach Hoppe und Wappler (1976) genannt. Bautsch (2014) hingegen nennt die Zahlen 15 (für neue Mineralien) und 4 für bestätigte.

11 Nach dem Finanzminister Cancrin (Lorenz und Schmitt 2009, S. 37–46).

12 Nach dem Chef des Bergkorps in Petersburg, General Tschewkin.

13 Minerale dieses Typs haben in Solarzellen-Modulen Bedeutung erlangt, da sie ökonomische Vorteile gegenüber den üblichen Silizium-Solarzellen aufweisen.

greifen. Diese stammten aus dem Geschenk des russischen Kaisers Alexander I. anlässlich seines Besuches im Jahr 1803 in Berlin und waren im Mineralogischen Museum der Berliner Universität aufbewahrt worden.

Die zeitversetzte Ausführung von Analysen mit bekanntem Fundort im Ural wird dadurch wahrscheinlich, da Rose sehr viele Mineralien aus Sammlungen von Fachkollegen auch noch Jahre nach der Rückkehr von der Reise geschenkt bekam.

Alexander von Humboldt hatte kein systematisches Reisetagebuch geführt. Die Ausarbeitung einer zusammenfassenden Veröffentlichung hatte er 1831 an Gustav Rose übertragen. Dieser führte die Ergebnisse seiner eigenen analytischen mineralogischen Untersuchungen mit dem Bericht zum Reiseverlauf zu einem zweibändigen Reisewerk zusammen (Rose 1837 und Rose 1842).

Dieser Tatsache ist geschuldet, dass beide B nde gelegentlich den Eindruck eines langatmigen „Labortagebuches“ vermitteln.



Abb. 10: Laboratorium der Akademie der Wissenschaften in der Berliner Dorotheenstr. 10 nach dem Umbau und neuer Fassadengestaltung 1865¹⁴

¹⁴ Das Gebäude wurde 1712 errichtet. Die Aufnahme stammt aus der Zeit nach 1892. In diesem Laboratorium haben die Chemiker Klaproth, Marggraf, F.C. Achard, E. Mitscherlich, H. Rose, G. Rose und F. W hler gearbeitet.

Als ein Beispiel für das Zustandekommen einer Namensgebung für ein neues Mineral soll der von Rose so benannte „Perowskit“ (s.o.) dienen. Bausch beschreibt dessen Vorgang:

„Der Perowskit befand sich in mehreren Kristallen in einer Druse¹⁵, die der Oberbergmeister Kämmerer aus St. Petersburg bei seiner Durchreise in Berlin im Sommer 1839 Gustav Rose zur Untersuchung überreichte. Die Druse stammte [...] aus [...] der Nähe von Zlatoust im südlichen Ural. Zum Namen dieses Minerals schrieb Rose, Hr. Kämmerer schlug mir vor, das neue Material zu Ehren des Vicepräsidenten Herrn von Perowski¹⁶ in Petersburg Perowskit zu nennen.“ (Ausschnitt Bausch 2014, S. 138).

Gustav Rose veröffentlichte 1840 im „Journal für praktische Chemie“ die ausführliche Beschreibung der Analysengänge von Mineralien aus dem Ural, die ihm die Zuordnung als neu und damit unbekannt und folglich auch namenlos erlaubten (siehe Addendum 1).

In der zitierten Veröffentlichung beschreibt Rose unter der Überschrift „neue Mineralien aus dem Ural“ zusätzlich zur Charakterisierung von Perowskit (als neue Mineralspezies) ausführlich die von Phyrrit (als neues Mineral), von Hydrogillit, (als neues Mineral), von Barsowit, (als eine neue Mineralgattung), von Tschewkinit (als neue Mineralgattung), von Uranotantal (als neue Mineralgattung) und Chrysoberyll (ohne Zuordnung).

Nach heutigen Kenntnissen (Bausch 2014, S. 137) gehören zu den von Rose als „neu“ beschriebenen Mineralien dieser Zusammenstellung heute nur die beiden Mineralien Perowskit und Tschewkinit, alle anderen erwiesen sich durch spätere Bestimmungsmethoden als bereits beschrieben. Die nach heutigem Wissen ebenfalls von Rose zuerst beschriebenen Mineralien Cancrinit und Rhodizit hatte er in die zitierte Veröffentlichung nicht einbezogen.

Die Anwendung des Lötrohres durch Gustav Rose hat wesentlich zur Kenntnis der Mineralogie der Uralregion beigetragen und hat die Kenntnis über die Bodenschätze der Uralregion erweitert. Damit hat Rose einen wichtigen Beitrag zur Erfüllung der von russischer Seite an Humboldt gestellten Erwartungen geleistet.

Wenngleich Roses Ergebnisse im Detail nicht in allen Fällen Bestand hatten und in der Folgezeit durch leistungsfähigere Methoden und vor allem durch

15 Eine Druse ist ein Begriff aus der Mineralogie, der einen unvollständig mit Kristallansammlungen verschiedener Art gefüllten ehemaligen Hohlraum im Gestein bezeichnet. Entstanden sind die Hohlräume während vulkanischer Prozesse. Die Kristalle im Inneren haben sich erst später durch Kristallisationsprozesse gebildet, sind also jünger als das umgebende Gestein.

16 Perowski, Lew Alexejewitsch (1792–1856): Russischer Staatsmann und Mineraloge, Innenminister 1841–1856, Gründer der Russischen Geographischen Gesellschaft 1845.

verbesserte wissenschaftliche Kommunikation ergänzt oder korrigiert wurden, hat die „Löthrohrprobirkunst“ zur Anerkennung der wissenschaftlichen Leistung Roses beigetragen.

Darüberhinausgehend lieferten die mit Hilfe des Lötrohres erhaltenen mineralogischen Resultate einen wichtigen Anteil am wissenschaftlichen Ergebnis der russisch-sibirischen Reise.

Abschließende Bemerkungen

Gustav Rose gilt bis heute als einer der bedeutendsten Naturwissenschaftler seiner Zeit, der mit visionären Gedanken seiner Zeit voraus war.

Die bahnbrechende Entdeckung¹⁷ Eilhard Mitscherlichs im Jahre 1821, an der Gustav Rose durch seine ergänzenden goniometrischen Messungen wesentlich beteiligt war, hatte über Jahrzehnte die Vorstellungen der Festkörperchemie und Kristallographie bestimmt und konnte mit immer neuen ergänzenden Annahmen viele hinzukommende Phänomene erklären. Im Alter von 66 Jahren äußerte Rose allerdings erstmals Zweifel an der Allgemeingültigkeit und erkannte, dass

„[...] das schöne einfache Gesetz der Isomorphie von Mitscherlich, so viele Beispiele es auch bestätigen, doch nicht ohne Ausnahmen ist. **Wahrscheinlich ist das Gesetz nur ein bestimmter Fall eines noch allgemeineren Gesetzes, dessen Fassung noch nicht gefunden ist.**“

Um dieses „allgemeine Gesetz“ zu erkennen, waren noch Jahrzehnte intensiver Forschung notwendig. Insbesondere kamen die neuen Erkenntnisse zum Aufbau der Materie zur Anwendung, die heute die Bestimmungen der elementaren Zusammensetzung von anorganischen Materialien und deren Kristallstrukturen mit höchster Genauigkeit in kurzer Zeit sowohl qualitativ als auch quantitativ ermöglichen.

17 Isomorphie (griech. Isos = gleich, morphé = Gestalt) hat im Sinne des Wortes im heutigen Sprachgebrauch Anwendung in den Sozialwissenschaften, der Psychologie, der Wirtschaft, Mathematik und Medizin gefunden. Ursprünglich hatte Mitscherlich diese Bezeichnung für ein von ihm beobachtetes Phänomen der Kristallographie gewählt. Durch Kristallwinkelmessungen, die er zusammen mit Gustav Rose durchführte, konnte der Beweis geführt werden, dass sich die Atome verschiedener Elemente in einem Kristallgitter gegenseitig und variabel ersetzen können, ohne dass sich das Gitter verändert. Die Isomorphie konnte seinerzeit neue Phänomene der Mischkristallbildung erklären und diente zur Ausbildung von Grundvorstellungen von Atomradien und der Anordnung von Atomen in Gittern. Diese im 19. Jahrhundert immer weiter entwickelten Vorstellungen konnten erst 1926 durch Viktor M. Goldschmidt (1888–1947) durch die Kenntnis von Atomradien weitgehend erklärt werden. Dazu dienten ihm interessanterweise Kristalle mit der Perowskit-Struktur.

Addendum 1

1840: Beschreibung eines Analysengang nach Gustav Rose Ueber einige neue Mineralien des Urals¹⁸

von Gustav Rose (Rose 1840)

Perowskit, eine neue Mineralspecies

„Der Perowskit kommt in Kristallen vor, die zum regulären Kristallsystem gehören und Hexaeder sind. Die Spaltbarkeit geht parallel den Flächen der Krystalle und ist ziemlich vollkommen. Graulich bis eisenschwarz; auf der Kristallfläche stark glänzend, von metallischem Demantglanz, auf den Spaltungsflächen weniger glänzend; undurchsichtig; Pulver: graulich weiß. Ritzt den Asphalt stark; wird von Feldspath geritzt, die Härte also 5,8, das spezifische Gew. 4,017. Vor dem Löthrohr ganz unerschmelzbar. In Phosphorsalz und Borax löst es sich leicht mit der Farbe des Titans auf zu einem klaren Glase; in der inneren Flamme mit Phosphorsalz geschmolzen, ist sie heiß graulich-grün, kalt wasserhell. Mit Borax geschmolzen erscheint die Kugel in der inneren Flamme heiss hellgelblich grün, kalt wasserhell, bei Mehrzusatz braun, selbst Zinn kann ihm keine violette Farbe ertheilen, wie dies auch bei dem Titanit der Fall ist. In der äußeren Flamme bilden sich kleine Blasen, die auch beim Erkalten zurückbleiben Die Kugel erscheint heiss grünlich weiss, kalt wasserhell. Mit wenig Soda schmilzt das Mineral zu einer grünlichen undurchsichtigen Schlacke, mit mehr Soda zieht es in die Kohle, durch Schlämmen derselben erhält man nichts Metallisches, Chlorwasserstoffsäure greift selbst das gepulverte Material nur sehr wenig an.“

Dieser Darstellung sind die einzelnen Untersuchungsschritte zu entnehmen, die Gustav Rose zu einem kompletten Analysengang zusammengeführt hat. Gustav Rose bezog die Beschreibung folgender zehn unterschiedlicher Bestimmungen in diese Gesamtbetrachtung ein:

Kristallformen (Abb. 11), 2.Färbungen, 3. Optisches Verhalten, 4. Spaltbarkeit, 5. Härtetest nach Mohs (Abb. 12), 6. spezifisches Gewicht, 7. Lötrohrverhalten (Metallbildung, Flitter, Verdampfungsprodukte u. a.), 8. Perlenverhalten mit Borax und Phosphorsalz, 9. Schmelzverhalten mit Soda, 10. Löslichkeit in verd. Salzsäure.

18 Fußnote zum Beitrag Gustav Roses: Auszug aus der vom Herrn Verfasser mitgeteilten Abhandlung: *De novis quibundam fossilibus, quae in montibus uralis inveniuntur.* Scripsit Gustav Rose, Dr. Prof. publ. ord. veg. acad. scient. soc. Berlin 1839



Abb. 11: Anleggoniometer zur Winkelbestimmung von Kristallflächen



Abb. 12: Vergleichskasten zur Härtebestimmung von Mineralien

Addendum 2

1949: Beschreibung einer Analyse nach Henglein

Henglein (1949) geht im Wesentlichen auch nach über 100 Jahren noch immer nach dem bereits von Gustav Rose verwendeten Schema vor und ergänzte dieses nur unwesentlich:

Prüfung ohne Reagenzien:

Erhitzen im Glaskölbchen, 2. in offener und 3. geschlossener Röhre, 4. Prüfung auf Kohle, 5. Flammenfärbung, 6. Schmelzbarkeit.

Prüfung mit Reagenzien:

7. Perlenschmelze mit Borax, 8. Perlenschmelze mit Phosphorsalz, 9. Schmelze mit Soda, 10. Schmelze mit Kaliumoxalat.

Physikalisches Verhalten:

Spaltbarkeit, Härte, Bruch, spezifisches Gewicht, Lichtbrechung, Geruch, optisches Verhalten.

Addendum 3

Die Röntgenfluoreszenz-Spektroskopie (RFS, auch XFS) ersetzt die klassische Lötrohrdiagnostik

Als eine der wichtigen Grundlagen für die Weiterentwicklungen in der Instrumentalanalytik und im Leistungsvergleich zwischen Lötrohrdiagnostik und RFS ist die Entdeckung der Röntgenstrahlen 1895 (Konrad Röntgen, 1845–1923) zu nennen. Die Anwendung dieser energiereichen elektromagnetischen Wellen in der Röntgenfluoreszenz-Spektroskopie¹⁹ ist zu einer der aussagekräftigsten analytischen Methoden insbesondere der anorganischen Elementaranalyse entwickelt worden.

¹⁹ Die Materialprobe (Gestein, Mineral, Erz, Schlacke, Legierung u.a.) wird durch polychromatische Röntgenstrahlung, Gamma- oder Ionenstrahlung bestrahlt. Durch diese Energiezuführung werden Kern nahe Elektronen von inneren Schalen der Atome der einzelnen Elemente herausgeschlagen. An die freien Stellen fallen Elektronen aus höheren Energieniveaus zurück. Die dabei freiwerdende Energie wird in Form einer elementspezifischer Fluoreszenzstrahlung abgegeben. Diese Fluoreszenzstrahlung wird von einem elektronischen Strahlungsdetektor ausgewertet. In einer graphischen Darstellung wird auf der Ordinate die Intensität der Fluoreszenz angezeigt, auf der Abszisse die element-spezifische Wellenlänge im Röntgenfluoreszenz-Spektrum. Die einzelnen Elemente liefern durch ihre spezifische Fluoreszenz-Wellenlänge ein Spektrum, welches auf der X-Achse ablesbar ist. Die Konzentration der einzelnen Elemente wird durch ihre Peak-Höhe angezeigt und ist auf der y-Achse ablesbar. Ebenso ist problemlos die tabellarische Darstellung möglich.

Die einfach durchzuführende qualitative Analyse eines Minerals wird heute „im Feld“ durch tragbare Geräte ermöglicht, die in der Form einer handelsüblichen „Akku-Bohrmaschine mit angedocktem Smartphone“ entsprechen. Mit der Spitze auf eine ebene Fläche aufgesetzt oder einfach auf das Untersuchungsobjekt ausgerichtet, steht nach Auslösen des Messstrahles in Sekunden das qualitative Resultat der Messung für alle auf der Oberfläche vorhandenen interessierenden Elemente zur Verfügung. Inhomogene Gesteine und Mineralien sollten zur quantitativen Bestimmung als Pulver homogenisiert und zu geldst ckgroen Tabletten verpresst werden. Tischgeräte im Labor benötigen für eine komplette Analyse einige Minuten.

Die geringsten Konzentrationen werden im ppm-Bereich erfasst. Ein störendes Matrix-Rauschen kann ausgeschlossen werden.

In einer außerordentlich breiten Anwendung in der Industrie, der Geologie, der Landwirtschaft, bei Erkennen der Umweltverschmutzung, bei Kunstf lschung, in der Archäologie und vielen anderen Anwendungsfeldern ist eine schnelle Aussage über die Anzahl und die Konzentration der vorhandenen chemischen Elemente möglich.

Rückblickend erscheint heute die oben ausführlich dargestellte L throhrtechnik im Vergleich zum derzeitigen Entwicklungsstand der Analysetechnik als „archaisch“. Das schnelle Vergessen dieser früheren analytisch-chemischen „Einfachtechnologie“ ist damit verständlich.

Dennoch verdienen noch heute die Fähigkeiten, der Enthusiasmus und das Wissen der damaligen Wissenschaftler unsere Bewunderung. Die Ergebnisse der russisch-sibirischen Reise Alexander von Humboldts und seiner Reisebegleiter sind dafür ein besonders geeignetes Beispiel.

Addendum 4

Zusammenstellung der mineralogischen Veröffentlichungen von Gustav Rose mit Bezug zur russisch-sibirischen Reise 1829 (nach Hoppe und Wappeler 1976, S. 337–344)

- (1830):  ber zwei neue Tellurerze vom Altai. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 18, S. 64–71
- (1831 a):  ber die Notwendigkeit Augit und Hornblende in einer Gattung zu vereinen. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 22, S. 321–343
- (1831 b):  ber die chemische Zusammensetzung des gediegenen Goldes, besonders des Goldes vom Ural. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 23, S. 161–195

- (1831 b): Über die Kristallformen des Goldes und des Silbers. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 23, S. 196–204
- (1833 a): Nachträgliche Bemerkungen über den Uralit. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 27, S. 97–106
- (1833b): Bemerkungen zu der Abhandlung von R. Herrmann, die Orenburger mineralischen Hagelkerne betreffend. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 28, S. 576–578
- (1833 c): Über die im Ural vorkommenden krystallisierten Verbindungen von Osmium und Iridium. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 29, S. 452–455
- (1833 d): Über das Vanadinblei Erzes von Bersow im Ural. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 29, S. 455–459
- (1834 a): Über das Verhältnis des Augits zur Hornblende. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 31, S. 609–622
- (1834 b): Über die Lagerstätte des Platins im Ural. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 31, S. 673–676
- (1834 c): Über den Rhodizit, eine neue Mineralgattung. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 33, S. 253–256
- (1835): Über die Gebirgsarten, welche mit dem Namen Grünstein und Grünsteinporphyr bezeichnet werden. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 34, S. 1–30
- (1836): Fernere Bemerkungen über den Rhodizit. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 39, S. 321–323
- (1837): Beschreibung des Brochantits. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 42, S. 468–469
- (1839 a): Über die rothen Abänderungen des Gelbleierztes. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 46, S. 639–644
- (1839 b): Über die mineralogische und geognostische Beschaffenheit des Ilmengebirges. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 47, S. 374–384
- (1839 c): Beschreibung einiger neuer Minerale des Urals. (Beriffet Tschewkinit, Uranotantal, Perowskit, Pyrrhit, Hydrargilit, Barsowit, Chrysoberyll). Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 47, S. 551–573
- (1840): Beschreibung einiger neuer Mineralien des Urals (Betr. Chlorospinnell und Xanthophyllit.) Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, Leipzig, 50; S. 652–656
- (1841): Über die Dimorphie des Iridiums. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 54, S. 537–539
- (1846) Über den Phenakit des Ilmengebirges, einem neuen Fundort desselben. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie Leipzig, 69, S. 143–150

Literatur:

Anonym (1822): Bergbau. Stichwort in: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Herausg. J.G. Ersch und J.G. Gruber, Neunter Theil. Im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch, Leipzig.

Batzsch, H.-J. (2014): Mineralogische Ergebnisse der Reise von Christian Gottfried Ehrenberg, Alexander von Humboldt und Gustav Rose. In: Alexander von Humboldt und Russland. Beiträge zur Alexander von Humboldt-Forschung (Bd. 31, Aranda K., Förster, A., Suckow, Ch. Hrsg.). De Gruyter Akademie-Forschung Berlin.

Berzelius, J. (1821): Von der Anwendung des Lötrohres in der Chemie und Mineralogie. Nürnberg, Verlag Johann Leonhard Schrag.

Damaschun, F. (2022): Sonnenmikroskope, Winkelmesser, Drehapparate. Historische Instrumente aus dem Museum für Naturkunde Berlin. Dietrich Reimer-Verlag Berlin.

Damaschun, F. (2021): Christian Gottfried Ehrenberg und die Entwicklung der Mikroskop-Technik im 19. Jahrhundert. HiN – Alexander von Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien 22/42.

Damaschun, F., Schmitt, R.Th. (Hrsg.) (2019): Alexander von Humboldt, Minerale und Gesteine im Museum für Naturkunde Berlin. Wallstein-Verlag Göttingen.

Göbbels, M., Goetze, J., Lieber, W. (2020): Physikalisch-chemische Mineralogie kompakt. Springer Spektrum Springer-Verlag Deutschland.

Henglein M. (1949): Mineraldiagnose mit dem Lötrohr. Sammlung Göschen. Walter de Gruyter & Co Berlin.

Honigmann, P. (1982): Über Alexander von Humboldts geophysikalische Instrumente auf seiner russisch-sibirischen Reise. Gerlands Beitr. Geophysik Leipzig 91, (3).

Hoppe, G., Wappler, G. (1976): Mineralogische Forschungsergebnisse Gustav Roses von der Rußlandreise mit Alexander von Humboldt. Zeitschrift für geologische Wissenschaften, 4. Heft 2.

Hoppe, G. (2014): Gustav Rose, der Reisebegleiter Alexander von Humboldts 1829. In: Alexander von Humboldt und Russland. Eine Spurensuche. (Hrsg.: Aranda, K., Förster, A., Suckow, Ch., Beiträge zur Humboldt-Forschung) Bd. 32, De Gruyter, Akademische Forschung Berlin/ Boston.

Humboldt, A. von (1828): Brief 5 vom 26. 2. 1828. In: Alexander von Humboldt, Briefe aus Russland. (Hrsg. Knobloch, E. Suckow, Ch. Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung Bd. 30), Akademie-Verlag 2009.

Kolbeck, F. (1927): Carl Friedrich Plattners Probierkunst mit dem Lötrohr 8. Auflage Leipzig, Verlag von Ambrosius Barth.

Krug, C. (1914): „Lötrohrprobierkunde“. Anleitung zur qualitativen und quantitativen Analyse. Springer-Verlag. Berlin.

Landmann, A. (2014): Abenteuer Mineralogie. Kristalle und Mineralien. Bestimmung und Entstehung. Springer Spektrum. Springer Verlag Berlin/Heidelberg.

Lehner, A. (1921): Tafeln zum Bestimmen von Mineralien auf chemischem Wege besonders mit dem Lötrohr. Berlin und Leipzig. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Lorenz, A.J., Schmitt, P.T. (2009): Cancrinit, das Mineral aus Russland mit dem Namensgeber aus Hanau bzw. Biber im Spessart, MKK Mitteilungsblatt, 34. Jahrgang, S. 37–46.

Markl, M. (2015): Minerale und Gesteine. Springer Spektrum. Springer-Verlag Berlin Heidelberg.

Okrusch, M., Frimmel, H.E. (2020): Mineralogie (10. Auflage) Springer Spektrum. Springer-Verlag GmbH, Deutschland.

Plattner, C.F. (1834) (2. Aufl. 1847, 3. Aufl. 1853): Probirkunst mit dem Lötrohr. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Richter, Th. (1866): Das Lötrohr und seine Anwendung bei chemischen, mineralogischen und domastischen Untersuchungen. In: Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Königlich-Sächsischen Bergakademie zu Freiberg, Dresden, C.C. Meinhold & Söhne. Seiten 213–220.

Rose, G. (1837): Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere. Erster Band: Reise nach dem nördlichen Ural und dem Altai. Berlin, Verlag der Sanderschen Buchhandlung (C.W. Eichhoff).

Rose, G. (1840): Über einige neue Mineralien des Urals. Journal für praktische Chemie. XIX 8, LXXV, S. 459–469.

Rose, G. (1842): Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere. Band 2. Berlin Mineralogisch-Geognostischer Theil und historischer Bericht der Reise. Verlag der Sanderschen Buchhandlung (G.E. Reimer) S. 404–429.

Rose, G., (1852): Das kristallo-chemische Mineralsystem. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Stottmeister, U. (2019): Der junge Alexander von Humboldt und die Technologie (Die brandenburgischen Exkursionen). Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft Band 42, 147–182).

Strähle, J., Schwend, E. (1990): Jander/Blasius: Einführung in das Anorganisch-chemische Praktikum. 13. Auflage. S. Hirzel, Verlag Stuttgartart.

Suhling, L. (2000): Die Darstellung der Hüttentechnik bei Agricola im Spiegel frühneuzeitlicher Schmelzbücher, Agricola (Chemnitz) Vol. 5, S. 5–19.

Erläuterungen und Quellennachweise zu den Abbildungen

Abb. 1: Jens Jörn Berzelius, Lithographie 1836 (Wikicommons), gemeinfrei.

Abb. 2: Lötrohre des 18. und 19. Jahrhunderts in verschiedenen Ausführungen (© TU Bergakademie Freiberg/ Michael Schwan).

Abb. 3: Lötrohr nach Karl Friedrich Plattner (1800–1858) (Plattners Original „Blowpipe“) um 1840 (mit Genehmigung der TU Bergakademie Freiberg. Foto: © Stottmeister).

Abb. 4: Flammenzonen einer unbeeinflussten Kerzenflamme (aus Kolbeck 1927, gemeinfrei).

Abb. 5: kompletter „Lötrohrkasten“ nach Plattner, hergestellt durch die Firma Lingke (um 1850). Zu erkennen sind die bruchsicheren Brenner, ein Holzkohlestück und die platzsparende Unterbringung der Chemikaliensammlung (© TU Bergakademie Freiberg/ Michael Schwan).

Abb. 6: Stativanordnung mit großem Ölreservoir für Untersuchungen im Labor. (Aus Kolbeck 1927, gemeinfrei).

Abb. 7: Anordnung eines fixierten Lötrohres, geeignet auch für einen Gebläse-Anschluss. (Aus Kolbeck 1927, gemeinfrei).

Abb. 8: Kohlestücke mit dem Lötrohr behandelte Proben. Von links beginnend: 1. Antimon, 2. Arsen, 3. Kobalt, 4. Zink, 5. Blei. (mit Genehmigung der TU Bergakademie Freiberg, Foto: © Stottmeister).

Abb. 9: Gustav Rose um 1839 (Wikimedia, gemeinfrei).

Abb. 10: Laboratorium der Akademie der Wissenschaften in der Berliner Dorotheenstr. 10 nach dem Umbau und neuer Fassadengestaltung 1865 (mit Genehmigung des Berliner Stadtmuseums).

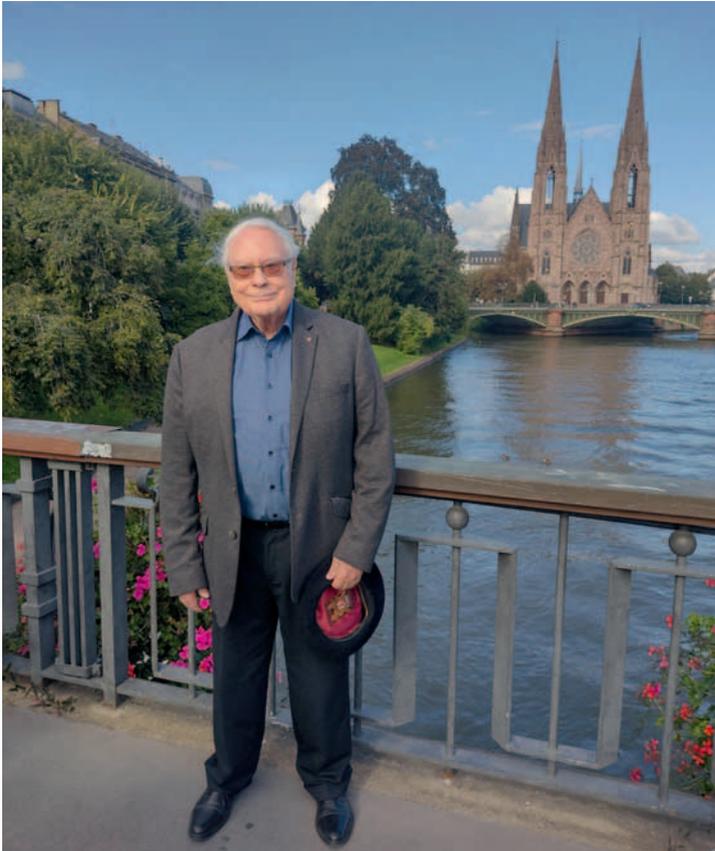
Abb. 11: Anlegegoniometer zur Winkelbestimmung von Kristallflächen (mit Genehmigung der TU Bergakademie Freiberg. Foto: © Stottmeister).

Abb. 12: Vergleichskasten zur Härtebestimmung von Mineralien (mit Genehmigung der TU Bergakademie Freiberg. Foto: © Stottmeister).

Aus der Humboldt-Gesellschaft

Prof. em. Dr. Kurt A. Heller

Kurt A. Heller ist einer der renommiertesten Bildungsforscher der Bundesrepublik. Mit seinen Untersuchungen zur Begabungsforschung, seinen Arbeiten zur Diagnostik und Bildungsberatung, schließlich mit Programmevaluationen und weitweiten Forschungsk Kooperationen hat er seit den 1960er Jahren internationale Reputation erworben. Mitglied der Humboldt-Gesellschaft ist er seit 1993.



*Kurt A. Heller im Oktober 2024 bei der 116. Tagung
der Humboldt-Gesellschaft in Straßburg;
Pont Royal mit Blick auf die Église réformée Saint-Paul.*

Foto: © Peter J. Brenner

Kurt A. Heller wurde 1931 im badischen Kilsheim als Sohn eines Postbeamten geboren. Mitten im Krieg, 1943, wechselte er auf das humanistische Gymnasium in Tauberbischofsheim, um der vom Lehrer empfohlenen „Adolf-Hitler-Schule“ auszuweichen, und wohnte im dortigen Internat des Erzbischöflichen Konvikts. Der Vater kam erst 1950 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. 1952 begann er das Studium der Katholischen Theologie und Philosophie in Freiburg und konnte dort Vorlesungen von Martin Heidegger und Max Müller hören. Nach dem Weggang von Freiburg wechselte er in Heidelberg von der Theologie zur Pädagogik, legte das Erste und Zweite Staatsexamen für das Volksschullehramt ab und absolvierte anschließend ein Aufbaustudium am „Taubstummenseminar“ der Universität/Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Damit erwarb er die Lehrbefähigung für Gehörlosen-, Schwerhörigen- und Sprachheilpädagogik. Berufsbegleitend studierte er Diplom-Psychologie und arbeitete von 1956 an als Volksschullehrer, sodann als Gehörlosenlehrer und Sprachheilpädagoge in Heidelberg. 1957 heiratete er seine Frau Irmgard Heller, geb. Holz, mit der er zwei Kinder hat; sie verstarb 2016.

Auch wenn die akademischen Bildungsgänge vor der „Bologna-Reform“ ohnehin nicht vergleichbar sind mit den eng gefassten heutigen Bachelor- und Masterstudiengängen, so ist doch diese Vielfalt erfolgreich abgeschlossener Studien auch für die damalige Zeit außergewöhnlich.

Mit der Dissertation „Aktivierung der Bildungsreserven“ von 1968 an der Universität Heidelberg fand er sein Lebensthema als Forscher. Es folgten Assistentenjahre am Sonderpädagogischen Institut der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg. In diesen Jahren bildete Kurt A. Heller sein wissenschaftliches Profil heraus und verfasste eine Reihe von Lehrbüchern zur psychologisch-pädagogischen Diagnostik. Zugleich engagierte er sich energisch am Aufbau von Institutionen der Begabtenförderung in Baden-Württemberg; 1966 baute er die erste Bildungsberatungsstelle in Baden-Württemberg auf und war bis 1969 deren Leiter. Im dreibändigen „Handbuch der Bildungsberatung“ (1975/76) wertete er diese Erfahrungen theoretisch aus; ihm folgte das „International Handbook of Giftedness and Talent“, das 2002 in zweiter Auflage erschien.

Die 1960er Jahre waren die Zeit tiefgreifender Bildungsreformen in der Bundesrepublik. Vorreiter waren die beiden CDU-geführten Bundesländer Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen mit den Kultusministern Wilhelm Hahn und Paul Mikat. Das zentrale Ziel dieser Reformen war nach dem „Sputnik-Schock“ von 1957 die „Bildungsexpansion“: die Erhöhung der Abiturientenquoten und Studentenzahlen. Das führte zur Neugründung einer ganzen Reihe von Universitäten und Gesamthochschulen. Damit einher ging eine intensive Bildungswerbung zur Erschließung von „Begabungsreserven“, die vor allem jenseits der urbanen Zentren zu finden waren – das „katholische Mädchen vom Lande“ war die sprichwörtlich gewordene Adressatin dieser Politik. Diese Bestrebungen brachten eine ganze Ge-

neration von „Erstakademikern“ hervor, wie Kurt A. Heller ein gutes Jahrzehnt zuvor selbst einer war.

Mit seiner ersten Berufung auf eine Dozentur für Blindenpsychologie an der PH/U Heidelberg begann eine glänzende akademische Karriere. Nach einer weiteren Zwischenstation an der Pädagogischen Hochschule Rheinland in Bonn erhielt er 1975 den Ruf auf den Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie an der Universität zu Köln. 1981 wurde er auf den Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie und Diagnostik an der Ludwig Maximilians-Universität München berufen, wo er Ende 1999 emeritiert wurde.

Mit seinen international beachteten Forschungsansätzen und dem Aufbau von praxisbezogenen Beratungseinrichtungen hat Kurt A. Heller maßgeblich zur Modernisierung des Bildungswesens in der Bundesrepublik beigetragen.

Seit den 1980er Jahren erarbeitete er das Thema „Hochbegabung“ als neues Forschungs- und bildungspolitisches Feld, das von der 68er-Bewegung, welche sich die Bildungsreform zu Unrecht als ihr Verdienst zugerechnet hat, an den Rand gedrängt worden war. Mit dem „Munich Model of Giftedness“ entwickelt er ein inzwischen international etabliertes und in Längsschnittstudien, unter anderem auch einer deutsch-chinesischen Kulturvergleichsstudie, bewährtes mehrdimensionales psychologisches Begabungskonzept. In seinen Arbeitsgebieten der Testpsychologie, Diagnostik und Begabungsförderung, mit seinen Programmevaluationen und seinen Forschungsk Kooperationen erarbeitete Kurt A. Heller sich internationales Ansehen.

In den mehr als vier Jahrzehnten seine akademischen Tätigkeit hat er eine große Zahl weiterer Aufgaben übernommen: Er war Mitglied von bildungspolitischen Planungskommissionen in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen, er hat internationale Forschungs- und Vortragsreisen unternommen, eine unübersehbare Zahl von Mitgliedschaften in Kommissionen, Beiräten, Fach- und Gutachterausschüssen sowie nationalen und internationalen Fachgesellschaften und Herausgeberschaften internationaler Fachzeitschriften aus dem weiteren Bereich der Bildungs- und Begabungsforschung prägt seinen akademischen Weg und nicht zuletzt hat er eine sehr große Anzahl von wissenschaftlichen Arbeiten publiziert. Schließlich hat er an seinen verschiedenen Tätigkeitsorten auch eine ganze Reihe von Mitarbeitern gefördert, die seine Forschungsansätze weitergeführt und ihrerseits akademische Karrieren gemacht haben. Daneben fand er noch Zeit zum Skifahren und Segeln.

Als Bildungsforscher, als Berater in bildungspolitischen Entscheidungsprozessen während einer entscheidenden Phase der bundesrepublikanischen Bildungsgeschichte, als produktiv publizierender Wissenschaftler, als Wissenschaftsorganisator und nicht zuletzt als akademischer Lehrer hat Kurt A. Heller sich weit über seine Fachgrenzen hinaus Reputation erworben. In der bildungswissenschaftlichen und bildungspolitischen Landschaft der Bundesrepublik hat er bleibende Akzente mit internationaler Ausstrahlung gesetzt.

Peter J. Brenner

Wahlen zum Präsidium der Humboldt-Gesellschaft

Bei der Mitgliederversammlung am 4. Oktober 2024 in Rastatt fanden turnusmäßig Wahlen für die 22. Amtsperiode statt. Gewählt wurden das Präsidium, der Vorsitzende des Schiedsgerichts sowie die beiden Rechnungsprüfer. Die Amtsperiode begann am 1. Januar 2025; sie beträgt 3 Jahre.

Es waren 46 stimmberechtigte Mitglieder anwesend; zusätzlich gab es 10 Stimmrechtsübertragungen.

Wahlergebnis:

Funktion	Person	Abgegeb. Stimmen	Ja	Nein	Enth.
<i>Präsidentin</i>	Prof. Dr. Helen Geyer	56	51	2	3
<i>Vizepräsident</i>	Andreas Koch	56	50	3	3
<i>Schatzmeisterin</i>	Irmtraud Bast-v. Humboldt-Dachroeden	56	56	0	0
<i>Koordinator des Akademischen Rats</i>	Prof. Dr. Peter J. Brenner	56	48	5	3
<i>Geschäftsführer</i>	Georg von Humboldt-Dachroeden	56	55	1	0
<i>Schriftführer</i>	Nicolai Schröder	56	53	2	1
<i>Medienreferent</i>	Georg von Humboldt-Dachroeden	56	55	1	0
<i>Beisitzer 1</i>	Priv.-Doz. Dr. Udo von der Burg	56	53	1	2
<i>Beisitzer 2</i>	Dr. Wolfgang Siegfried	56	45	8	3
<i>Vorsitzender des Schiedsgerichts</i>	Dr. Bernhard Wahl	56	50	5	1
<i>1. Rechnungsprüferin</i>	Dr. Hanna Jordan	56	55	0	1
<i>2. Rechnungsprüfer</i>	Thomas Stolte	56	54	1	1

Tagungsankündigungen 2025

117. Tagung in Ilmenau

Die 117. Tagung der Humboldt-Gesellschaft ist dem hochaktuellen Thema „Künstliche Intelligenz. Chancen und Risiken“ gewidmet. Sie wird vom 9. bis 11. Mai 2025 in der Goethe- und Universitäts-Stadt Ilmenau stattfinden.

Die Künstliche Intelligenz (KI) wird mittlerweile von vielen als eine der wichtigsten Technologien der Gegenwart und Zukunft angesehen. Es gibt kaum ein Gebiet in der Gesellschaft, auf dem KI nicht schon jetzt eine bedeutende Rolle spielt. Die Welt befindet sich mitten in einem KI-Umbruch. Vergleichbar mit der technischen Revolution, bei der die Muskelkraft des Menschen durch Maschinenkraft ersetzt wurde, übernimmt die KI heutzutage mehr und mehr Fähigkeiten des menschlichen Verstandes. Bereits jetzt werden beispielsweise mit Hilfe von KI-Algorithmen Sprachübersetzungen durchgeführt, die denen menschlicher Übersetzungen kaum mehr nachstehen. Mittels KI erzeugte Texte, Bilder oder Kompositionen können häufig nicht mehr von „traditionell“ erstellten unterschieden werden. Das Design von Eiweißmolekülen mit definierten Eigenschaften, wie sie z. B. in der Pharmazie benötigt werden, gelingt in einem Bruchteil der Zeit, die bisher mittels traditioneller Syntheseverfahren benötigt wird.

Seit dem Erscheinen des für eine breite Öffentlichkeit zugänglichen Computerprogramms ChatGPT hat KI mittlerweile auch im persönlichen Leben vieler Menschen in breitem Maße Einzug gehalten. Aber auch mittels KI erstellte „Fake News“ beeinflussen schon jetzt das politische Geschehen einschneidend. Dies sind nur wenige Beispiele. KI ist der „Game Changer“ unserer Zeit; sie betrifft nahezu alle Bereiche der Gesellschaft, der Kultur, der Politik, alle wissenschaftlichen Disziplinen. Aufgrund dieser Tatsache ist eine breite fachübergreifende Debatte zu den Chancen und Risiken der KI nachdrücklich geboten. KI sollte nicht nur eine Angelegenheit von hochspezialisierten Experten sein.

Des Weiteren sind im Rahmen der Tagung Beiträge über das Verhältnis der Brüder Humboldt zu Goethe sowie zu Alexander von Humboldts Erkenntnissen zu Glasschmelz- und Porzellanbrennöfen, wie diese auch in Ilmenau vor 230 Jahren genutzt wurden, vorgesehen.

Ein anderer Höhepunkt der Ilmenauer Tagung wird am zweiten Tag der Ausflug auf den Ilmenauer Hausberg sein, den 864 m hohen „Kickelhahn“, auf dem Johann Wolfgang von Goethe am 6. September 1780 sein wohl bekanntestes Gedicht, „Wandlers Nachtlied“, verfasste. Bei günstigem Wetter kann man von dort einen fantastischen Rundblick über das Grüne Herz Deutschlands genießen. Alternativ dazu können Institute der Technischen Universität Ilmenau mit

Bezug zur KI besichtigt werden. Ebenso alternativ kann an einer Führung durch Ilmenau und am Besuch des GoetheStadtMuseums teilgenommen werden, wobei besonders die häufigen Aufenthalte Goethes und sein Wirken in Ilmenau thematisiert werden. Abgerundet wird das kulturelle Programm am Samstag durch ein Orgel-Konzert, gespielt vom Kirchenmusiker Hans-Jürgen Freitag auf der imposanten Walcker-Orgel der St. Jakobus-Kirche zu Ilmenau, bevor der Tag mit einem festlichen Abendessen ausklingt.

Dank der recht zentralen Lage Ilmenaus in Deutschland ist die Anreise per Bahn oder Pkw aus allen Himmelsrichtungen recht mühelos zu bewerkstelligen. Die Organisatoren der 117. Tagung der Humboldt-Gesellschaft freuen sich, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung im Mai 2025 in Ilmenau begrüßen zu können.

Prof. Dr. Gerhard Gobsch

118. Tagung in Binz auf Rügen

Die Herbsttagung 2025 mit dem Titel „Rügen – Sehnsuchtsort der Romantik und gefährdetes natürliches und kulturelles Erbe“ findet vom 10. bis 12. Oktober im Ostseebad Binz auf Rügen statt. Tagungsort ist das Arkona Strandhotel.

Rügen bietet eine einzigartige Natur- und Kulturlandschaft. Die größte deutsche Insel mit ihrer Lage im Ostseeraum hat eine bewegte politische Geschichte und sie war, besonders in der Zeit der Romantik, Sehnsuchtsort für Künstler und Schriftsteller. Auch Wilhelm von Humboldt war hier 1796 zu Gast. Zugleich bietet sie mit ihren weltberühmten Kreidefelsen, Buchenwäldern und Biosphärenreservaten eine einzigartige, aber auch gefährdete Naturkulisse.

Die Tagung der Humboldt-Gesellschaft wird einige dieser Facetten mit Vorträgen, Stadtführungen und einer Inselrundfahrt erschließen und dabei einen Blick auf die Natur, die Architektur und die Geschichte dieser Insel werfen.

Prof. Dr. Ulrich Schmidt-Denter
Prof. Dr. Peter J. Brenner

Nachruf

Prof. Dr. Peter Nenniger

Am 25. November 2024 ist Prof. Peter Nenniger wenige Monate nach seinem 80. Geburtstag verstorben. Peter Nenniger war seit 1993 Mitglied der Humboldt-Gesellschaft. Im gleichen Jahr wurde er in den Akademischen Rat der Humboldt-Gesellschaft gewählt und von 2013 bis 2018 war er ihr Präsident; zuvor hat er verschiedene andere Aufgaben im Präsidium der Humboldt-Gesellschaft wahrgenommen. Seine Amtszeit fiel in eine Periode schwieriger Umbrüche, die er souverän meisterte, indem er mit seinem ausgleichenden Temperament Kontroversen durch besondere Moderation und mit stillem Humor entschärfte.

Inhaltlich und konzeptionell hat er der Humboldt-Gesellschaft wesentliche Impulse gegeben durch die Initiierung von „Positionspapieren“ zu aktuellen gesellschafts- und bildungspolitischen Themen. Diese Positionspapiere schärfen nicht nur das Profil der Humboldt-Gesellschaft in der Außenwahrnehmung. In ihrer Vorbereitung setzten sie auch einen internen Diskussions- und Klärungsprozess in Gang, in dem, moderiert durch Peter Nenniger, verschiedene Auffassungen zu Wort kamen und Spannungen entschärft wurden.

Auch sein Engagement für die Gründung der Regionalvertretung in Mansfeld war ein sehr wichtiger Impuls für die Weiterentwicklung der Humboldt-Gesellschaft. Im November 2016 konnte er die Regionalvertretung im festlichen Rahmen auf ihrem Sitz, dem Rittergut Rödgen, eröffnen. Peter Nenniger hat auch federführend dabei mitgewirkt, dem neu gestalteten Gymnasium in Hettstedt den Namen der beiden Humboldt-Brüder zu verleihen.

Ein Höhepunkt seiner Amtszeit als Präsident war die von ihm konzipierte und realisierte Tagung in Solothurn (Schweiz) im Mai 2018 mit der Exkursion zu Pestalozzis Erziehungseinrichtungen in Burgdorf.



Präsident Peter Nenniger bei der Tagung in Solothurn, im Mai 2018

© Foto Andreas Jung

Die ebenfalls unter seiner Präsidentschaft stattfindende wissenschaftliche Tagung der Humboldt-Gesellschaft im Juni 2017 in Potsdam anlässlich des 250. Geburtstags Wilhelm von Humboldts erbrachte wichtige Beiträge zur Humboldt-Forschung und fand große Resonanz. Peter Nenniger wurde zusammen mit seiner Gattin und dem Ehepaar von Humboldt-Dachroeden im November 2017 vom Bundespräsidenten ins Schloss Bellevue eingeladen.

Peter Nenniger pflegte eine zurückhaltende Amtsführung und stellte sich unpräzise in den Dienst der Humboldt-Gesellschaft, ohne das Rampenlicht zu suchen. Unter seiner Präsidentschaft wurde die Humboldt-Gesellschaft wieder zu einem innerlich gefestigten und weit geachteten gesellschaftlichen Diskussionspartner im Geist der Brüder Humboldt.

Bei seinem Eintritt in den Ruhestand 2009 konnte Peter Nenniger auf eine herausragende wissenschaftliche Laufbahn zurückblicken. Er wurde am 29. Mai 1944 in Biel (Schweiz) geboren, studierte Psychologie in Freiburg i. Br., Mannheim und Aix-en-Provence, wurde 1977 in Mannheim promoviert und habilitierte sich im Fach Erziehungswissenschaft 1984 in Freiburg.

1986 wurde er an die Universität Kiel und 1992 an die Universität Landau, die jetzige Rheinland-Pfälzische Technische Universität Kaiserslautern-Landau, berufen. Hier war er Mitglied der kollegialen Leitung des „Zentrums für empirische pädagogische Forschung“. Daneben nahm er zahlreiche, auch internationale akademische und administrative Aufgaben wahr.

Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit lag im Bereich der empirischen Erziehungswissenschaft mit den Forschungsfeldern Lehr-Lern-Forschung, Berufs- und Wirtschaftspädagogik, Motivations- und Interessentheorie sowie Methodologie der Erziehungswissenschaft. Peter Nenniger publizierte in internationalen Zeitschriften und Verlagen, und er betreute als Herausgeber und Beiratsmitglied Periodika, Sammelwerke und Serien. Er war Mitglied angesehenen Fachgesellschaften und erhielt mehrere internationale Auszeichnungen für sein wissenschaftliches Werk. Er sprach Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch.

Die ökumenische Trauerfeier fand am 6. Dezember 2024 in Landau-Godramstein in der katholischen Kirche St. Pirminius statt. Bei seiner Beisetzung in Landau war die Humboldt-Gesellschaft durch ihre Präsidentschaftsmitglieder Irmtraud Bast-von Humboldt-Dachroeden und Georg von Humboldt-Dachroeden vertreten.

Die Humboldt-Gesellschaft schuldet Prof. Peter Nenniger tiefen Dank und Anerkennung. Peter Nenniger wird seinen wichtigen Platz in der Geschichte der Humboldt-Gesellschaft behalten.

Prof. Dr. Helen Geyer

Präsidentin der Humboldt-Gesellschaft

Prof. Dr. Peter J. Brenner

Koordinator des Akademischen Rats

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Univ.-Prof. Dr. Peter J. Brenner, Mering

Geb. 1953, Studium der Philosophie, Germanistik, Komparatistik und Erziehungswissenschaft sowie Promotion in Bonn; Akademischer Rat a. Z., Habilitation und Privatdozent in Regensburg, Heisenberg-Stipendiat in Bayreuth; Gastprofessuren an der University of North Carolina at Chapel Hill und der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck; von 1991 bis 2009 Univ.-Prof. für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität zu Köln; von 2009 bis 2019 an der Technischen Universität München, u. a. Direktor des TUM.Archivs. Zahlreiche Buch- und Zeitschriftenpublikationen zur Literatur und Kulturgeschichte sowie zur Bildungspolitik.

Priv.-Doz. Dr. Udo von der Burg, Dortmund

Geboren 1943, Studium an den Universitäten Münster, Göttingen, Tübingen und Bochum (Pädagogik, Deutsch, Geschichte, ev. Theologie, Sozialwissenschaften); Staatsexamina und Referendariat; 1974 Promotion; 1989 Habilitation und Privatdozentur im Bereich Schulpädagogik und Didaktik, 1976 Fachleiter für Pädagogik; seit 1981 Lehrbeauftragter für Erziehungswissenschaft an der TU Dortmund. Breite Vortragstätigkeit, zahlreiche Publikationen.

Dr. Kai Kähler, Bremerhaven

Geb. 1961 in Pinneberg, studierte Schiffbau, Philosophie, Politologie, öffentliches Recht und Neuere Geschichte an der Universität Hamburg. 1990 Abschluss mit einer Magisterarbeit; 2006 Promotion an der Universität Bremen. Seit 1996 Geschäftsführer und Direktor des Kunstvereins Bremerhaven von 1886 e.V. Betreiber einer vereinseigenen Kunsthalle und des 2007 neu errichteten Kunstmuseum. Seit 2020 Direktor des Historischen Museums Bremerhaven.

Prof. Dr. Dr. h.c. Alexis Papathanassis, Bremerhaven

Geb. 1975 auf Rhodos, Rektor der Hochschule Bremerhaven. Seit 2005 Professor für Kreuzfahrtmanagement und e-Tourismus an der Hochschule Bremerhaven. Zuvor Dekan des Fachbereichs Management und Informationssysteme, Co-Direktor des Instituts für Maritimen Tourismus und Vorsitzender der Cruise Research Society. Publikationen vor allem zum Kreuzfahrtsektor. Seine Beiträge und Artikel werden unter den meistzitierten Artikeln in „Tourism Management“ aufgeführt und sind mit Preisen ausgezeichnet.

Annika Brieber, M. Sc., Bremerhaven

Geb. 1993 in Stuttgart, Studium „Physik des Erdsystems, Meteorologie, Ozea-

nographie, Geophysik“ an der Universität Kiel, danach „Klima- und Umweltwandel – Physische Geographie“ an der Universität Mainz. Daneben Tätigkeit für private Wetterdienste und für das „Fachzentrum Klimawandel“ am Hessischen Umweltamt sowie für die „Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ)“ in Eschborn. Seit 2019 Meteorologin und Wissenschaftskommunikatorin im Klimahaus Bremerhaven.

Prof. Hanspeter Münch, Ettlingen

Geboren 1940 in Potsdam, bildender Künstler. Studium an den Kunsthochschulen Stuttgart und Hamburg. Ateliers in Florenz, Rom, London und Frankfurt. Honorarprofessor an der Hochschule für Gestaltung, Offenbach. Führt das Staatsexamen für Kunststudierende an Hochschulen ein. Lebt und arbeitet in Ettlingen, BW und in Ligurien, Italien.

Irmtraud Bast-Freifrau von Humboldt-Dachroeden, Bammental

Geboren 1954 in Heidelberg, Studium der französischen Literaturwissenschaft und Geschichte in Heidelberg, 1. u. 2. Staatsexamen, Ausübung Lehramt an Gymnasien in Baden-Württemberg bis 1985; parallel Studium der Wirtschaftsinformatik an der Fachhochschule Frankfurt, Diplom 1986. Programmleitung im Entwicklungsbereich eines führenden deutschen IT-Unternehmens in München. Studium des Prozess- und Systemmanagements an der TU München und Deggendorf, Diplom 2008. Leitende Programmdirektorin für IT-Großprojekte bis 2020.

Prof. Dr. Helen Geyer, Eisenach

Professorin für Musikwissenschaft Weimar/Jena (seit 1995, i.R. seit 2019), Präsidentin der Humboldt-Gesellschaft; spezialisiert auf die Musikgeschichte des 16. bis 20. Jahrhunderts, mit Fokussierung auf Kirchenmusik, Oper und Oratorium, mitteldeutsche Musikgeschichte, Italien, Venedig, Frauenkonservatorien und Benjamin Britten. Leitung der Cherubini-Werkausgabe, (Mit-) Herausgeberin der Cherubini-Studies, der Cherubiniana, der Molter-Ausgabe, und der Schriften der Academia Musicalis Thuringia. Leitung der Internat. Cherubini-Gesellschaft und mehrerer großer Forschungsprojekte: Thüringische Musikgeschichte, venezianische Musikgeschichte (Psalmenforschung), Wagner-Sammlung in Eisenach. Als Vorstandsmitglied der Academia Musicalis Thuringiae verantwortliche Tätigkeiten seit der Gründung 1998, führende Positionen in verschiedenen internationalen Gremien. Die zahlreichen Publikationen, internationalen Vorträge und Seminare befassen sich mit Themen des 16. bis 20. Jahrhunderts. Trägerin des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland und der Kulturehrendnadel des Freistaates Thüringen.

Prof. Dr. Michael Maurer, Jena

Geboren 1954 im Schwarzwald, Gymnasium in Rastatt. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Univ. Tübingen; Promotion 1986: „Aufklärung und Anglophilie in Deutschland“; Habilitation an der Univ. Essen 1993 zum Thema „Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680-1815)“. Seit 1998 Inhaber der Professur für Kulturgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena; dort Aufbau des neuen Studiengangs und des Instituts für Volkskunde/Kulturgeschichte. Forschungsschwerpunkte: Europäische Geschichte (besonders Deutschland, England, Irland und Schottland) sowie Kulturgeschichte mit einem Schwerpunkt im 18. Jh. 2016 Publikation des Buches „Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk“. 2023 ausgezeichnet mit der Herder Medaille der International Herder Society.

Tobias Hirschmüller, M. A., Neuburg a. d. Donau

Studium der Neuen Geschichte an der Kathol. Univ. Eichstätt-Ingolstadt; 2011 wiss. Mitarbeiter im DFG-Projekt „Edition der Akten der Provisor. Zentralgewalt von 1848/49“; Tätigkeiten am Haus der Frauengeschichte in Bonn und im EU-Projekt „Weiblicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland und Frankreich“. Seit 2024 im DFG-Projekt „Das preuß. Königspaar Wilhelm I. und Augusta zw. Neuer Ära und Reichsgründung (1857-1871). Eine digitale Edition“; wiss. Mitarb. am Forschungszentrum Europa der Univ. Trier. Promotionsthema: „Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser der Provisor. Zentralgewalt in der Revolution von 1848/1849“.

Prof. i. R. Dr. habil. Ulrich Stottmeister, Leipzig

Geb. 1939 in Kyritz (Brandenburg), Studium der Chemie in Leipzig an der Karl-Marx-Universität (1959–1964), 1968 Promotion zum Dr. rer. nat. („Elektrochemische Analysen“). 1970 Wechsel zur Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW, Institut für Biotechnologie). 1986 Promotion B zum Dr. sc. nat. (AdW, Berlin, „Biotechnologische Produktsynthesen“), 1987 Facultas docendii, 1988 Dozent für Biotechnologie an der Universität Leipzig. An eine Tätigkeit an der University of Waterloo, Kanada (1990) schloss sich 1991 die Berufung als Sektionsleiter am neu gegründeten UFZ Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle an (Themenfelder „Sanierungsforschung“ und „Umweltbiotechnologie“). Habilitation 1991, Berufung an die Universität Leipzig, Fakultät für Chemie und Mineralogie als Professor für Technische Chemie und Biotechnologie im Jahr 1995. 1996 Aufnahme als Ordentliches Mitglied (OM) in die SAW Sächsische Akademie der Wissenschaften, als OM in die Deutsche Akademie der Technikwissen-

schaften acatech im Jahre 2002.

Seit 2004 im Ruhestand. Von 2004–2008 Vizepräsident und Präsident der ISEB „International Society of Environmental Biotechnology“. In der SAW von 2009–2015 Leitung einer Projektgruppe „Technikfolgenbewertung“.

Seit 2015 widmet sich Ulrich Stottmeister der Biographie Alexander von Humboldts und bearbeitet besonders dessen Lebensabschnitt der „russisch-sibirischen Reise“. Mitglied der Humboldt-Gesellschaft seit 2007, Mitglied des Akademischen Rates seit 2017.

Georg Freiherr von Humboldt-Dachroeden, Bammental

Geboren 1950 in Gießen, Studium der Germanistik, Geschichte und Geographie in Heidelberg, 1. u. 2. Staatsexamen, Lehramt an Gymnasien in Baden-Württemberg bis 1985; parallel Studium der Wirtschaftsinformatik an der FH Karlsruhe, Diplom 1986. Programmierung von Prozessvorgaben, Lernprogrammen und Desktopapplikationen. Qualitätsingenieur von Geoinformationssystemen und technischer Redakteur.

Hinweise zur Manuskriptgestaltung

für die „Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.“

Allgemeines

- ▶ Die „Abhandlungen“ erscheinen seit 1964. Sie richten sich, entsprechend der Zielsetzung der Humboldt-Gesellschaft, in erster Linie an ein akademisch vorgebildetes, aber fachwissenschaftlich breit gestreutes Publikum.
- ▶ Die Abhandlungen veröffentlichen nur Originalbeiträge, die noch nicht an anderer Stelle publiziert wurden. Veröffentlicht werden Text- und Bildbeiträge sowie literarische oder künstlerische Arbeiten.
- ▶ In erster Linie veröffentlichen die „Abhandlungen“ die Beiträge der jeweils vorangegangenen Tagungen der Humboldt-Gesellschaft. Darüber hinaus können auch weitere Beiträge, Hinweise und Informationen aufgenommen werden.
- ▶ Die „Abhandlungen“ werden herausgegeben von der Humboldt-Gesellschaft und koordiniert vom „Akademischen Rat“ der Humboldt-Gesellschaft. Mit der Redaktion beauftragt ist Prof. Dr. Peter J. Brenner.
- ▶ Alle Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft erhalten ein Exemplar zugestellt; die „Abhandlungen“ sind darüber hinaus auch käuflich zu erwerben. Die „Abhandlungen“ sind auf der Website der Humboldt-Gesellschaft vollständig und frei im Netz zugänglich (www.humboldt-gesellschaft.org).
- ▶ Die Autoren übertragen die Rechte für ihre Beiträge an die Humboldt-Gesellschaft für die einmalige Publikation im Druck und für die zeitlich unbegrenzte Wiedergabe auf der Website der Humboldt-Gesellschaft. Eine spätere Verwendung (mit dem Hinweis auf die Erstveröffentlichung) steht den Autoren frei. Die Humboldt-Gesellschaft kann leider keine Honorare zahlen. Die Beiträger erhalten drei Freixemplare.
- ▶ Die Autoren zeichnen für ihre Beiträge selbst verantwortlich. In einem Heft können unterschiedliche Auffassungen zur gleichen Thematik vertreten werden.
- ▶ Die „Abhandlungen“ erscheinen einmal jährlich, möglichst im März, im TZ-Verlag in Roßdorf bei Darmstadt.

Manuskriptgestaltung

- ▶ Bitte reichen Sie rechtzeitig zum Abgabetermin eine word-Datei beim verantwortlichen Herausgeber ein. Verwenden Sie so wenige Formatierungen wie möglich. Der Verlag übernimmt die Daten und bereitet sie typographisch auf (Satz und Layout).
- ▶ Sie erhalten vor dem Druck einen Korrekturbogen zur Durchsicht.
- ▶ Die Beiträge sollten im Wesentlichen aus einem zusammenhängenden Text bestehen und, je nach Thema, mit ergänzenden Grafiken und Illustrationen versehen sein. Der bloße Abdruck von Powerpoint-Folien ist nicht vorgesehen.
- ▶ Die Beiträge sollen einen Umfang von 10 bis 20 Seiten à 2 800 Zeichen (incl. Leerzeichen) haben. Kürzere oder längere Beiträge sind nach Absprache möglich.
- ▶ Gliedern Sie Ihren Beitrag durch mehrere (nummerierte oder nicht-nummerierte) Zwischenüberschriften.
- ▶ Stellen Sie Ihren Texten ein Abstract (500 Zeichen) in deutscher und möglichst auch englischer Sprache voran.
- ▶ Folgen Sie bitte dem „Amtlichen Regelwerk und Wörterverzeichnis: Grundlegende Neubearbeitung“ des „Rats für deutsche Rechtschreibung“ in der Fassung vom Juli 2023. (<https://grammis.ids-mannheim.de/rechtschreibung>)
- ▶ Da unsere Autoren aus den unterschiedlichsten Fachkulturen kommen, können sie auf das von ihnen jeweils bevorzugte wissenschaftliche Zitierverfahren zurückgreifen (deutsche Zitierweise bzw. Chicago Style [Fußnoten]; Richtlinien der American Psychological Association [APA 6 + 7], Harvard; MLA-Style).
- ▶ Bitte vermeiden Sie das Zitieren von Interquellen (insbes. „Wikipedia“). Ggf. geben Sie nicht nur die URL an, sondern zitieren bitte entsprechend dem von Ihnen gewählten Zitierstil. Eine Zitierhilfe finden Sie z.B. hier: <https://www.scribbr.de/zitieren/generator/zitieren/internetseite/>

Illustrationen

- ▶ In Ihren Beitrag können Schwarzweißillustrationen oder Grafiken aufgenommen werden (farbige Wiedergabe ist aus Kostengründen in der Regel nicht möglich).
- ▶ Die Auflösung muss mindestens 300 dpi betragen.
- ▶ Illustrationen sollen nicht in den Manuskript-Text integriert, sondern als jeweils separate Datei eingereicht werden. Nummerieren Sie die Dateien und kennzeichnen Sie die Stellen im Text mit Nr. und Fettdruck, an der sie in den Text eingeführt werden sollen.



ISBN: 978-3-96031-070-9